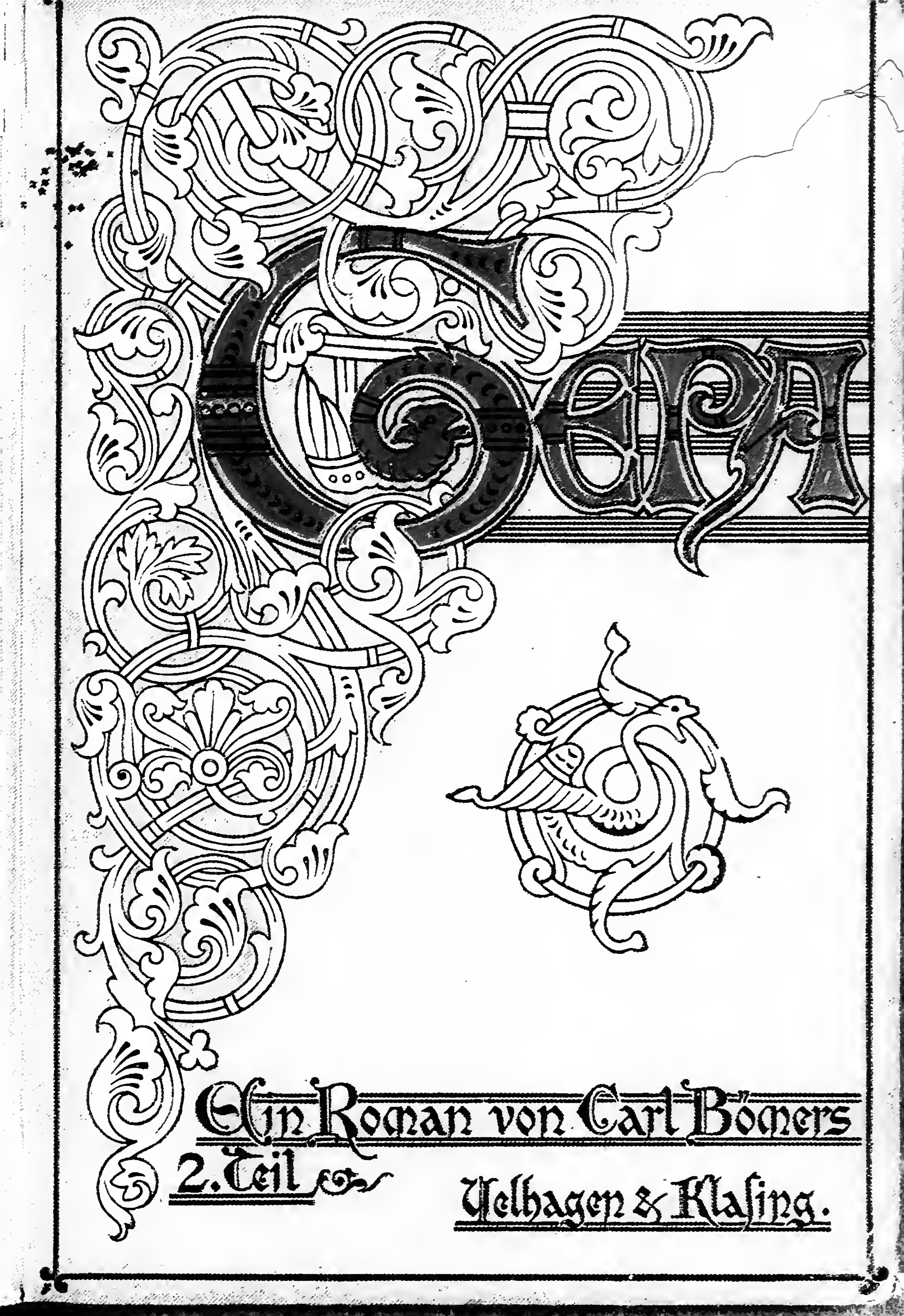

Gerta
Ein Roman von Carl Bömers
2. Teil
Velhagen & Klasing.


THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834B639
Og 1887
v. 2





Daheimbibliothek IV. Band, 2. Teil:

Gepa. Zweiter Teil.



Gepa.

Ein Roman

von

Carl Bömers.

II. Teil.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1887.

Das Recht der Übersetzung in andre Sprachen wird vorbehalten.

834B639
Og1887
v.2

Inhaltsverzeichnis.

296716



XII.

Wegeweiser.

Nach Lodi, zu einem Fürstenrate, hatte der Kaiser Friedrich die Großen des Reichs, welche ihm über die Alpen gefolgt waren, samt seinen Parteigängern unter den italischen Landgewaltigen, berufen, um das Los Mailands mit ihnen zu bereden.

Die Kraft der Stadt war gebrochen, längst war rings in der Umgegend die junge Saat vernichtet, die Dörfer standen ausgeraubt und verödet, die Verteidigungsmannschaft der Stadtmauern war zerrieben in verlustreichen Kämpfen, und was noch übrig geblieben, war müde geworden bis ins Mark. Von Lodi aus waren die letzten Verkehrswege nach Piacenza und Brescia, welche den Mailändern noch offen gestanden, den Belagerten abgeschnitten, eine Feuersbrunst in der Stadt hatte den größten Teil der vorhandenen Lebensmittel verzehrt, das ausgehungerte Volk drängte die Konsuln zur Übergabe. Jetzt in der größten Not war eine Gesandtschaft nach Lodi gekommen, um alldort mit dem Kaiser über den Frieden zu verhandeln.

Vor dem Thore der Stadt auf weiter Ebene tagte der Fürstenrat, über das Blachfeld verstreut standen die Gezelte des Heergefolges, und in der Mitte des Lagers auf dem Königsstuhle, unter einem Baldachin, saß Kaiser Friedrich. Er hielt das Schwert zwischen den Knieen, seine großen blauen Augen glitten ernst und sinnend über die belebte Fläche, auf der das müßige Kriegsvolk rastete; um ihn im Halbkreise saßen und standen die Würdenträger der Kirche und des Reichs, hell strahlten im Sonnenlicht ihre Kleider, rote mit gelben, blaue mit grünen und schwarze mit weißen gemischt. Mannigfaltig wie die Farbe war die Art und Gesinnung der Herren und verschieden das Maß ihrer Ergebenheit und Treue gegen den Kaiser.

Friedrich winkte und die Mailändischen Gesandten traten vor ihn hin; es waren acht ergraute Männer, denen der Kummer auf den Gesichtern geschrieben stand, flehend warfen sie sich nieder vor dem Königsstuhle und streckten die Arme aus nach dem Herrscher.

„Was entbietet uns eure Stadt, die schwer leidet unter dem Elend, das sie selbst herauf beschworen?“ fragte der Kaiser rauh.

Der älteste der Männer hob sich vom Boden und sprach, während die andern in knieender Stellung verharrten:

„Frieden wollen wir machen, Eurem Willen, Eurer Herrschaft wollen wir uns unterwerfen; schwer ist die Buße, die wir Euch bieten, so schwer, daß sich der Stolz sträubt, sie lautbar werden zu lassen.“

„Bändigt den Stolz, es ist hohe Zeit,“ versetzte Friedrich hart, „kündet die Sühne, mit der ihr die Gnade verdienen wollt!“

Auf eine herablassende Handbewegung des Kaisers richteten auch die übrigen Gesandten sich aus dem Staube empor, und der Wortführer begann mit gewichtiger Stimme:

„Mailand opfert seinen Schmuck, seine Stärke, seine Ruhe zu Euren Gunsten, Mailand gibt Euch das Recht, seine Mauern an sechs Stellen, die Ihr wählen möget, niederzulegen, damit sein Herr, den es in Euch erkennt, nach Belieben die Stadt beschreiten mag; Mailand demütigt sich unter einen Statthalter, den Ihr ihm setzen sollt, damit er in Eurem Namen regiere; Mailand legt alle Regalien, die es an sich gerissen, in Königshand zurück, seine Bürger wollen Euch den schuldigen Gehorsam schwören und eine Summe Geldes Euch zahlen, so vollwichtig Ihr sie in billiger Schätzung fordert.“

„Was weiter?“ forschte Friedrich, als der Mann schwieg.

„Weiter?“ stieß der Gesandte hervor, „Weiteres nicht, Herr, Weiteres haben wir nicht zu bieten. Mit dem Eidschwur unsre Treue, mit den Mauern unsre Kraft, mit der Freiheit unsre höchste Ehre und mit dem Gelde unser Vermögen, — mehr haben wir nicht zu vergeben, ich denke, es ist genug, es ist zuviel, — wie fraget Ihr denn: Was weiter?“

Thränen entstürzten den Augen des Greisen, mit dem Rufe: „Wahrlich, es ist schon zuviel!“ stürzte er

wiederum vor dem Kaiser nieder. Dieser hob ihn auf. „Sparet Euch das," mahnte er ruhig, „es ist nicht von nöten: was Eure Worte nicht vermögen, bringt auch des Leibes demütige Haltung nicht fertig."

Eine Bewegung entstand im Kreise, und zu raschem, scharfem Blick auf die Umstehenden wandte Friedrich das Haupt. „Ich höre ein Summen und Raunen," begann er mit maßvoll gehaltenem Tone, „man scheint den Bedingungen, die hier gestellt, nicht abhold, so sagt nun entschlossen eure Meinung, ihr Fürsten, aber sprecht nicht wie das Herz, sondern wie der Kopf euch treibt."

„Mein kaiserlicher Herr," hub der Herzog Heinrich von Österreich an, „was Euch die Mailänder geboten, ist viel, und ich meine mit den Gesandten, es ist genug; zu Eurem und der Stadt Heile rate ich, nehmet die Bedingungen an und macht Frieden."

Beifälliges Rufen der meisten Fürsten wurde laut, ungestüm und nachhaltig begehrten manche günstigen Bescheid für die Gesandtschaft; als die Unruhe vorüber, fragte Friedrich:

„Ist die Meinung des Herzogs die der übrigen? Ist keiner hier, der Bedenken hegt gegen den Handel?"

Da trat der Reichskanzler vor und rief mit eherner Stimme: „Ich widerrate dem Frieden!"

Der Beifall weniger, der diesen Worten folgte, wurde übertönt von Äußerungen des Unwillens der Gegner unter den Fürsten, mißtrauisch und gehässig schauten die Gesandten auf den Kaiser und seinen Kanzler. Friedrich gebot Ruhe. „Wir sind hier zu ernster Be-

ratung," mahnte er, „gönnet dem Reichsgrafen von Dassel das Wort, wie es euch verstattet gewesen."

„Lächerlich erscheint mir der Aufzug dieser Legaten," fuhr Rainald mit geringschätzigem Tone fort, „Mailand hat die Rollen vertauscht, an uns ist es, Bedingungen zu stellen, unnötig war es, mit solchem Angebot uns zuvorzukommen; was uns die Stadt zu geben verspricht, halten wir schon in unsrer Hand und noch ein weniges mehr. Macht auch das Schaf Friedensbedingungen, wenn es der Löwe in den Pranken hat? Nein, ihr Herren, es ergibt sich auf Gnade und Ungnade, und eine solche Ergebung könnet auch Ihr verlangen, großmächtigster Kaiser."

„Milde zu üben, die Zerschlagenen nicht völlig zu dämpfen, ist ein gutes Vorrecht des Kaisers," warf der von Österreich ein, „mit tapferen Männern haben wir gestritten, den Tapferen soll man schonen, wenn er im Staube liegt, und den Sieg soll man nicht mißbrauchen; ruhmwürdiger ist es, über hochsinnige Männer, als über Knechte und Bettler zu herrschen; wo man mit Milde zum Ziele gelangen kann, soll man nicht mit Härte vorgehen."

„Das Ziel, welches wir erstreben, liegt weit über die Mauern Mailands hinaus," sagte der Kanzler gelassen, „Mailand ist nur ein Stein auf dem Wege, den wir beseitigen müssen, und wahrlich, das schwöre ich euch zu, läge das Schicksal der Stadt in meiner Hand, sie würde zermalmt und der Weg würde eben, denn das Maß ihres Frevels ist voll und die Treue gegen uns wird nimmer hinter jenen Mauern wohnen."

„Wie Ihr über Mailand denkt, wissen wir," rief der Pfalzgraf Konrad, der von Mombrio gekommen war. „Ihr habt es verraten, mehr als einmal mit Wort und That."

Rainald that, als überhöre er die Worte und redete weiter: „Was bietet uns die Stadt? Sie bietet uns Geld, wir aber haben des Geldes genug und können uns bald aus ihrem Säckel nehmen soviel wir wollen; sie bietet uns die Regalien, als ob sie nicht längst unser wohl erworbenes Recht wären; sie bietet uns einen Teil ihrer Mauern, aber nicht lange wird es währen, so richtet sie ein neues Bollwerk gegen uns auf; sie bietet uns den Eidschwur der Treue, als ob nicht ein Papst in der Welt wäre, der sie von dem Eide absolvieren kann. Schlecht sind die Schätze, die der Heimtückische bietet, gegen italische Verschlagenheit schützt uns Deutsche nur reges Mißtrauen und scharfer Schwertschlag."

Lebhafter wurde der Beifall der Gesinnungsgenossen des Kanzlers, dieser schaute sich forschend im Kreise um und fuhr fort mit erregter Stimme: „Mich sollte das Blut unsrer Brüder jammern, das die lombardische Ebene überströmt hat unter welschen Klingen, wenn es um nichts Besseres vergossen wäre, als um einen lächerlichen Eintagsfrieden; glaubet mir, wenn sich die Adern der Mailänder wieder gefüllt haben, muß das Aderlassen aufs neue beginnen hüben und drüben, mag alsdann das Blut über diejenigen kommen, welche jetzt so gefügig sind gegen die ‚arme, zerschlagene' Stadt."

Schweigen herrschte im Kreise, der Kaiser hatte den

Ellenbogen auf den Kreuzgriff des Schwertes gestützt und in tiefem Sinnen das Haupt in die Hand gelegt, als der Wortführer der Gesandten heftig erregt vor Rainald hintrat.

„Schwer habt Ihr die Stadt beleidigt mit kränkenden Worten," hub er an, „wer gibt Euch das Recht, die Mailänder niederträchtiger Gesinnung und Handlung zu zeihen vor unsern Ohren? Wenn wir Treue geloben, glaubt uns, wir werden sie euch halten!"

„Wenn ihr Treue gelobt, haltet ihr sie nicht," schrie der Kanzler grollend, „habt ihr nicht vor Jahren den Frieden gebrochen, als ihr mit Steinen nach mir warfet; als ihr Lodi und Como verwüstetet aus Haß ob des Bündnisses, das sie mit uns geschlossen; als ihr zahllose Greuel verübtet und im Geleit der Veroneser diesen unsern kaiserlichen Herrn, mit dessen Namen ihr Spott triebet und dessen Herrlichkeit euch nicht mehr galt als ein Schatten, unter der Führung eures edlen Herrn Asso von Thurn, über die Etschbrücke verfolgtet?"

Der Kaiser ballte die Faust bei diesen Worten.

„Verzeihet, Herr," versetzte der Wortführer, „man hatte uns nicht gehalten, was im Friedens-Instrumente uns zugesichert war."

„Schweigt," rief Rainald finster, „wer der Gründe bedarf, findet sie leicht; ihr suchtet Ausflüchte, auch nach diesem Frieden, den ihr jetzo begehrt, werdet ihr sie nicht vergeblich suchen, und wenn ihr sie nicht fändet, euer Papst Alexander würde sie leichtlich finden. Werft euch in den Staub, euer Alexander hebt euch empor, erniedrigt euch

durch verwerfliche That, euer Alexander bringt euch zu Ehren, wir wissen das wohl, aber," — er schlug den blauen Mantel zurück und stieß das Schwert auf den Boden, — „dieses Mal möchte seiner Heiligkeit Arm doch zu kurz sein."

Er wandte sich von dem Gesandten ab und verneigte sich ehrerbietig vor dem Kaiser. „Haltet mir mein hitzig Gespräch zu gut," bat er; „daß es mir nicht zusteht mit eifrigen Worten der Entschließung meines Herrn vorzugreifen, dessen bin ich mir bewußt, aber die Sorge und der Unmut über diesen gefahrvollen Handel trieb mir die Worte auf die Zunge, eh' ich ein jegliches genau gewogen. Euch gebührt wie immer der letzte Spruch der Entscheidung, wollet Ihr Gnade für Recht ergehen lassen, thut es in Gottes Namen, nur um eins wage ich zu bitten: übet die Gnade nicht jetzt, bevor die Stadt sich gebunden in Eure Hand gegeben, werfet erst später das Los über sie, damit dies eigenwillige Volk erkenne, wie schwer der Frevel an Kaiser und Reich zu sühnen."

Zweifelmütig strich Friedrich mit der Rechten über den falbroten Bart, reges Geflüster lief hin und wider durch die Reihen der Umstehenden, niemand wagte ein offenes lautes Wort zu reden, aus Furcht vor der herben Antwort des Kanzlers, nur Herzog Heinrich hob nochmals die Stimme für Mailand, und unverkennbar war die Zustimmung, welche die Mehrzahl der Edlen seinen versöhnlichen Worten zollte; da sprang der Herzog Friedrich von Schwaben, der Bannerträger des Reichs, mit wehendem Fahnentuche aus dem Kreise. „Und wenn

keiner zu Euch stände, Graf von Dassel," rief er, „ich trete Euch bei und decke Euren Ratschlag mit dem Reichspanier. Harah! Nieder mit Mailand! Es lebe der Kaiser!" schrie er mit jauchzender Stimme, und der Schrei tönte fort durch die Gassen des Lagers unter dem zahllosen Kriegsvolke um die Mauern von Lodi.

Jetzt hob sich der Kaiser Friedrich von seinem Sitze, mit feierlichem Ernst sprach er zu den Gesandten: „Solches kündet euern Konsuln samt euern Mitbürgern! Was die Stadt mir geboten, weise ich zurück; und verdoppelte, verdreifachte sie ihr Angebot, es wäre zu gering für den Frieden. Ich verlange Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, innerhalb der Mauern Mailands soll Wahl und Entscheid ergehen, ob ich rechtschaffene Sühne heischen oder Gnade ergehen lassen will."

Die Legaten verhüllten ihre Gesichter und gingen schweigend hinweg, der Kaiser schritt nach Lodi zurück. Heinrich von Österreich und der Reichskanzler geleiteten ihn, auf den Zurückgebliebenen schien dumpfes Unbehagen zu lasten; beim Weggehen hatte Rainald den Pfalzgrafen Konrad mit triumphierendem Blicke gestreift, wohl hatte Konrad diesen Blick bemerkt, er schaute jetzo dem Verhaßten nach und pfiff leise durch die Zähne. „Wir hätten uns diesen Weg sparen können, meine Freunde," lachte er spöttisch, „wo der Kanzler rät, ist jedweder andere Ratschlag von übel; Kölnischer Wind," fuhr er feindselig fort, „merket auf, dieser Wind treibt das Staatsschiff der Mailänder an eine Klippe, an der es jämmerlich zerschellt!" Dann griff er den Arm des

Landgrafen von Thüringen und wandelte dem Thore zu, wohin ihm die übrigen Fürsten unter lebhaften Gesprächen folgten.

Was der Pfalzgraf vorausgesagt, geschah; nach dieser Stunde war Mailands traurig Geschick nicht mehr zu wenden. Bald erschienen die acht Konsuln der Stadt und ergaben sich, Fahnen und Schlüssel wurden ausgeantwortet, die Urkunde der Unterwerfung, welche der kluge Kanzler selber fürsichtlich aufgestellt, wurde ohne Rückhalt beschworen, dann zog der Kaiser ein in die vielumworbenen Thore, Rainald von Dassel ritt neben ihm, in seinem reichsten Prälatengewande saß er stolz im Sattel, er sah nicht aus, wie einer der Boten, die da Frieden und Heil verkündigen, wie ein Bote strafender Gerechtigkeit zog er einher vor dem reisigen Volke. Der Befehl, den diese eiserne Stirn ersonnen, den die Lippen des Kaisers unbedenklich aussprachen, erfüllte Straßen und Häuser mit Jammer und Wehklage: Alle Bewohner jeglichen Geschlechts und Standes sollten die Stadt verlassen, Mailand sollte ausgeraubt und in einen Trümmerhaufen verwandelt werden.

Angst und Entsetzen beherrschten die oberitalischen Landschaften, als die Kunde von solchem unerhörten Strafgerichte mit Windeseile sich ausbreitete; nach allen Richtungen zogen kaiserliche Gesandte durch die Städte, drohten mit dem Geschicke Mailands und forderten Unterwerfung; der große Plan des Reichskanzlers war gelungen, unter der Wucht maßlosen Schreckens lag die ganze Lombardei vor den Knieen des deutschen Kaisers.

Auch in Genua, der übermütigen Stadt, die von jeher deutscher Politik feindselig gewesen, erschien eines Tages ein Geschwader berittener Leute unter der Führung Konrads von Wittelsbach und des Bischofs Herimann von Verden; früh am Morgen hielt die Schar vor dem Stadthause, willig hatte man ihr das Thor geöffnet, denn schon hatte man den Spruch über Mailand vernommen, und man säumte nicht, dem Kaiser ehrerbietigen Gehorsam zu bezeugen. Auf dem Stadthause hatten die leichtlebigen Genuesen in der Nacht zuvor ein Fest gefeiert, als die Nachricht von dem kaiserlichen Spruch über Mailand sie ereilt; grüne Laubgewinde schmückten das Haus, in dessen schalen, nüchternen Räumen wüste Unordnung herrschte. Mit hastigen Worten und unwirscher Gebärde verlangte Herr Konrad Gehör bei den Konsuln, diese erschienen auch bald und führten den Wittelsbacher und den Bischof in die Ratsstube, während die Gefolgschaft die Schenkgemächer aufsuchte. Unter dieser schob sich auch Wenzels von Hoya behäbiger Wanst gemächlich einher, der schwere, harte Sachsenschädel wankte müde auf des Mannes breiten Schultern, und die runden, kleinen Augen blickten schlaffselig. Wenzel war wenig aus dem Sattel gekommen in den letztvergangenen Tagen und Nächten, er stärkte sich nunmehr mit einem tiefen Trunke und einem weidlichen Imbiß, dann ging er schwerfällig fort, um irgendwo in einem stillen Ecklein des Hauses die Morgenfrühe zu nutzen und versäumten Schlaf nachzuholen. Er stieg die Treppe hinauf, neugierig spähend betrat er den öden Festsaal,

dort war der Estrich überstreut mit welken Blumen, mächtige Krüge, Kannen und handliche Becher standen und lagen am Boden und auf den verlassenen Tischen; den Raum füllte eine Luft, die von dem Qualme schwelender Kerzen und angesengter Zweige, von dem Dunste vergossenen Weines und dem Dufte verblühender Kränze gemischt war. Wenzel wiegte mit wehmütigem Lächeln den großen Kopf und schritt mit gedämpften Tritten über das Laubwerk an die Thür eines Nebengemaches, welche mit dichten Vorhängen umkleidet war. Er fuhr zurück, als er das bunte Gewirke schen gelüftet hatte, dann lugte er scharf durch die schmale Lücke des faltigen Stoffes. Auf einem Ruhepolster lag ein schlafender Mann in stattlichem Kleide, der eine schwere Goldkette um den Hals und einen goldenen Reifen im gelben Haar trug; der schlaff herabhängenden Rechten des Mannes war eine kleine Harfe entglitten, die Linke ruhte unter dem Kopfe des Schläfers; neben dem Lager stand ein Weib in auffälliger, abgetragener Gewandung und horchte wie weltentrückt, mit leidenschaftlich erregten Mienen auf die Atemzüge des Schlummernden; dann langte dies Weib eine kleine Schere aus seinem Gewande hervor, schnitt mit zitternder Hand eine Locke von dem Haupte des Schlafenden, redete und raunte dumpf über der Haarlocke, umwand sie mit einem blauen Bande und barg sie unter dem Brusttuche des Kleides. Und nochmals bog sich die schlanke Gestalt über den Mann, dann wandte sie sich und glitt geräuschlos aus dem Gemache.

Atemlos hatte Wenzel das alles erschaut, jetzt sprang er über die Schwelle, der Entflohenen nach, aber das Weib hatte von außen die Thür, aus der es entwichen, verriegelt und bei dem Klirren des Schlosses war der Schläfer erwacht. „Rainald von Wieden,“ rief Wenzel ihm zu, „wo kommst du her? Wer fesselt dich hier mit buhlerischen Künsten?“

Rainald war aufgefahren und rieb sich die Augen, als müsse er sich ernstlich besinnen, wo er sei und was um ihn vorgehe; dann reichte er dem Freunde mit leidvollem Lächeln die Hand. „Gesegnet sei die Stunde, in der ich dich wiedersehe, Wenzel,“ sagte er gedehnt, „ich habe seit Wochen keinen Vertrauten um mich gehabt und doch ist mir Freundesrat und Freundesthat nimmer notwendiger gewesen als in diesen Wochen.“

Er saß auf dem Polster, und mit Besorgnis betrachtete ihn Wenzel. „Fühlst du nichts in deinen Gliedern?“ fragte dieser bedeutsam.

„Was soll ich fühlen?“ erwiderte Rainald, „Müdigkeit, bleischwere, fühl ich, sonst nichts; Müdigkeit bei Nacht und bei Tage und kein Schlaf außer dem unruhvollen, den die Erschöpfung mir bringt und den die Sorge mir bald wieder nimmt.“

„Wo kommst du her und was treibst du hier?“ fragte Wenzel mitleidig, aber mißtrauisch.

„Von Palermo komm ich,“ versetzte Rainald mit klangloser Stimme, „aus der brennenden Königsburg bin ich entschlüpft, als der allergnädigste König Wilhelm mich eben in seinen vermaledeiten Kerker einsperren lassen

wollte. Ha, ha," lachte er, „er hat selbst hineinwandern müssen, der Allergnädigste, die Bürger haben ihm den Unterschlupf gewiesen."

Wenzel sah den Freund an, als hege er starken Zweifel an seiner geistigen Klarheit. Dieser fuhr fort: „Hier in Genua ist mir das Geld auf die Neige gegangen, ich habe gesungen vor den Ohren der reichen Patrizier, und die Liedkunst, die ich auf der Fahrt nach Palermo bereits geübt, hat mir klingenden Lohn eingetragen; die Weiber haben mir Ketten und Gespänge gegeben, offen und heimlich, wie es sich fügte, ich habe den Schmuck bei den Juden in Münze umgesetzt und leibliche Not habe ich nicht gelitten, aber in der Seele zuwider ist mir dies wüste Treiben auf glattem Boden, samt der Kunst, die man mit Bettelbrot lohnt."

Er stampfte mit dem Fuße auf die Harfe, daß die Wirbel splitterten und die ächzenden Saiten rissen, müde erzählte er weiter: „Die goldene Kette hier hat mir eine schöne Frau vorhin um den Hals geworfen, ehe sie aus dem Saale sich heim leiten ließ in das Haus ihres alten Gemahls, ich habe gesungen und getrunken in vergangener Nacht, wie in den Nächten vor dieser, und bin im Morgendämmern hier eingeschlafen. Bitter wie Galle ist mir dies Leben, es geht nicht weiter also, es soll anders werden, besser oder schlechter, längst wäre ich fern von hier, hätte mich nicht eine Sorge gehalten, die ich nicht abschütteln kann."

„Und du spürst nichts, gar nichts in deinen Gliedmaßen?" forschte Wenzel unruhig, „kein Reißen

im Kopfe, kein wunderliches Zucken vom Scheitel zur Sohle?"

„Du fragst seltsam," erwiderte Rainald mürrisch, „seltsam und mit der Miene eines Arztes fragst du; krank bin ich freilich, Wenzel, aber dein Wissen reicht nicht hin, mich zu heilen."

„Kamst du allein von Palermo," horchte der Freund ihn weiter aus mit schlau blinzelndem Auge, „oder hattest du ein Weib bei dir, dem du hier den Scheidebrief gegeben? Ein Weib — in violettseidenem Gewande —"

„Hast du sie gesprochen, hat sie ihr Leid dir geklagt?" unterbrach ihn Rainald verwundert. „Nein," setzte er hinzu, „das hat sie nicht, das hätte sie nicht über sich vermocht, aber wie kamst du zu solcher Frage?"

„Nichts weiß ich von diesen Dingen," sagte Wenzel, „aber ich witterte solches Begebnis, denn vorhin, als ich kam, stand ein Weib an deiner Seite und schnitt dir eine Locke ab, während du schliefest. Ich aber mutmaße, sie hat unholden Zauber an dir geübt, denn sie umwand die Locke mit blauem Faden, murmelte dunkele Formeln beim Knüpfen des Knotens und barg das Spuksymbolum im Brusttuche. Wir kennen das, die schwarze Kunst muß helfen, wenn die weiße versagt."

„Thorheit," versetzte Rainald gleichmütig, „die kenn' ich besser, die glaubt nicht an magische Kräfte, die hält nichts für wahr, was ihren Sinnen nicht erkennbar; sie hat sich ein Angedenken geholt, das ich ihr gern gegeben, wenn sie darum gebeten. Sie meidet mich scheu und

sucht doch meine Nähe," setzte er wie im Selbstgespräche hinzu, „aus der Entfernung achtet sie auf mich und mein Treiben und denkt gewißlich nicht, daß ich allzeit merke, wie ihre brennenden Augen mir folgen; auch in voriger Nacht habe ich sie gesehen, draußen am Saal-thore unter dem gaffenden Volke, sie hat heute wohl vergeblich auf mein Fortgehen gewartet und mich hier ausgekundschaftet."

Wenzel wiegte bedenklich den Kopf, und Rainald fuhr fort:

„Als wir hier ankamen, führte ich sie in eine Herberge, ich wollte dem Wirte an Zehrgeld bieten, was ich noch hatte, aber mit Heftigkeit verwies sie mir solches Beginnen, und nichts vermochte ich über sie; da ging ich meine eignen Wege, ich suchte sie zuweilen auf und traf sie nicht, ich bot dem Wirt heimlich Geld zu ihrer Pflege, aber der nahm es nicht an, weil sie es ihm verboten. Das alles sage ich dir, so muß ich dir auch sagen, warum ich das alles gethan, und das soll geschehen, aber nicht hier, laß uns hinunter gehen an den Weinzapfen, dort sollst du mir zunächst berichten, was dich hierher geführt, und von meinem Paten mir erzählen, was ich dich fragen will."

Er stand rasch auf, schleuderte die Harfe mit einem Fußtritt beiseite und ging mit dem Freunde in das untere Gastgemach. Dort aß er widerwillig das ihm gebotene Morgenbrot, aber gierig schlürfte er den Würzwein mit trockenen Lippen, bald hatten seine schlaffen Züge jugendfrische Spannkraft wiedergewonnen,

und im eifrigen Gespräche saß er Wenzel gegenüber in einem heimlichen Winkel des lärmvollen Gelasses.

Vieles wußte der frühere Waffengefährte zu melden aus dem kaiserlichen Heerlager von Lodi, und nachdem er Rainald mit mancherlei Abenteuer und lustigen Reitergeschichten die Seele bewegt, auch mit der Erinnerung an vergangene Zeiten ihm die Sehnsucht nach ehrenreichem Leben geweckt hatte, legte er ihm die Hand auf die Schulter, sah ihn mit freundlichem, treuherzigen Blicke an und begann: „Ich lasse dich nun nicht wieder von meiner Seite, guter Gesell, du sollst wieder mit mir zurück zu deinem Paten, auf ruhmwürdige Wege, denn wenig löblich und deiner unwert erscheint mir dein jetziges Leben, von Palermo völlig zu schweigen.“

„Ich darf nicht,“ erwiderte Rainald gedrückt, „und ob ich das heißeste Verlangen trüge nach früherer lieber Genossenschaft, ich muß das Verlangen dämpfen. Fort will ich, aber nicht mit dir, ich will in die Heimat zurück und mich bergen in die Stille, wo es mir einst wohl gewesen, vielleicht finde ich die Ruhe wieder, die mir jetzt fehlt. Höre mich an und dann urteile über das, was ich thun muß.“

Er beugte sich tiefer über den Tisch, näher an das Ohr Wenzels und erzählte ihm alles, was ihm das Herz bekümmerte, die ganze Geschichte seiner Liebe; von Jolinka und Gepa sprach er, von der zwiespältigen Empfindung, die er für beide gehegt, und von dem zwiefältigen Leid, das er um sie trage. Nur eines verriet er nicht: daß Jolinka den Primas erstochen, kam nicht über seine Lippen.

„Nun habe ich beide verloren,“ schloß er seine Erzählung, und wenn ich der Sache recht nachdenke, kann ich mir nicht verhehlen, ich trage selbst die Schuld.“

Mit gespanntem Ohr hatte Wenzel ihm zugehört, jetzt faßte er beide Enden seines langen, starken Schnurrbarts unter dem Kinn zusammen, und ein pfiffig Lächeln ging über das breite Gesicht.

„Ist es weiter nichts,“ hub er an, „so brauchst du nicht zu denken, daß dir die Thür der Glücksschmiede schon vor der Nase zugeklappt sei; die Hauptpforte steht dir noch offen. Du bist ein armer, empfindsamer Narr, Rainald, was brauchst du dem Weibe nachzulaufen, das dir die Treue nicht gehalten, was willst du weiter dich grämen um ein gefallen Menschenkind?“

„Das meinst du,“ sagte Rainald kleinlaut, „aber so glimpflicher Art kommt man nicht ab von einem Handel, bei dem man selbst nicht ganz ehrlich gewesen ist. Hätt' ich ihr die Treue gewahrt von Anbeginn, dann wäre alles anders gekommen, dann wäre sie nicht dem Fluche verfallen, unter dem sie jetzt leidet. Darf man sie darum so tief verdammen, daß ihr leidenschaftlich Herz höllischer Lust nicht widerstanden, nachdem ihr die himmlische Seligkeit so bald zerronnen war? Geblendet von falschem Verdachte, von äußern Ehren und von anders gearteter aber gleich hoher Schönheit habe ich sie kühl von mir gelassen damals in Köln, — auf meine Rückkehr zu ihr durfte sie nicht mehr hoffen, da hat sie die erste Täuschung erfahren in der ersten Liebe, die auch die

zärtlichste ist, da ist sie verdorben, und es wäre besser, sie wäre gestorben, — besser für sie und für mich."

Wenzel schwieg eine Weile, dann begann er ärgerlich: „Man kann alles drehen und wenden, wie man will, ich kann in diesen Dingen mit dir nicht streiten, weil du klüger und zungenfertiger bist als ich. Das aber weiß ich, von deinen Genossen werden wenige dich mißachten ob deines Thuns, wollten alle in Stille sich bergen wegen leichtfertiger Liebeshändel, dann hätte der Kaiser bald leichte Mühe, sein Kriegsvolk zu zählen. Deine Rede riecht nach dem Weihrauch von Corvey und sie paßt schlecht zu den lustigen Liedern, die du uns einst im Lager gesungen."

„Und hätte ich mir nichts vorzuwerfen," fuhr Rainald fort, „träfe mich nicht der kleinste Schatten von einem Unrecht, ich könnte sie doch nicht kaltherzig verlassen, — es gab eine Zeit, wo meine ganze Seele an ihr hing."

„Sie hat dich behext, nicht ohne Grund hat man sie die Hexe von Bacharach genannt," schalt Wenzel mit dem Tone vollster Überzeugung und stieß den Becher auf die Tischplatte, „die Haarlocke, sie soll die Haarlocke wieder herausgeben, ich will sie ihr abjagen, so wahr Gott meiner Seele —"

„Laß doch die unweisen Reden," unterbrach ihn Rainald heftig, „sie thut mir nichts Leides an, das darfst du mir glauben, sie brächt' es nicht übers Herz, mir weh zu thun. Ich habe dir gesagt, daß ich fort will von hier, nur die Straße, die ich ziehen will, habe ich noch nicht gewählt."

„Konrad von Wittelsbach kennt dich,“ riet Wenzel eifrig, „mit Freuden geleitet er dich zurück zu deinem Paten, er bietet dir eins seiner Rosse, nur um dem Kanzler gefällig zu sein, und das ist gewiß, freuen wird sich der Kanzler, wenn er dich wiedersieht; damals, da du fortgingest von St. Celso, rühmten es viele, daß er dir immer wohlgeneigt gewesen, trotz mancher Rauheit. Wir reiten am liebsten bei Nacht, heute abend geht es nach Pavia, von da nach Mailand, schlag ein, du reitest mit uns!“

Er bot dem Freunde die offene Hand, dieser schüttelte traurig den Kopf, man sah es ihm an, wie bitter ihm zu Mute war.

„Ich kann es nicht, ich kann Jolinka nicht im Elend lassen,“ entschied er, „ohne Freund und Vetter müßte sie verkommen, ich will nicht schuld sein an ihrem trostlosen Untergange.“

„Und was soll endlich geschehen? was willst du mit ihr beginnen?“ fragte Wenzel ungeduldig. „Freien kannst du sie nicht, in der Heimat würde man mit Fingern auf dich weisen, wenn du es thätest, und ich weiß, du willst es auch nicht; wäre ihr Fühlen ein so feines, wie du es schätzest, so hätte sie längst die Stadt verlassen und dich frei gegeben, da sie das nicht gethan, entweiche du von hier und mach ein Ende mit dieser verwünschten Geschichte.“

„Du thust ihr unrecht,“ wandte Rainald ein, „sie naht sich mir nicht wieder, sie ist zu stolz, sich mir an den Hals zu werfen, und wenn sie aus der Ferne mich

zu erspähen sucht, weißt du denn, ob es nicht die unauslöschliche Liebe ist, die sie meine Spur verfolgen läßt? Dennoch fühle ich wohl, daß du recht hast, ich muß völlig brechen mit ihr und ich will es, so bitter es mir ist, wüßte ich nur, wie ich sie schütze vor der Unbill der Welt."

„Gib ihr Geld, das sie einstweilen vor Not sichert, später mag sie selber sich helfen," riet Wenzel; „hast du kein Geld, hier ist meine Barschaft —"

„Geld," unterbrach ihn Rainald, „ich habe selbst genug davon; könnte ich mit Geld mich lösen, es wäre für mich die glimpflichste Lösung, aber die schimpflichste für sie, nach ihrem Ermessen. Sie nimmt es nicht an, sie hat auch das Zehrgeld zurückgewiesen, das ich dem Wirte für sie zahlen wollte, sie hat den geringen Schmuck verkauft, den sie von Palermo mitgebracht, um bezahlen zu können."

„Seltsam, ein seltsames Weib," brummte Wenzel bedächtig, „so versagt uns das Gold den Dienst, aber ich weiß noch eins, das dir und ihr vielleicht gefällt. Wir wollen sie in ein Kloster hier thun, als dienende Magd bei den frommen Frauen, da hat sie Zeit und Gelegenheit zu gottgefälligem Werke und gerechter Sühne, deren sie dringlichst benötigt ist, und da sie in der Sprache der Lateiner wohlbewandert, auch sonst wohlgelehrt, schwingt sie sich vielleicht später aufwärts zu höherer Würde. Freilich, schwer wird es halten, sie unterzubringen, aber Genua ist in heilloser Angst vor dem

Kaiser, und wenn wir mit geheimnisvollen Reden für sie bitten, wird man uns willfahren."

In Nachdenken versunken schaute Rainald in seinen Becher. „Das, — ja, das wäre möglich, Gott gebe, daß es gelingt," sagte er langsam, „so wäre ihr und mir geholfen. Aber sie wird es nicht wollen," setzte er bedenklich hinzu, „sie hat eine Scheu vor den heiligen Übungen, sie mißachtet das fromme Gepränge, sie spürt nicht den heiligen Geist des Friedens an geweihter Stätte."

Eifriger wurde Wenzel, als er merkte, daß er einen Ratschlag ersonnen, der dem Freunde nicht mißfiel. „Um so notwendiger ist es für das Heil ihrer Seele, daß sie auf die Bahn kommt, die ihr gut, wenn auch anfänglich widerwärtig ist," meinte er selbstgefällig; „wenn du ihr alles recht vorstellst, wird sie uns folgen, denn die Welt ohne deine Gemeinschaft reizt sie vielleicht nicht mehr, sie wird sich nach einem Orte sehnen, wo sie ruhen und den Ovid lesen kann; will sie uns aber nicht folgen, hängt ihr Herz an der Lust dieser Welt, so laß sie fahren, denn alsdann ist an ihr nichts zu bessern und sie muß ihr Los leiden, das sie selbst sich gezogen."

Also redete er noch eine Weile, als sitze er über eine Sünderin zu Gericht, als habe er die unabweisbare Pflicht, sie auf den Pfad der Tugend zu leiten, und als er geendet, sagte Rainald zögernd: „Dein Rat ist gut, ich will ihm nachkommen, es gibt keinen

andern Weg aus diesem Wirrsal, der besser wäre, so will ich diesen wählen."

„Dann laß uns nicht säumen," mahnte Wenzel; „noch liegt die blasse Furcht über der Stadt, auch die frommen Frauen haben sicherlich schon vernommen, daß wir Deutschen hier sind, die sie fürchten, wie die unholden Teufel; jetzt wirken unsre Worte am kräftigsten auf die alten Weiber, wenn meine Bitten nichts fruchten, fruchten meine deutschen Flüche; laß mich die Worte nur machen, du bist sonst klüger, aber dieses versteh' ich besser."

Beide gingen, sie hatten bald das Kloster der Jungfrauen vom heiligen Kreuze ausgekundschaftet und verhandelten dort mit der Äbtissin. Diese war anfangs ungehalten über ihr Ansinnen und zeterte über die Unreinigkeit der gnadenlosen Welt, als ihr aber Wenzel andeutete, daß jenes Weib, für welches man Aufnahme begehre, unter dem Schutze eines Mannes stehe, der dem mächtigen Kanzler und Erzbischof von Köln verwandt und befreundet, und daß es dem Kloster jammervoll ergehen solle, wenn es die Pflicht christwürdiger Barmherzigkeit gering achte, wurde die Frau gefügiger, und als ihr Rainald alsdann einen Beutel mit blanken Byzantinern gewiesen und in sichere Aussicht gestellt, erklärte sie, nachdem sie den Beutel prüfend in knöcherner Hand gewogen und ihn einstweilen zurückgegeben, sie wolle das gute Werk üben, man möge die Verlorene nur zur Zeit der Abenddämmerung bringen, aber den

Beutel nicht vergessen, das Kloster leide sonst zu großen Schaden, den müsse sie verhüten.

Fröhlich über ihren Erfolg kehrten die Freunde wieder im Stadthause ein, dort trafen sie Konrad von Wittelsbach und den Bischof Herimann mit wenigen Genossen an wohlbesetzter Tafel; die Herren hatten die Gastfreundschaft der Stadt abgelehnt, weil der Friede mit ihr noch nicht genehmigt und bestätigt; sie zehrten mit hochfahrendem Sinne für ihr eignes Geld, aber die Konsuln hatten sich nicht versagen wollen, zum Beginne guter Freundschaft mitzutafeln. Freundlich und leutselig empfing der Wittelsbacher das Patenkind des Kanzlers, er stand auf von seinem Sitze am oberen Ende der Tafel, wechselte flüchtige Worte des Willkommens mit Rainald und lud die beiden Gefährten ein, an dem Mahle teil zu nehmen. Lange Zeit hatte Rainald nicht in solch ehrenreichem Kreise gesessen, und als der Wittelsbacher ihm mit dem Becher zuwinkte, als der Verdener Bischof, den er oft bei dem Kanzler gesehen, bald darauf ein gleiches that, da strahlte sein Gesicht wie das eines Reichgewesenen und Armgewordenen, dem man nun das Bettlergewand ausgezogen und den man an den Tisch eines Fürsten gesetzt hat. „Wie ein dunkler, schwerer Traum liegen die jüngst vergangenen Monde hinter mir," flüsterte er Wenzel, der neben ihm saß, zu, „ich habe bitteren Mangel erlitten, nicht an Speise und Trank, aber an andern Dingen, die man härter entbehrt, und wenn ihr mich bei euch behalten wollt, reite ich mit euch, es komme, was wolle. — Ich weiß

ein Geheimnis," fuhr er vertraulich fort, „das mir meines Paten Gunst leicht wieder gewinnt, seit ich den Fall Mailands vernommen, ist mir das immer wieder in den Sinn gekommen und doch hätt' ich es für mich behalten, wärest du mir nicht begegnet."

„So plaudre das Geheimnis nicht aus beim Weine, wende es gut an und zu rechter Zeit," riet Wenzel, „mir freilich dürftest du es wohl sagen, denn ich bin müde und merke kaum noch auf das, was um mich vorgeht. Auch Konrad ist jetzt müde, wenn du ihm jetzt dein Geleit anbietest, wird er mit unbequemen Fragen dir nicht lästig sein, er hat die gelbfarbenen Konsuln schon mehr als einmal angegähnt, nur mein Verdener — der ist noch munter, so ein Kirchenlicht — du meine Güte, das flackert lustig, solange noch ein Tropfen Öl im Kruge ist. Hätte Herr Konrad doch ein Einsehen!"

Dies Einsehen hatte Herr Konrad, er hob die Tafel bald auf und verabschiedete die höflichen Konsuln, dann trat Rainald an ihn heran und bat, ihn mitreiten zu lassen gen Mailand, denn er habe seinem Paten eine wichtige Meldung zu thun, eine Meldung, die er selbst ausrichten müsse. Wenzel hatte die Müdigkeit des Wittelsbachers richtig geschätzt, er fragte Rainald nicht, wie er in die feindliche Stadt gekommen, forschte ihn auch nicht aus nach dem Inhalt seiner Botschaft, alles schien ihm in größter Ordnung und gern willfahrte er dem Begehren, stellte Rainald auch auf weiteres Anhalten eines seiner Rosse zu Diensten. Eilig ging er fort, nachdem er den Ge-

nossen empfohlen, sich für den nächtlichen Ritt durch Schlaf zu stärken, wie er selbst solches thun wolle.

Als die Dämmerung des Abends hereinbrach, eilte Wenzel mit Rainald nach dem Hafen. Dort lag am Ende der stattlichen Häuserreihe zunächst der Meerbucht die Herberge, in welcher Jolinka ein Unterkommen gefunden; schon am Nachmittage war Rainald dort gewesen und hatte den Wirt heimlich befragt, wann er die Fremde, die er ihm zugeführt, am sichersten treffe, und der Wirt hatte ihm die Zeit angegeben. Jetzt trat er in die geräumige Schankstube, während Wenzel am Hafendamm seiner harrte.

Kein störender Lauscher war in dem Gemache, der Wirt weilte bei seinen Gästen draußen unter den grünen Bäumen. An einem der Fenster, hinter einem kleinen Tische saß Jolinka, ihre Augen schweiften über die unruhige Fläche des Meeres, sie fuhr zusammen und erhob sich schnell, als sie Rainald gewahrte, sie sah ihn an mit ängstlicher Frage im Blick und erwiderte befangen seinen freundlichen Gruß.

Er hielt ihre Hand in der seinen, „Jolinka,“ begann er und schlug die Augen nieder, „ich komme, um Abschied von dir zu nehmen, wir müssen von einander gehen, du hast es ja längst gewußt, qualvoll, unerträglich für uns beide ist ein Leben, wie wir es hier geführt haben, hohe Zeit ist es, daß wir Wege wandeln, wo dem einen die Sehnsucht nach dem andern durch immer erneuten Anblick nicht mehr geweckt wird.“

„Du willst fort,“ sagte sie kühl, „ich halte dich nicht,

ich danke dir, daß du mich bis hierher geleitet, nimm meinen Dank und meinen Heilwunsch mit auf die Fahrt."

Argwöhnisch hob er die Augen. Die Ruhe, mit der sie die Worte gesprochen, war unnatürlich. „Zürnst du mir, weil ich gehe?" fragte er leise. „Ich kann nicht anders handeln, uns bleibt keine andere Wahl und gern ginge ich in Frieden von dir."

„Ich zürne dir nicht, du mußt ja gehen, die Ehre gebietet es dir," versetzte sie mit erzwungenem Lächeln, „du würdest das Vertrauen zu dir selbst und die Achtung der Menschen verlieren, wenn du nicht gingest, so geh in Frieden."

„Die Sorge um dich nehme ich mit mir," versicherte er treuherzig, „mich quält der Gedanke, daß du ohne meine Obhut verkommen möchtest an dem Wege durch die Welt und doch — ich kann dir nicht helfen, du weisest zurück, was ich dir biete, du hast den Schmuck verkauft, den du beim Feste in Palermo getragen, um eine Wohlthat von mir nicht annehmen zu brauchen. Sei nicht stolz, Jolinka, gewähre mir die letzte Bitte, nimm dies," — er legte den Beutel mit Byzantinern auf den Tisch — „bleib in Ruhe hier, ich will einen Boten an deinen Vater senden, daß er dich hier aufsucht, — bis er kommt, wird das Geld reichen."

Mit hastiger Bewegung schob sie das Geld zurück. „Behalte das!" rief sie unwillig, und drängte ihm mit Heftigkeit den Beutel wieder auf, „mich kränkt der Loskauf, laß das Geld aus dem Spiele zwischen dir und mir. Ich will keine Wohlthat, ich will auch nicht, daß

du hier bleibst, ich bedarf deiner nicht, ich werde allein durch die Welt kommen, allein, mit dem Gefühl des Verdammtseins in der Brust. Eines nur, Rainald, eines sollst du mir noch sagen, eh' du gehst, fühlst du ein Grauen vor mir, eine unheimlichere Scheu denn zuvor, seit das meuchlings vergossene Blut des Primas an meiner Hand klebt?"

Sie schaute ihn mit festem Blick an bei diesen Worten.

„Nein," erwiderte er ernst, „das fühl ich nicht, Gott wird in Gnaden richten über diese That, denn wenn sie gleich dir nicht zustand, ward sie doch in gerechtem Zorne vollführt. Mir aber", fuhr er fort, gebührt es am wenigsten, diese That zu schelten, denn ich verkenne es nicht, auch um meinetwillen hast du den Arm gehoben zu tödlichem Stoß, — in Furcht für mein Leben."

Ihre Züge verklärten sich zu glücklichem Lächeln. „Ob du recht hast, — ich mag es nicht entscheiden," flüsterte sie, „aber selig ist mir das Bewußtsein, daß du dies glaubst. Nun will ich noch mehr dir offenbaren, denn mit einem Irrtum ist der Spielvogel aus dem Leben geschieden, in einem Wahne Matthäus Neveling, und ich will nicht, daß auch dir die Wahrheit verborgen bleibt. Rainald, nicht Major von Bari, nicht der König Wilhelm, der Primas von Clugny ist der erste gewesen, der mich dir und das Glück mir abwendig gemacht hat, wie er einst meine Mutter betrogen; er hat mir den Glauben an dich aus der Seele geschwindelt, den

letzten Rest von dem Glauben an Menschenliebe und Menschentreue, den ich mir gewahrt hatte, er hat mich gelehrt, daß alles eitel Trug und Blendwerk, außer der Lust, welche die Sinne empfinden im Taumel der Liebe und des Weines. Lockend hört solche Lehre sich an in dem ewigen Frühling da unten, willig schweigt die Vernunft vor der überzeugenden Seligkeit solcher Philosophie, und ein Mensch zumal, der als Stiefkind des Glückes glaubt, daß er nichts zu verlieren hat, folgt der feinen Stimme der Versuchung am willigsten. Rainald," rief sie und umschlang seinen Hals, „sage mir noch dies, eh' du gehst, sage mir, daß du mir vergeben hast, was ich gefehlt."

Er machte sich sanft los aus ihrer Umarmung. „Der Primas ist tot," sprach er mit klangloser Stimme, „es ist aus mit seiner Philosophie, wie die Enterbten haben wir neben dem Toten gestanden und da, als du mit dem bebenden Knie dem Entseelten den Fußtritt versetztest, habe ich wohl geahnt, was er dir einst gewesen. Ob ich dir vergebe, Jolinka? Ja, ich vergebe dir, ich selber bedarf der Vergebung, aber ich flehe dich an, suche zu vergessen, was dir der Unhold gepredigt, trachte hinfort nach dem unvergänglichen Erbe, nachdem das zeitliche dir verkümmert. Ich habe dir den Weg geebnet," fuhr er zögernd fort, „ich habe mit der Äbtissin der Schwestern vom heiligen Kreuze geredet, sie wird dir ein gottgefällig Obdach gewähren, und wenn du willst, führ' ich dich gleich zu ihr."

Jolinka war einen Schritt zurückgetreten bei diesen

Worten, mit aufleuchtenden Augen, mit hochmütigen Mienen sah sie Rainald an.

„Und wohin gehst du?“ fragte sie scharf. „Gehst du zurück nach Corvey?“

„Mein nächster Weg führt in das Heerlager des Kaisers,“ antwortete er befangen, „was später geschehen wird, weiß ich nicht.“

„Ich aber weiß es und will es dir sagen,“ rief sie erregt. „Du wirst deinen Paten beim Kaiser wiedersehen und später auch die Schwester deines Paten; Gepa wird dich alsdann trösten mit ihrer himmlischen Weisheit.“

Er neigte das Haupt mit ungläubigem Lächeln. „Gepa wird mich verachten,“ entgegnete er ruhig, „wenn sie erfahren, wo und wie ich meine Tage vergeudet habe, und ich bin nicht gesonnen, in neue Erdenlust mich hinein zu lügen.“

„Thätest du es, mir wär es das Bitterste,“ grollte sie, „denn anders hätte vieles, wenn nicht alles sich gefügt, wäre sie nicht zwischen uns getreten, und es gibt kein Weib auf Erden, das ich hasse wie sie mit ihrem blassen Heiligenscheine.“

„Schweige von ihr,“ wehrte er, „die Zeit drängt, entscheide dich, willst du mir folgen?“

„Nein,“ erwiderte sie entschlossen, „ich folge dir nicht. Oftmals am Abend habe ich dort am Meergestade gestanden mit dem Willen, mich hinunter zu stürzen in die gurgelnde Flut und habe es doch nicht vermocht, dies armselige Leben von mir zu werfen, aber

glaube mir, lieber noch wäre mir der Tod in dem unruhigen Wasser, als das Leben in martervoller Stille. Ich habe nichts zu bitten und für nichts zu danken, was soll ich an den kalten Stufen des Altars, unter den kalten, gläubigen Seelen?"

Er wandte sich von ihr ab, als erregten ihm ihre Worte Grauen und Unmut; dann richtete er sich hoch auf und atmete schwer.

„So haben wir nichts mehr mit einander zu thun," sagte er gelassen, aber seine Stimme verriet, wie schwer es ihm wurde, an sich zu halten, „mein Geld hast du zurückgewiesen, den letzten Liebesdienst, den ich dir zu deinem Heil geboten, hast du für nichts geachtet, so sei es denn," — er nahm die goldene Kette von seiner Brust und warf sie ihr um den Hals, — „nimm die Kette, Jolinka, trage sie mir zum Angedenken und wenn du in Not kommst, verkaufe sie. Leb wohl!"

Rasch hatte er die Worte hervorgestoßen, flüchtig berührte er ihre Hand, und ehe sie sich dessen versehen, war er hinausgeeilt; sie that einige Schritte nach der Thür, als wolle sie ihm folgen, dann wankte sie zurück zu der Bank am Fenster, von der sie sich bei Rainalds Kommen erhoben, dort setzte sie sich nieder, schränkte die Arme auf dem Getäfel des Tisches und barg das Gesicht in den faltigen Ärmeln ihres Gewandes. So lag sie lange Zeit mit keuchender Brust; die Dunkelheit brach völlig herein, eine kleine Gesellschaft war in die Stube getreten, ohne daß sie es bemerkt hatte, der Wirt setzte die Lichter auf die Tische des Gemaches, sie kümmerte

sich nicht darum, und der Wirt achtete nicht sonderlich auf sie; dann beugte sich ein wehmütig-freundlich Antlitz teilnehmend zu ihr nieder, sie fühlte ihre Schulter leicht berührt und hob den Kopf; ein Mann stand vor ihr, ganz vertraulich nickte dieser ihr zu und reichte ihr zum Gruße den langen Arm über den Tisch. Sie ergriff die gebotene Hand, schaute den Mann mit wirrblickenden Augen an und sagte: „Ich kenne Euch wohl, aber den Namen, Euren Namen weiß ich nicht mehr.“

„Serlo von Bageux,“ begann jener gewichtig, „in Mainz war ich bei Euch im Hause des Meisters Stabius, nachdem ich die hohe Ehre genossen, in Bischofsheim von Eurer zarten Hand einen neckischen Backenstreich zu erhalten.“

„Schon damals in Mainz habt Ihr mir die Kränkung vergeben,“ sagte sie mit einschmeichelnder Stimme, „und hättet Ihr es nicht gethan, heute zürnt Ihr mir nicht mehr, das sehe ich an Eurem mitleidigen Lächeln.“

„Mitleidig,“ antwortete er, „wer sollte es nicht sein, wenn er in Eure großen schwarzen Augen schaut, die noch feucht schimmern, als hätten die Thränen des Schmerzes sie verklärt. Jolinka, sagt es mir, habe ich recht? Ihr habt Euern Meister, den düstersinnenden Greis in Salerno verlassen, Ihr seid Euerm flinken Tänzer von Bischofsheim nachgelaufen, und nun finde ich Euch hier, wie einst Bacchus der Pasiphaë Tochter, als ihr Geliebter sie verlassen. Ist es nicht so?“

Sie nickte bejahend.

„Ich habe ihn gesehen, den leichtherzigen Poeten,“

fuhr Serlo fort, „ich habe ihn wiedererkannt im Schein der Fackeln auf der Straße, — wer sollte ihn nicht wiedererkennen, den jugendschönen Gesellen, — mit hohen Kriegsherren ritt er zum Thore hinaus, — und als mir der Wirt auf meine Frage, wer das gebeugte Weib hier am Tische sei, Euren Namen genannt, der so selten wie Eure Schönheit, hatte ich der Sache Zusammenhang leicht erfunden.“

„Woher wisset Ihr denn, daß wir Mainz verlassen haben und nach Salerno gereist sind?“ fragte sie.

„Thaïs hat es mir vorhin erzählt,“ erwiderte er, „die schöne Thaïs von Epinal. Ihr kennt sie ja, in dieser Herberge habt Ihr sie getroffen, auf der Fahrt nach Salerno, und habt ihr einen Brief mitgegeben in das Heerlager des Kaisers an Herrn Rainald von Wieden; freilich, sie bleibt nicht immer bei der Wahrheit, aber ohne Not flunkert sie nicht; dort in der Ecke sitzt sie — ich bitte Euch, kommt mit mir, wohl weiß ich, daß ich Euch nicht sein kann, was Bacchus einst der Ariadne war, aber Ihr habt keinen Grund, meine Freundschaft zurückzuweisen.“

„Nein, laßt mich hier,“ bat sie, „ich tauge nicht zu frohen Menschen, ich bleibe am liebsten allein.“

„Tröstet Euch,“ riet er, „schauet nicht in die Welt wie in eine Grube voll giftigen Gewürms, sie verdient es nicht, daß der Mensch sie verachtet, so lange er zu ihr gehört. Schauet mich an, Signora,“ redete er pathetisch und schlug sich an die Brust, „auch dieses Herz ist einst todwund gewesen im Verzweiflungsschmerze

getäuschter Liebe, dies Herz ist heil geworden nach schwerem Siechtum, wie wollet denn Ihr verzagen, da doch die weibliche Natur heilungsfähiger ist als die unsre? Und wißt Ihr denn," sagte er eindringlich, „ob jener nicht zurückkehrt zu Euch? Ihr seid des Lateinischen kundig — ein köstlicher Schmuck an einem weltlichen Weibe, in meinen Augen zumal — so habt Ihr wohl auch den Herzenskenner Horaz gelesen und mit der Lydia dürft Ihr hoffen; wisset Ihr nicht:

Wie in früheres Joch jenen die Liebe zwang,
Wie das gelockerte Band wieder ihn fest umschlang?
Lydias Wohlgestalt wahrte den alten Platz,
Da vergessen alsbald Chloë, der blonde Schatz.

So kam es, so kann es auch kommen mit Euch und mit Herrn Rainald, und wie Lydia inzwischen einen andern liebte, bis der Treulose sich wieder zu ihr gewandt, so dürfet auch Ihr handeln nach Horazischem Muster."

Serlo verstand die Kunst, mit gefälligem Gleichnis, mit dem Anfluge gelehrter Bildung in seiner Rede auf Frauengemüter zu wirken, auch auf Jolinka übten seine Worte den gewünschten Einfluß. Sie fuhr mit der Hand nach der Brust, wo Rainalds Haarlocke am blauen Bande geborgen war. „Gern wollte ich verzichten auf das Glück der Lydia," erwiderte sie erregt, „aber die blonde Chloë, — wahrhaftig, es wäre schwer zu tragen, ich ertrüge es nicht."

Sie schwieg eine Weile und erhob sich. „Euer Horaz war ein kluger Mann," sagte sie freundlich;

„anders wie er denkt heute die Welt, kommt, wir wollen einen Becher leeren zu des klugen Römers Gedächtnis, führt mich zu Eurer Genossenschaft.“

Mit wohlgefälligem Kopfnicken bot ihr Serlo den Arm und geleitete sie in die heimliche Ecke des Gemachs. Dort trank und lachte die schöne Thaïs von Epinal, jene Tänzerin aus dem Lager bei Cerro, die das Lied von dem Klapperstorch und der Frau Nachtigall gesungen, neben ihr saß ein frühverlebtes Weib, dessen Gesicht mit langer, spitzer Nase und zurückfallendem Kinne gewisse Ähnlichkeit mit dem einer Nebelkrähe aufwies; dies Weib hieß Isabella; mit dem Zindelkleide, in das Thaïs sie gesteckt, und das ihr faltenreich über den Schultern saß, hatte Isabella die Mutterrolle zu Gunsten der Tänzerin übernommen. In Gesellschaft der Frauen zechte Herr Leutold, der Quast von Straßburg, ein Mann von gedrungenem, markigen Wuchse, dem der strohfarbene Schnurrbart unter der Stülpnase mit breiten Enden keck vom Gesichte abstand, und dessen Anzug aus feinem dunklen Tuch auf Wohlhabenheit deutete; er hatte wie so mancher andre den Hörsaal verlassen, sang sich durch die Welt und war nicht wählerisch in seinem Verkehr. Jetzt pflegte er lustiger Unterhaltung mit Isabella, während Thaïs mit den schlanken Fingern auf der Tischplatte trommelte und immer wieder den Rundreim eines Liedes leise singend wiederholte.

Serlo von Bageux paßte zu diesem Kleeblatt in der Rolle des Familienvaters, doch wenn auch das Glück, welches ihm in Gestalt der Patrona Annunziata della

Scala begegnet, längst wieder von ihm gewichen, wenn auch der Goldglanz von seinem Äußeren verschwunden und das Silber in seinem Barte wieder hervorgetreten war, der Liebling Abailards fühlte sich hocherhaben über die drei, das bekundete die Unglücksmiene eines Tragöden, mit der er sie betrachtete, und die Herablassung gegen sie, mit der er Jolinka ihnen zuführte.

Jolinka grüßte Thaïs als alte Bekannte und setzte sich zu ihr, sofort griff diese nach der goldnen Halskette, aber Jolinka hielt den Schmuck fest, als fürchte sie, das letzte Geschenk Rainalds möchte ihr entrissen werden.

„Auri sacra fames,“ lachte Serlo. „Weh' über das Fluchgold! Schöne Thaïs, gibt es denn nichts, was dich mehr entzückte, als das schimmernde Metall?“

Thaïs kräuselte die Lippen und strafte Serlo mit einem verächtlichen Seitenblick.

„Die Kette ist gut und schwer,“ sagte sie zu Jolinka, „schlecht aber paßt sie zu deinem Gewande, laß schauen, wie sie mir steht auf tiefblauem Samt.“

Jolinka wies ihr Begehren zurück. „Sie kommt nicht von meinem Halse,“ erklärte sie bestimmt, „letzte Gaben der Erinnerung muß man ehren, keine soll sie tragen als ich.“

„Du bist mir noch einen Botenlohn schuldig,“ begann Thaïs, „ich habe ein Brieflein getragen für dich in das Lager des Kaisers, fürderhin magst du dir andere Gelegenheit suchen zu deiner Liebesepisteln Bestellung, denn dein Liebster hat mich gröblich gekränkt vor versammeltem Volke, da ich doch in guter Absicht zu ihm kam.“

„Aufdringlich bist du zu ihm getreten, er selbst hat es mir erzählt," eiferte nun Jolinka, „und deinen Lohn hast du dir vorweg genommen, du hast dich gerächt und den Brief seinem Gönner in die Hand gespielt. Was begehrst du noch weiter?"

„Nichts," entgegnete Thaïs lebhaft, „ich bin zufrieden. Hei, wie schnell ward er heimgeschickt, der übermütige Günstling, schon am dritten Tage war er fort, es hieß, man habe ihm die falben Locken abgeschoren und ihn in ein Kloster gesteckt, und das — hat mir doch weh gethan.

Tralala, Tralala,
Mein Liebster ist verschwunden.
Und ob ihn lang mein Aug' nicht sah,
Ich bin ihm doch im Herzen nah,
Ja, nah,
Ja, nah zu allen Stunden.[59])

Wirf mir keinen Haß zu, Jolinka, es war nicht übel gemeint; dies trink' ich dir zum Wohle, auf gute Freundschaft."

„So ist es recht," lobte Serlo, und der Quast von Straßburg, der die Fremde längere Zeit mit halb zugekniffenen Augen verstohlen angeblinzt hatte, hob den Becher. „Gute Freundschaft begehr ich auch für mich und gelobe sie meinerseits zu halten," sagte er mit wohltönendem Baß zu Jolinka, „freilich, wer weiß, wie bald der Wind uns auseinander treibt, heut aber sind wir beisammen und wollen uns die Freude nicht verderben."

Jolinka that beiden Bescheid, ein schwacher Schimmer von Heiterkeit lag in ihren Mienen, jetzt, da sie sich nach langem qualvollen Alleinsein wieder unter frohen Menschen fühlte.

„Ja, es ist recht und gut also," fuhr Serlo fort, „thöricht wär' es, wolltet ihr alten Spans gedenken heute beim Wiedersehen, das Leben ist so kurz, in dem unruhigen Treiben der zerfahrenen Welt schwebt man so flüchtig an einander vorüber, daß es großes Unrecht wäre, die wenigen Worte, die man nimmt und gibt, bitter zu machen. Ich lobe dich, Thaïs, daß du die Hand zur Versöhnung geboten."

„Wenig erquickt mich dein Lob, wie mich vorhin dein Tadel gekränkt hat, Serlo," schmollte Thaïs übelgelaunt, „anmaßender als früher bist du geworden hier in Genua, die alberne Annunziata hat dich verdorben, und es wäre besser, sie hätte dich nicht heimgeschickt."

„Heimgeschickt?!" seufzte Serlo mit windigem Tone, „Ah! — Oh! heimgeschickt, — nein, das nicht, aus freier Entschließung bin ich gegangen, — Mißverständnisse, Täuschungen über edelste Gefühle — was sagt Ihr, teuerste Bella, würdigste Matrone, weiß die Jugend zu schätzen, wie ein alterndes Gemüt unter Mißverständnissen leidet?"

„Darum dürft Ihr nicht mich fragen," erwiderte Isabella empfindlich, „wär' ich so alt wie Ihr, könnt' ich Euch Rede stehen, in meinen Jahren jedoch —"

Thaïs kicherte, Leutold räusperte sich und blies die Backen auf, und Serlo sagte spitz: „Es ist wahr, Ihr

seid jünger, — jünger als Ihr ausseht, verzeihet meine Unbedachtsamkeit. Mißverständnisse waren es," wandte er sich an Thaïs, „welche die hochgeborene Annunziata und mich schieden, solche Mißverständnisse können uns nicht entzweien, Thaïs, wir kennen uns seit Jahren, ich habe dich geliebt, wie der Dichter Menander einst deine Namensschwester geliebt hat, wir wissen, was wir von einander zu halten haben."

„Das wissen wir," entgegnete sie lachend, „ich habe dir nie verhehlt, daß mir deine offene Hand immer lieber gewesen als dein offenes Herz, leider war dein Herz immer reicher als deine Hand."

Um den melancholisch herabhängenden Schnurrbart Serlos lag ein säuerlicher Zug.

„Wie magst du sagen: leider!" rief Jolinka aufgebracht über die Rede. „Ist nicht ein volles Herz besser als eine Handvoll Gold? Wahrlich, wundern muß ich mich, Serlo, daß ich Euch hier treffe, wo man Euren innern Reichtum mißachtet und Eure äußere Armut bitter empfindet."

Er nickte wehmütig und hob den Becher. „Wir wollten das Gedächtnis des Horaz feiern," begann er, „lasset uns trinken zu Ehren des Venusischen Sängers. Odi profanum vulgus et arceo!" flüsterte er ihr ins Ohr, „und ich preise die Stunde, da ich Euch wiedergefunden."

„Denket nicht, Jolinka, daß ich unsern liedkundigen Freund und Meister verachte," begann Leutold, der die lateinischen Worte wohl verstanden, „Serlo, habe ich

Euch nicht allzeit geehrt, wie es Euch zustand, habe ich nicht allzeit gerühmt, daß Ihr Euch nicht zu gut hieltet, mit uns kleinen Leuten zu verkehren? Mir ist es ein köstlicher Gewinn, mit einem eleganten Geiste zu verkehren, ich mag auf solchen Verkehr nicht verzichten, und wenn Ihr nicht mitzieht nach Mailand, geh auch ich nicht hin."

Jetzt merkte Thaïs, daß es an der Zeit sei, einzulenken. Sie erhob sich, legte den Arm um Serlos Hals und küßte ihn. „Serlo von Bageux," lispelte sie zärtlich, „kannst du denn keinen Scherz verstehen, Serlo? Du hattest Strafe verdient, mein Lieber, Annunziata hatte dich mir gestohlen und das habe ich tief beklagt, da ich die erste gewesen in Serlos Herzen."

Schnell war es gelungen, durch allerlei Schmeichel- und Ruhmrede dem Dichter von Phyllis und Flora[60]) jegliche Kränkung vergessen zu lassen, und hinfort wurde die einträchtige, muntere Unterhaltung, an der sich auch Jolinka allmählich lebhafter beteiligte, nicht wieder gestört.

Leutold kam mit den beiden Begleiterinnen von Toulon, die drei hatten die Provence durchzogen und viele fröhliche Abenteuer alldort durchlebt; die erzählten Thaïs und Leutold mit lachendem Munde, in frischester Laune, während Isabella schwieg und den kärglichen Gewinn zu wägen schien, den die Fahrt für sie abgeworfen. Die Geschichten waren nicht alle von feinster Art, aber sie waren zum Lachen und hörten sich gut an, funkelnde Lichter wußte der Quast von Straßburg auf alles zu setzen, was er berichtete; er öffnete dem

Horcher den Ausblick in sonnige Weite, scheuchte ihm finstere Gedanken, hob ihn hinweg über den ganzen Jammer irdischen Daseins; dann griff er zur Laute, trug die neuesten Chansons vor, die er mitgebracht von der Reise, und während des Spieles und Gesanges schaute er zu Jolinka hinüber mit bedeutsamen Blicken, als ob er nur für sie singe und spiele. Sie hatte ihm zugehört mit seltsamer Spannung, sie hatte bei seinen Späßen gelacht und war seinen Tonweisen gefolgt mit dem Ausdrucke unbestimmter leidenschaftlicher Sehnsucht, nun da er geendet, dankte sie ihm so heiter und freudig, als sei jedwede Herzensschwere mit den Klängen seiner Pastourellen davon geflogen.

„Leutold," rief Serlo mit gehobener Stimme, „ich lobe die Gaben, die Ihr uns geboten; an Euch seh' ich wieder klar, wie den Mann von Witz das Reisen bildet; als ich Euch zuletzt sah, es war vor einem Jahr in Vienna, da waret Ihr mit Verlaub zu sagen ein flacher Stümper, und jetzt, Freund, hat Euer Geist über Erwarten sich entwickelt, also daß Ihr zu Hoffnungen berechtigt, wenn Ihr auch nur Empfangenes wiedergebt und in eignen Tönen Euch noch nicht versucht habt. Solche Wunder, wie ich sie an Euch erlebt, wirkt freilich allein die goldene Sonne der Provence, mächtig regt sich in mir die Sehnsucht nach jenen Thälern, diese Sehnsucht habt Ihr unwiderstehlich in mir geweckt, und ich habe beschlossen, nicht nach Mailand, sondern in die seligen Gefilde der Durance zu fahren."

„Das sollst du nicht, das dulde ich nicht, du gehst

mit uns," rief Thaïs heftig über den Tisch, „du hast es mir versprochen, Serlo, wie kannst du so wankelmütig sein und deinen Willen ändern lassen durch Leutolds Fabelwerk und Liedklang."

„Es ist nicht dieses allein, gewiß nicht, meine Liebe," rechtfertigte sich Serlo, „unter den Waffen schweigen die Musen, der begnadigte Dichter soll, wofern er kein Tyrtäus, friedliche Gegenden suchen, dort liegt für ihn die reife Frucht der Poesie."

„Und in Mailand liegt das Gold auf den Straßen," rief Thaïs unwillig, „in den nächsten Tagen beginnt die Ausplünderung der verlassenen Stadt, dann fallen dem Kriegsvolke die schimmernden Schätze zu, die dort gehäuft sind, und der Deutsche kargt nicht mit der Beute, zumal wenn sie ihm zu schwer ist zum Forttragen. Hole dir dort das Reisegeld und einen neuen Mantel, dann magst du fahren, wohin du willst."

Serlo schüttelte den Kopf. „Ich finde überall, soviel ich gebrauche," erwiderte er gelassen, „gleichgültig ist mir großer Reichtum und widerwärtig der Kriegslärm. Wie ist es mit Euch," fragte er Jolinka, „Ihr habt keinen väterlichen Freund und Beschützer hier, wollt Ihr mit nach Toulon, so geleit ich Euch später durch Frankreich nach Mainz zu Eurer Freundschaft."

Thaïs lachte spöttisch, und Leutold riet: „Fahret mit uns nach Mailand, Jolinka, leichter findet Ihr von dort den Heimweg, manch eine ehrenwerte Gesellschaft von Handelsleuten und Königsboten geht von dort in deutsches

Land, nach der Zerstörung der Stadt, mit einer solchen könnt Ihr getrost reisen."

Jolinka nickte Leutold zu. „Ich ziehe mit euch, wenn ihr es mir verstattet," sagte sie mit Entschiedenheit zu Thaïs und Isabella, „ich glaube, euer Weg ist auch für mich der beste, und ich habe keine Eile, in die Heimat zu gelangen."

Serlos Gesicht wurde länger bei dieser raschen Entschließung. „Nun," hub er nach kurzem Besinnen mit gedehntem Tone an, „wenn ihr allesamt nach Mailand in die goldene Schmiede laufen wollt, will ich das Spiel nicht verderben und euch begleiten. Mir kommt es auf den Umweg nicht an, ich gelange noch zeitig genug in die Provence. Ich habe es einmal versprochen, mit euch zu gehen," seufzte er, „bitter ist es mir freilich und ganz unter meiner Würde acht' ich es, wie ein gieriger Rabe dem Heere zu folgen in Hoffnung auf Geldgewinn."

„Und wann wollen wir aufbrechen?" fragte Jolinka.

„Noch heute, jetzt gleich," antwortete Thaïs rasch, „schau doch mal nach, Quast, ob der elende Karren noch nicht da ist, der uns forttragen soll."

Leutold rührte sich nicht vom Platze, und Thaïs mußte ihre Ungeduld bezwingen; bald jedoch wurde gemeldet, der Wagen sei gekommen. Jolinka flüsterte heimlich mit dem Wirte und zahlte ihm, was sie schuldig geworden, dann fuhr das leichte Volk in den lauen Abend hinein und in der Ferne verklang das Lied des Quastes von Straßburg.

Es war spät in der Nacht, als die Herberge am

Hafen von zahlreichen Gästen besucht wurde, die mit einem neapolitanischen Schiffe angelangt waren, unter ihnen waren Stabius und Camillo. Beide hatten sich zu gemeinsamer Fahrt aufgemacht von Palermo, Stabius war abgereist, um seine Tochter zu suchen, und Camillo hatte sich ihm angeschlossen, unter dem Vorwande, er müsse im Auftrage des Primas, der sein Bruder gewesen, eine Reise thun, um dessen letzten Willen, den er nicht offenbaren dürfe, zu erfüllen. Müde setzten sie sich zum Weinkruge und Stabius fragte den Wirt, ob vielleicht vor einiger Zeit ein junges Weib, das den Namen Jolinka getragen und das er des Näheren beschrieb, bei ihm eingekehrt sei.

„Jolinka," sagte der Wirt und schob sinnend die Zipfelmütze auf das Ohr, „ja, sie war hier vor nicht langer Zeit, ihr Gefährte rief sie so, der Name ist mir damals aufgefallen und mir im Gedächtnis geblieben."

„Ihr Gefährte?" forschte Stabius, „nannte sie diesen etwa Rainald?"

„Rainald," bestätigte jener, „richtig, so nannte sie ihn, er war ein schlanker, schmucker Gesell, — er hat sie bald sitzen lassen —"

„Was Ihr sagt!" unterbrach ihn Stabius bestürzt. „Und wohin ging sie alsdann?"

„Wohin? In die Welt," entgegnete der Wirt, „und wenn ich mich richtig erinnere zunächst nach Toulon." Er wurde von anderen Gästen gerufen und eilte davon.

„Verlassen, — verlassen," rief der Meister, und es war, als ob er die Worte aus unterster Brust mühsam

hervorhole, „mein Kind, mein armes Kind, ich habe das gefürchtet, — und es doch nicht ändern können.“

Er berührte den Wein nicht, sein starker Körper hing wie gebrochen auf dem Stuhle, Camillo dagegen sprach dem Kruge fleißig zu in scheinbar bestgeregelter Gemütsverfassung. „Und doch ist es ein Glück,“ fuhr Stabius fort, „daß wir hierher gekommen und dies wenige erfahren, ich habe die Spur gefunden und das ist viel.“

„Werft in den wallenden Strom einen Ring, einen flüggen Vogel in die Luft, so sind beide geborgen,“ meinte der Narr, „auch sie, die Ihr sucht, werdet Ihr nicht finden, und es wäre klüger gewesen, Ihr wäret in Palermo geblieben, anstatt auf abenteuerlichen Pirschgang auszuziehen. Nichts ist zwar unmöglich, seltsam ist der Lauf der Dinge dieser Welt, und freuen soll es mich, wenn Ihr die Flüchtige ereilt, freuen — nicht wie Euch, denn Ihr seid der Vater, aber auch ich nehme einen gewissen Anteil an ihr. Ihr thut mir leid,“ setzte er mit gleißender Freundlichkeit hinzu, „Ihr seid alt und die Ruhe wäre Euch wohl zu gönnen.“

„Ein gewisses Maß von Leid hat die Natur jeglichem bestimmt,“ versetzte Stabius finster, „ich aber muß klagen, daß mich das Unheil gemieden, da ich noch jung war, und daß es mich sucht, da meine Knochen mürbe geworden und unfähiger sind, die Last zu tragen; auch die Liebe hat mir nie Schmerzen, sondern nur Lust bereitet, ich schätzte das Leben nicht höher, als es wert ist, der Tod war mir ein notwendiges, schreckenloses Übel, so glaubte ich mich sicher vor dem Unglück, und

nun hat mich der Gram der Liebe doch noch getroffen an empfindlichster Stelle, da ich die einzige im Elend weiß, an der meine Seele wahrhaft gehangen."

„Und jetzt wollt Ihr nach Toulon?" fragte Camillo.

„Wie könnt Ihr fragen, ob ich will?" erwiderte Stabius, „ich muß ihr folgen, nicht die Liebe allein, auch die Pflicht treibt mich hinter ihr her. Jener Krüppel, der vor Wochen nach Palermo kam, den ich heimlich begraben in jener Nacht, da man Euern Bruder erstochen und bevor der unerwartete Lärm im Saale anhub, jener armselige Mensch hat mir den Weg gewiesen, den ich jetzund gehe. Man wird schwach, wenn man alt wird, sinnend und wägend steht der Greis in beengenden Schranken, die der Mann leicht überspringt, ich achte mich nicht besser, als ich bin, vielleicht hätte ich die Stimme des Vaterherzens geschwichtigt und liefe heute nicht wie ein Narr in der Welt umher, gellten mir die letzten Worte des Krüppels nicht in den Ohren. Doch davon lasset mich schweigen."

„So habt Ihr den Totengräber gespielt in jener Festnacht?" sagte Camillo und schaute den Alten scheu an.

„Ja, das habe ich," versetzte dieser rauh, „der abergläubische König durfte nicht wissen, daß ich unter seinem Gemache einen Toten herberge; ich wollte, die Palermitaner hätten in jener Nacht gearbeitet wie ich, und der ganzen Königsherrlichkeit ein Grab gegraben, aber sie sind zu dumm und lieben die alte Gewohnheit des Getretenwerdens; wie sie gehandelt haben, als sie nach wenig Tagen ihren König Wilhelm wieder auf den Thron

setzten und sich unter das alte Joch beugten, so werden auch ihre Enkel handeln, was steht von einem Bastard-volke zu hoffen in dieser Welt voll Tyrannen und Sklaven!"

Er hatte sich in Erregtheit hineingeredet, mit einem klugen, überlegenen Lächeln schielte Camillo über den Krug hinweg zu ihm hinüber; auf seinen schmalen Lippen lag ein Witzwort, doch es wurde nicht laut, mit ernstem Tone sagte er: „Seid nicht ungehalten, Herr, ich bin ein armer Narr, aber das weiß ich, so wenig wie mir, wird es Euch gelingen, diese Welt besser und klüger zu machen. Ich meine, wir haben beide ein ganz weiches, warmes Nest verlassen, als wir von Palermo fortgingen, wir hatten keinen Grund, mit der Königsherrschaft un-zufrieden zu sein, ein jeder sorge für sich, damit hat ein jeder genug zu thun."

Stabius schwieg, als halte er es unter seiner Würde, mit Camillo zu streiten, und dieser fuhr fort: „Mir freilich wurde jenes Nest zu warm, als man in Majos Nachlaß gewisse Briefe gefunden, die der Primas ihm von Toulouse gesandt hatte; ich schwebte in Sorge Tag und Nacht, denn hätte der König erfahren, welches ver-wandtschaftliche Band Nikolaus und mich zusammen-gehalten, so hätte er aus diesem Bande eine Schlinge geknüpft und mich hängen lassen. Ich halte es ratsamer und angenehmer, die Menschen mit meinem Geiste, als die wilden Vögel mit meinem Körper zu unterhalten, das ist der eigentliche Grund meines heimlichen Ent-weichens, zwecklos schweife ich einstweilen umher wie vor

Jahren, ehe der Vagant ein seßhafter Hofnarr wurde, und wenn es Euch gefällig, begleite ich Euch nach Toulon. Lästig werde ich Eurer Kasse nicht, denn ich trage erspartes Geld in namhafter Summe bei mir, nützlich aber mag ich Euch werden, denn ich kenne die Provence von früheren Fahrten her und kann Euch ein guter Führer sein."

„Was wollt Ihr mit mir reisen," wehrte Stabius; „mit mir, dem vergrämten Greise? Suchet Euch andere Bahnen, andere Gesellschaft, wo Ihr Freude finden könnt, die Ihr bei mir nicht zu hoffen habt."

„Solche Bedenken dürfen Euch nicht stören," entgegnete Camillo rasch, „schlecht stände es mir an, zur Zeit lustige Tage zu begehren, da ich vor Wochen den Bruder verloren. Ihr seid immer gut und freundlich gegen mich gewesen und als ich am kalten Fieber danieder lag, habt Ihr mich wieder auf die Beine gestellt, so weiset den geringen Dienst nicht zurück, den ich Euch biete, wir können uns ja zu jeder Zeit trennen, wenn wir einander nicht mehr behagen."

„Mir soll es recht sein," erwiderte Stabius, „jetzt aber müssen wir schlafen, es ist spät geworden;" er stand auf, „mir soll es recht sein," wiederholte er, „wenn Ihr mich begleiten wollt, Eure Gesellschaft ist mir nicht unbequem und vier Augen sehen mehr als zwei."

„Das ist nicht immer der Fall," meinte Camillo gleichmütig; „ausgerüstet mit Euern offenen Augen, deren Sehkraft die Liebe erhöht, könnt Ihr die meinen ent-

wehren. Oder glaubt Ihr nicht, daß Liebe und Haß die Sinne verschärfen und die rechten Wege uns weisen?"

„Freund," versetzte Stabius, „Liebe und Haß sind schlechte Leiter im Leben, sie nehmen die kühle Besonnenheit; glaubt mir, es ist richtiger, mit dem Verstande, als mit dem Gefühle zu suchen."

„Uns aber hindert nichts, mit zwiefacher Kraft die Fährte zu erproben," lachte Camillo, „sucht Ihr mit dem Gefühle, so such ich mit dem Verstande; ich bin fortan der Führer, Ihr seid der Spürer."

Er griff nach dem Lichte und schritt dem Meister voran in den Schlafsaal des Hauses.

XIII.

Die heiligen drei Könige.

Die Zerstörung Mailands hatte begonnen. Von dem deutschen Kriegsvolke war die Stadt ausgeplündert, wie ein breitwallender, brausender Strom war das Heer der blondhaarigen Männer durch die verlassenen Straßen geflutet, mit wildem Gejauchze hatte man Paläste und Häuser ihres Reichtums beraubt und die goldenen und silbernen Geräte, die Kostbarkeiten aller Art zu riesigen Haufen zusammengetragen, dann hatte der kaiserliche Herr alle Schätze bis auf den Königsanteil verteilt nach Gerechtigkeit und Billigkeit, nach Verdienst und Würde, und nachdem solches geregelt, war die Zertrümmerung der Krone unter den lombardischen Städten angeordnet. Das Einheimsen der greifbaren, beweglichen Früchte des schwererrungenen Sieges hatte der Kaiser seinem Heere überlassen, die Vernichtung der stolzen Bauten und der sie umschließenden Mauern hatte er den Bewohnern der angrenzenden Gebiete, welche unter Mailands drückender Herrschaft lange Jahre gelitten, übertragen und jeder Stadt für ihre Arbeit einen Teil des Grund und Bodens als Eigentum zugesprochen. So war der Eifer

der Nachbarstädte, den alte Feindseligkeit ohnehin rege gemacht, erheblich gesteigert durch die Sucht, Land zu gewinnen oder wiederzugewinnen, denn mit räuberischer Hand hatten die Mailänder ihr Gebiet stetig erweitert auf Kosten der Nachbarn, welche der Übergriffe sich nicht zu erwehren vermocht hatten. Nun war die Zeit gekommen, den bittergefühlten Schaden zu begleichen, das Verlorene mit Zinsen zurückzufordern; Lodi, Pavia, Cremona und Como, Novara und Vercelli, die Grafschaften Seprio und Martesana hatten ihre Mannschaften gestellt, und der Greuel der Verwüstung hatte seinen Anfang genommen, tagelang hatte man bereits gewütet, die starken Ringmauern lagen zum Teil geschleift, die Theater waren abgetragen, der weite Zirkus war ein Trümmerhaufen, die Denkmäler der Kunst hatte man zerschlagen, und um Kirchen und Türme loderten die Flammen. Gellendes Geheul tönte im Innern der Stadt; wildes, frohlockendes Gelächter wahnwitziger Freude, Wutgekreisch einer entfesselten Masse mischten sich in das Krachen der Balken, in das dumpfe Geräusch brechender und fallender Quaderwände, in das Prasseln und Fauchen der aufspringenden Flammen, in den Klang schwer niederfallender Schläge der eisernen Werkzeuge. Draußen aber vor den zertrümmerten Thoren lagen Tausende der obdachlos gewordenen Mailänder, viele waren in andere Städte gezogen, um dort ein gebrochen Leben weiter zu fristen, viele vermochten es nicht, von dem Boden zu scheiden, den sie und ihre Väter gebaut, um den sie gehungert und geblutet hatten; sie lungerten

an den Heerstraßen in Groll, Angst und Verzweiflung, voll ohnmächtiger Wut griffen die einen in den Staub, warfen ihn auf ihre Häupter und ballten die Fäuste, während die andern in starres Brüten versunken auf den wirren Lärm in der Stadt horchten, auf die geschäftig zerstörende Werkthätigkeit, mit der dort Palast und Hütte niedergelegt wurden. Gräßlich war der Jammer, das Weinen und Klagen halbnackter Weiber und Kinder, das Fluchen der Männer, das Winseln und Kichern kindisch gewordener Greise und alles Elend, alle Not war erbarmungswürdiger bei der trostlosen Nichtigkeit der Laute des Grams und des Schmerzes, denn das beschlossene Verderben hielt keiner auf, den geschwungenen, zermalmenden Hammer riß keiner zurück. Jegliches Gebäude sollte zerstört werden, das hatte der Kaiser befohlen vor seinem Aufbruch nach Pavia, nur ein einziger Tempel sollte verschont bleiben; es war der Tempel des heiligen Ambrosius im Westen der Stadt, ehrwürdig durch seine Jahre, hochberühmt durch die Gebeine der Märtyrer Gervasius und Protasius, welche die Krypta seines Hochaltars barg.

Vor diesem Altare, unter dem Baldachin, den schlanke Porphyrsäulen trugen, lag früh am Morgen der Erzkanzler Rainald von Dassel auf den Knieen. Er war allein in der weiten Basilika, deren düsterer Raum bald von dem schwarz aufquellenden Rauche draußen noch mehr verdunkelt, bald von den siegenden Flammen rot beleuchtet wurde, deren tiefe Stille im seltsamen Widerspiel stand zu dem ununterbrochenen Getöse der bewegten

Stadt. Das Antlitz des Kanzlers war blasser als sonst, aber eine erhabene Ruhe lag in seinen Mienen, in seiner Haltung; seine Züge trugen den Ausdruck des Schmerzes, aber neben dem Schmerze lag der Friede, den das Bewußtsein gibt, unbeirrt das Rechte gewollt und gethan zu haben. Kein selbstquälerischer Vorwurf ängstigte diesen Mann, dessen Blicke wie weltentrückt an dem Kruzifix hingen, während draußen das Unheil durch die Straßen schritt in seinem Dienste; leise knisterten die Blätter des Breviers in seinen Händen, seine Lippen hauchten fromme Gebete. Hinter ihm wurde ein Laut merkbar, als striche der Ärmel eines Gewandes am Gemäuer hin, er drehte das Inful-geschmückte Haupt, an einem der Pfeiler stand Rainald von Wieden und streckte die Arme nach ihm aus. Da erhob sich der Kirchenfürst, rasch barg er das Buch in der Brusttasche des blauen Mantels, trat auf den Störer zu und reichte ihm die Hand.

„Rainald,“ begann er mit mildem Tone, „ich habe dir gesagt, ich wolle dich nicht wiedersehen vor den Mauern Mailands, daß du mich innerhalb der Mauern aufsuchest, habe ich dir freilich nicht verboten, aber verstattet habe ich es dir auch nicht.“

„Fürchtet nicht, daß ich Euch Ärgernis bereite,“ versetzte Rainald, „ich bringe Euch kein Unglück, ich bringe Euch Glück und durch mich redet der Herr zu Euch: Siehe, ich schreite vor dir her, ich gebe dir die Schätze, die in Heimlichkeit verwahrt sind und die Kleinode, die im Verborgenen ruhen. Wenn ich Euch

meine Botschaft ausgerichtet habe, will ich gehen, eilig, wie ich gekommen."

Mit forschenden Blicken sah der Kanzler den treuen Gefährten früherer Zeit an, der in auffälliger Erregtheit gesprochen hatte.

„Du redest stolz," sagte er, „was entbietet mir der Abt Rothard?"

„Ich komme nicht von Rothard," erwiderte Rainald, „vor längeren Monaten schon bin ich dem Kloster entwichen, ich bin in Palermo gewesen, an dem Hofe des Königs Wilhelm, als ihn die Meuterer von dem Throne stürzten und Feuer in den Palast warfen, jetzt komm ich von Genua" —

Überrascht sah der Kanzler den Redenden an, finster zog er die Brauen zusammen. „Also bei unsern Feinden suchtest du Schutz, als wir dich entlassen hatten?!" begann er.

„Glaubet nicht, daß ich gemeinsame Sache gemacht habe mit Euern Feinden," entgegnete Rainald ruhig; „ich konnte die Einsamkeit des Gefangenen nicht mehr ertragen nach dem Leben im Lager, ich wollte frei sein, der Spielvogel holte mich ab von Breme, wohin Ihr mich listig gelockt hattet, ich bin mit ihm nach Salerno gefahren und von dort nach Palermo, da ist der Spielvogel gestorben."

„Nach Salerno," versetzte der Kanzler bedeutsam, „ich will dich nicht fragen, was dich dorthin getrieben, du bist eigenwillig, ich kenne dich wohl," fuhr er mit hartem Tone fort, „ich maße mir nicht an, dich leiten

zu wollen nach meinem Willen, geh fortan, wohin es dir beliebt, du bist längst zu deinen Jahren und Tagen gekommen, meine Patenschaft ist zu Ende, geh und störe mich nicht, auf deine Botschaft verzicht' ich."

„Die Schale des Zorns ist ausgeleert über diese Stadt," sagte Rainald trotzig, „ich beklage mich nicht, daß ein Tropfen daraus auch auf mich fällt; ich wandere fürderhin meinen Weg ohne Euch, wenn ich den Rest schuldigen Dankes gezahlt habe; das ist bald geschehen, vielleicht verachtet Ihr auch die Gabe, die ich biete, und so frage ich kurz: Wollt Ihr, daß ich die Gebeine der heiligen drei Könige Euch zeige, die hier in Mailand ruhen? Ich weiß, wo sie liegen, ob es ein andrer Euch sagen kann und wird, weiß ich nicht."

Als wäre plötzlich eine beseligende, himmlische Erscheinung von der Wölbung des Tempels zu ihm niedergeschwebt, stand der Kanzler bei diesen Worten. Die heiligen drei Könige, — geschäftig war die Legende gewesen, sie mit verklärendem Lichte zu umkleiden, in das fabelreiche Morgenland, nach welchem ein geheimnisvoller Zug den Völkern des Westens innewohnte, führte ihre Geschichte, und was ihre Reliquien der wundergläubigen Zeit sein und werden mußten, konnte keiner richtiger ermessen als der Erzbischof von Köln. Rainald merkte die mächtige Wirkung, die seine Mitteilung auf den Kirchenfürsten geübt, er gewahrte mit Freude den sinnenden Ernst auf der breiten Stirn des Mannes, aber bald schwand der sinnende Ernst und ein skeptisches Lächeln flog um die feinen Lippen.

„Hat dich ein Traum geäfft und suchst du nun, mich zu fangen mit schmeichelnden Künsten?“ fragte der Kanzler gleichmütig. „Wende dich an die Thoren und predige ihnen das Märchen, ich mag es nicht weiter hören.“

„So muß ich Euch nochmals fragen, gleich der Sibille,“ rief Rainald, „wollt Ihr, daß ich den kostbaren Schatz Euch weise?“

„So sage mir zuvor, wer hat dies Geheimnis dir offenbaret und wecke mir den Glauben an deine Rede,“ bat der Kanzler.

„Einem vielwissenden Mönche, der selber vor den Gebeinen gekniet und gebetet hat, danke ich die Kunde,“ berichtete Rainald. „Wenige in Mailand haben in letzter Zeit von den heiligen Kleinoden gewußt, denn man hat sie lange versteckt gehalten, in Furcht, sie möchten abhanden gebracht werden. Einst hat sie der heilige Eustorgius als Geschenk des Griechenkaisers von Konstantinopel geholt, damals haben sie mancherlei Wunder gewirkt und sind dann bei dem Volke in Vergessenheit geraten. Kennt Ihr den Edlen von Thurn, Herr?“

„Asso von Thurn,“ versetzte der Kanzler, „ob ich ihn kenne?! Er ist des Kaisers erbittertster Feind, und der Kaiser haßt ihn grimmiger als jeden andern unter dem mailändischen Adel.“

„In dem Hause derer von Thurn waren die Reliquien verwahrt,“ flüsterte Rainald, „und ich glaube nicht, daß man sie aus dem Gewahrsam verschleppt hat. Ich

kam vorhin an dem Hause, das noch unversehrt ist, vorüber, an der Thür auf den Marmorstufen saß ein alter Mann, ein Diener der vertriebenen Herren wie ich meine, dem flüsterte ich zu: Ich grüße Euch im Namen der heiligen drei Könige! und in großer Bestürzung sah er mich an wie das schlechte Gewissen, ohne den Gruß zu erwidern.“ —

„So hast du dem Manne verraten, daß wir Bescheid wissen von dem verheimlichten Schatze?!“ unterbrach der Kanzler hastig die Rede, „dieses ist schlimm, auch ist zu fürchten, daß jenes Haus mit den andern bald der Zerstörung anheimfällt, laß uns nicht säumen, Rainald, zu retten, was zu retten ist, den Dank will ich nachher dir zollen, wenn wir gefunden, was wir suchen.“

Beide schritten aus dem Tempel, durch die Straßen der Stadt, der Kanzler beflügelte seine Schritte, als gälte es, drohende Not zu verhindern. Mehrfach hatte Rainald vergeblich versucht, ein Gespräch anzuknüpfen, jetzt begann er aufs neue, nachdem er die Blicke über die vielgestaltigen Trümmer hatte schweifen lassen: „Wenn mir Gott eine glückliche Heimkunft beschert, wenn ich wieder im stillen Büchersaale zu Corvey sitze und den Propheten Jeremia lese, weiß ich mir ein Bildnis zu machen von Jerusalem, da es in Schutt lag. Wüste ist auch diese Stadt, die voll Volks war; die eine Königin war, ist zur Magd geworden, rings schweigt die Stimme der Freude, das Lachen des Bräutigams und der Braut, aller Schmuck ist dahin, und die Steine des Heiligtums liegen umher auf den Gassen.“

Der Kanzler blieb stehen und sah den Redenden an mit flammenden Augen.

„Wenn du solches liesest,“ sagte er, „und an Mailand dabei denkst, dann lies auch den Schrei Zions: Gott ist gerecht, denn ich bin widerspenstig gewesen und um meiner Bosheit willen hat er mich also zertreten. Auch dieser Schrei paßt für diese Stadt.“

Er wandte sich und schritt weiter, stumm ging Rainald neben ihm her. Noch saß der Alte auf der Treppe des Thurnschen Palastes, als beide dort ankamen, er hielt die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, hatte den runden Kopf, den kurzes, schneeweißes Kraushaar dicht bedeckte, in die Hände gedrückt, als ob ihn der Kopf schmerze, und rührte sich nicht. Mit barschem Wort rüttelte ihn der Kanzler auf aus seinen Gedanken.

„Kennst du mich nicht?“ fragte er.

Überrascht starrte der Greis ihn an. „Sollte ich Euch nicht kennen, den mächtigsten Mann im Reiche nach dem Kaiser?“ versetzte er.

„Bist du ein Diener dieses Hauses?“ forschte Rainald von Dassel weiter.

„Ich war es,“ lachte der Gefragte bitter, „ich war es noch vor wenig Tagen; wo kein Herr ist, ist kein Diener.“

„Und dein Name?“

„Andronikus, Herr, Andronikus heiß ich, was wollt Ihr von mir.“

In seltsamer Scheu hatte der Mann seine Worte vorgebracht, bei den Fragen des Kanzlers hatte er die

Hand hinter das Ohr gelegt, als ob er schwer höre. Auf einen Wink des Prälaten folgte er diesem und Rainald mit der Gebärde des Widerwillens in das Innere des Hauses. „Sage uns, Andronikus,“ begann hier der Kanzler, „wo habt ihr die heiligen drei Könige verborgen?“

„Drei Könige?“, entgegnete der Diener mit tölpelhaftem Glotzen, „ich habe nur einen König im Leben gesehen und ich wollte, ich hätte ihn nicht gesehen.“

„Stelle dich nicht dumm,“ raunte der Kanzler ihm zu, „zeige uns, was wir begehren, oder ich lasse dich in den Stock schließen, bis ich dir die Zunge gelöst habe.“

Noch einen angstvollen Blick warf Andronikus auf die Herren, dann legte er den Finger auf den Mund, holte eine metallene Handlampe, die in beweglichem Bügel schwebte, aus einem Winkel, zündete sie an und machte ein stummes Zeichen, man solle ihm folgen. Auf breiten Stufen stiegen die drei in die Kellerräume des Hauses hinunter, mit leidenschaftlicher Hast schritt der Kanzler hinter dem Führer her durch die leeren, ausgeplünderten Gewölbe, deren Thüren überall offen standen. Andronikus blieb stehen vor einer mit Kalk überzogenen Pforte, die der Uneingeweihte schwerlich entdeckt hätte; aus einer Mauerlücke nahm er einen Schlüssel und öffnete die Pforte. Die Männer betraten einen mäßig großen Raum, in dessen Mitte ein silberner Sarg von getriebener Arbeit stand; Andronikus hing die Lampe an eine Kette, die von der Decke herniederreichte, hob

den Deckel des Sarges und flüsterte: „Hier ist, was Ihr suchet.“

Mit raschem Blick musterte der Kanzler die Gebeine, er hob ein altes Pergament, das darüber lag, gegen das Licht, dann fiel er auf die Kniee.

„Allmächtiger Gott!“ rief er, „ich danke dir für deine große Gnade, die du mir, deinem unwürdigsten Diener, erzeigt hast; klar erkenne ich nun, daß du wohlgefällig ansiehst, was ich gethan, denn das Werk meiner Hände hast du sichtbar gesegnet!“

Tief beugte er das Haupt zu dem Rande des Sarges und murmelte Gebete, tief ergriffen war Rainald neben ihm auf die Kniee niedergesunken, da tönte hinter ihnen gelles Lachen, Andronikus warf die schwere Thür ins Schloß, zog den Schlüssel ab und lief eilig fort.

Mit gewaltigem Satze war der Kanzler an die Pforte gesprungen, fahl wie ein Linnentuch war er geworden, mit der ganzen Kraft seines Leibes stemmte er sich gegen die Thür, aber diese war von Eisen und das feste Schloß brach nicht. Auch aus Rainalds Gesicht schien jeder Blutstropfen gewichen; „begraben, lebendig begraben!“, schrie er auf, „lebendig begraben durch meine Schuld, Herr, mein Gott, welch ein Ende!“

Er nahm die Lampe aus dem Haken und beleuchtete Wandung und Gewölbe; da war keine Maueröffnung, die Hoffnung geweckt hätte, rings glattes, feuchtes Gestein, kalt wie der Tod; Rainald schlug mit dem Knauf seines Schwertes prüfend an das Gemäuer, nirgends klang der Ton hohl, die Quadern waren fest an ein-

ander gefügt, sie waren nicht zu durchbrechen. Wie ein wildes Thier, das die beengende Haft des Käfigs zuerst empfindet, durchmaß der Kanzler den Raum, „durch die Thür,“ rief er heiser, „wir müssen das Schloß sprengen, oder wir sind verloren, hier, mit dem Sargdeckel laß uns arbeiten, bis unsere Kraft erlahmt!“

Beide griffen den Deckel, und führten gewichtige Schläge gegen die Pforte, aber das Silber war dünn, bald bogen sich die Platten, der Verschluß zersprang nicht. In heißer Todesangst, mit der Riesenstärke ihrer Gliedmaßen, die sie zu gemeinsamer Anstrengung einten, warfen sich die Männer wiederholt gegen die Thür zu wuchtigem Anprall, aber auch das war vergeblich. „Es nutzt nichts,“ stöhnte der Kanzler matt, „wir müssen uns finden und ergeben in das Härteste der Erdengeschicke, wir kommen nicht hinaus, wir zerbrechen den ehernen Riegel nicht, was hülfe es uns auch, der teuflische Gesell wird auch die andern Ausgänge verschlossen haben, er wird schweigen von dem, was er gethan, und wenn er es seinem Herrn verrät, wird dieser lachen und die ewige Gerechtigkeit preisen; niemand wird uns hier suchen, wir müssen ersticken, verschmachten im ungeheuerlichsten Elend.“

Er warf sich auf den Boden nieder, lehnte die Schulter an die Wand und senkte den Kopf, auch Rainald streckte sich auf die Erde, die dumpfe Luft wirkte beängstigend, düster schwelte und verglühte die Lampe, es wurde finster ringsum.

„Die Nacht, das ist die Nacht des Grabes, die uns

umfängt," sagte der Kanzler leise, „erst dann wird es wieder hell, wenn das Licht der ewigen Gnade uns leuchtet zur fröhlichen Auferstehung. Rainald, wie nichtig ist der Mensch und sein Los, die Gewaltigen werden von ihren Stühlen gerissen, wenn sie am höchsten und sichersten zu sitzen wähnen, und die im üppigsten Reichtum leben, müssen verhungern."

Rainald antwortete nicht. „Ängstige dich nicht, mein Sohn," fuhr der Kanzler fort und seine Stimme klang freundlich und milde, „diese Not geht vorüber, der Hunger wird uns nicht weh thun, die Luft, die hier webt, wird uns betäuben, wir werden einschlafen unter dem Schutze der heiligen drei Könige, denke nicht an die Welt, denke an den Himmel. Was sagt der Prophet Jeremia, von dem du vorhin sprachest? Gott hat uns in Finsternis geworfen, gleich den Toten in der Welt, er hat uns vermauert, daß wir nicht heraus können, in hartes Eisen hat er uns gelegt. Aber derselbige Jeremia sagt auch: Seine Barmherzigkeit hat kein Ende."

„Herr," begann Rainald, „Ihr sollt mich nicht jammern hören, wie ein trostloses Weib, wenn ich auch jetzt, da es zu Ende geht, erkenne, wie köstlich das Leben ist, das ich so wenig geachtet. Klagen muß ich nur um eine, die auch um mich weinen wird, um meine Mutter, zu der ich nun heimkehren wollte, denn die Tage des Alters werden ihr bitter sein, in Sorgen muß sie immer sich quälen, denn keiner kann ihr sagen, ob ich tot oder lebendig." —

„Mich wird sie anklagen, wie mich so viele beschul-

digen werden vor dem höchsten Richter," unterbrach ihn der Kanzler bewegt, „ich muß es tragen, ich kann es tragen, ich habe Gutes im Sinne gehabt bei dem, was ich gethan. Denkst du nicht auch an ein anderes Weib," fragte er zutraulich, „sage mir, wie war es doch einst, wie war es mit Gepa und dir, liebte sie dich — nein, sage mir das nicht, ich will es nicht hören, es macht mich traurig; wir sind tot für die Welt, laß uns an Höheres denken in der Tiefe."

Rainald schwieg, nach einer Weile hub er an: „Ich hätt' es Euch nie merken lassen, Herr, droben im Lichte, denn wie ein Schmeichelwort hättet Ihr es vielleicht gewertet, und das hätte mich gekränkt, hier aber darf ich es sagen: auch Euch habe ich geliebt fest und treu, wie der Mensch nur seinen väterlichen Freund und Wohlthäter lieben kann, ich habe Eure höchste Tugend verkannt und habe Euch doch geliebt."

„Gib mir die Hand, Rainald," sagte der Kanzler weich, „du hast mich hoch gehalten, trotz der Verkennung, wollte Gott, alle, die mich nicht verkannt haben, hätten mich geachtet wie du!"

„Eure höchste Tugend, die unwandelbare Treue gegen Gott, gegen Kaiser und Reich, — ich glaubte nicht mehr an sie, seit dem Tage von Cassino Granzie," beichtete Rainald, „selbstsüchtige Rache triebe Euch, so dachte ich, gegen Mailand, Euch hielt ich für einen Feind der Kirche, gleich Euern Gegnern. Als Mailand gefallen, als das lombardische Reich für unsern Kaiser gewonnen war, bin ich meines Irrtums über Euch in weltlichen

Dingen inne geworden und seit dem heutigen Morgen weiß ich wieder, daß Ihr ein gläubiger Christ seid."

„Ein gläubiger Christ und ein Feind des römischen Papstes, — glaubst du, ein Mensch könne solch zwiefaches Wesen nicht in sich einigen?" versetzte der Kanzler. „Der Widerspruch ist nur scheinbar, er löst sich leicht, denn des Christen eigentliche Religion hat mit dem Papsttum nichts zu schaffen. Der Stellvertreter Petri ist zu einem Stellvertreter Gottes geworden, aber Gott hat ihn nicht dazu gemacht, er selbst hat die Würde sich beigelegt in maßloser Überhebung; über Kaiser und Könige will er herrschen als erster Sendbote des Himmels, vor zehn Jahren noch hat Gerhoh von Reichersberg, der bayrische Propst, jeden Krieg für unerlaubt erklärt, der ohne des Papstes Verstattung geführt werde, und solche Lehre ist gefahrvoll für die Reiche weltlicher Macht, denn das einheitliche Regiment leidet darunter, wenn den Herren der Erde immer aufs neue der Papst nach seiner Laune in die Zügel der Herrschaft greift bei Regelung irdischer Händel; aber es ist auch gefahrvoll für das Geistesleben der Kirche, denn die Hierarchie, die äußere Machtstellung gegenüber den weltlichen Großen, ist ihr zur Hauptsache geworden auf Kosten innerlichen Religionsdienstes. Mehr und mehr versinkt alles in feste, harte Formen, an denen der lebendige Geist schwer trägt, und unter dem wehrhaften, blanken Harnisch der streitbaren Kirche schlägt ein Herz, das den Kampf mehr liebt als den Frieden. Das sollte nicht sein, Rainald, ich gönne der Kirche ihren Papst, er ist

ihr notwendig zu ihrer Leitung, gleichwie jedem Reiche sein Herr notwendig ist; lieber wäre es mir freilich, jedes Land hätte sein besonderes kirchliches Oberhaupt, ein Mensch, der seinesgleichen nicht hat, wird hochmütig und verlangt am Ende gar göttliche Verehrung; dennoch gönne ich der Kirche ihren Papst, aber der Papst soll sich beschränken auf die ihm gewiesenen Kreise, er soll dem Kaiser lassen, was des Kaisers ist."

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Um solcher Lehre willen hat man Arnold von Brescia verbrannt, er wollte die kirchliche Politik von der weltlichen getrennt wissen, ihm war die weltliche Macht des Papstes ein Verstoß gegen die Grundsätze der Bibel; das mißfiel unserm Kaiser nicht, und glaube mir, manche schlaflose Nacht hat es ihm bereitet, daß er jenen gewandten Fechter nicht aus den Flammen gerissen hat. Ich habe Hadrian und Alexander befehdet mit allen Mitteln, die mir zur Hand waren, und das sage ich dir heute, da mir der gewisse Tod ganz nah ist, käme ich wieder an das Licht des goldenen Tages, ich würde fortfahren im Kampfe, der nicht gegen den Glauben, nur gegen die Verfassung der Kirche gekämpft ist; die köstlichsten Güter des Lebens, die nichts gemein haben mit jenem Hader der Parteien, die uns verbrieft sind als ein unverletzliches Erbe, die würde ich wahren, wie ich es gethan, als ein untadeliger Hohepriester, soweit ein untadelhaft Leben uns vergönnt ist in menschlicher Schwachheit. Kein Buchstabe des Testamentes ist verloren gegangen mit meinem Willen und Zuthun, ich habe die Irrlehren

unterdrückt, ich habe Ketzer verbrennen lassen, rauhe Zeiten fordern rauhes Regiment, Gott wolle mir verzeihen, wenn ich zu weit gegangen bin im heiligen Eifer."

„Selig seid Ihr, daß Ihr heute also sprechen dürft im freudigen Bekenntnisse," sagte Rainald, „Ihr seid ein guter Mensch gewesen da oben, Eure Werke werden von Euch zeugen."

„Wie magst du glauben, daß ich gut gewesen," erwiderte der Kanzler, „da du doch Christi Wort kennst, daß keiner gut ist, denn der einige Gott. Auch ich bin ein Mensch, ich war wie jeder andre dem Irrtum unterworfen, und alles, was menschlich ist, war mir nicht fremd. Schwach ist der Ruhm, daß ich die groben Sünden gemieden, da ich den feinen nicht entgangen bin; hoffärtig bin ich gewesen, ungemessener Ehrgeiz hat mich beseelt von frühester Jugend an, und da ich ein Mann geworden, that ich doch nicht ab, was kindisch war. Gekränktes Ehrgefühl heischt Sühne, ich habe mich gerächt an Mailand, bitter ist es mir, das zu sagen, aber wer mag es wissen, ob die Stadt nicht verschont geblieben wäre von dem grauenvollen Unheil, wenn mich die Rachsucht nicht gegen sie gehetzt hätte; wie verzehrendes Feuer haben deine Worte auf mich gewirkt in St. Celso, aber ich war stark, ich dämpfte das Feuer und stieß dich von mir, weil du mir gefährlich werden konntest. Jetzt ist das Werk geschehen zum Segen des Reiches, und so ist es oftmals im Leben, der Meister freut sich nicht über sein Werk, weil soviel von seiner eigenen Schwäche daran haftet. Dennoch bin ich nicht

unzufrieden mit der That, die mir gelungen, von den Schlacken, die an mir dabei haften geblieben, läutert mich wohl der letzte Kampf, den ich hier kämpfe und den ich als gerechten Lohn für mein Verschulden aufnehmen will."

„Herr," rief Rainald klagend, „Ihr verdunkelt die leuchtende Führung Eures Lebens mit kleinlichem Tadel, andre handeln anders, sie stellen in die Finsternis ihrer sündlichen Thaten das kleine Licht ihrer guten Werke und trösten sich bei dem schwachen Schimmer; viele thun das, die meisten der Sterbenden, manche aber haben nicht einmal ein solches Lichtlein, und ich, — ich habe es auch nicht. Einen lauteren Sinn habe ich mitgebracht aus der Heimat, er ist bald unlauter geworden."

„Klage dich an, es wird dir nicht schaden," versetzte der Kanzler, „aber verzage nicht, wir müssen uns alle auf Gnade verlassen, hoffe auch du darauf."

„Auf dem breiten Wege bin ich gewandelt," fuhr Rainald fort, „und in mancherlei verwerfliche Werke habe ich mich eingelassen; leicht wie die Flocke glimmender Asche, haltlos wie ein Blatt, das der Wind treibt, bin ich daher gefahren; wie jener thörichte Mann, von dem Salomo berichtet, bin ich dem listigen Winken schöner Augen gefolgt, und manche Nacht von Köln ab bis hierher habe ich vor dem Becher gesessen, des Würfelspiels gar nicht zu gedenken.[61]) Trostlose Stunden liegen vor uns, wollt Ihr, Herr, daß ich Euch alles berichte, soll ich Euch erzählen von Palermo, von dem

Könige Wilhelm und seinem Großkanzler Majo, den Matthäus Neveling aus Mainz erstochen hat?"

„Ich habe vernommen, was in Palermo sich begeben, kurz nachdem es geschehen," erwiderte der Kanzler, „ich will jetzt nichts hören, mein Sinnen ist auf andre Dinge gerichtet. Sei ruhig und sei getrost, Rainald, wenn dich der Mangel an guten Werken ängstigt, will ich dich an eins erinnern, das dir unvergessen bleibt, denke an jene Nacht, in der du mich bewahrt hast vor dem Gifte des Primas von Clugny."

„O, Ihr seid freundlich, daß Ihr den geringen Dienst erwähnt," sagte Rainald, „aber was ich damals gewonnen, habe ich jetzt wieder verloren, denn ich bin es ja, der Euch hierher gelockt hat."

„Dieses Unheil, das uns betroffen, habe ich selbst verschuldet," tröstete der Kanzler, „die Gier nach den heiligen Schätzen hatte mich geblendet, ich hatte die Besonnenheit verloren und die gewöhnlichste Vorsicht außer Acht gelassen."

„Wenn Ihr denn jenen Dienst mir anrechnen wollt," entgegnete Rainald, „so rechnet ihn auf gegen den Verrat, den ich begangen, als ich den Meister Stabius und seine Tochter Jolinka heimlich entweichen ließ."

„Dann bleibt immer noch ein Überschuß für dich," versetzte der Kanzler. „Rainald," setzte er wohlwollend hinzu, „jene Thaten des Leichtsinns, von denen du vorhin redetest, sind sie dir leid geworden, fühlst du Reue darob?"

„Ja, Herr, die fühle ich tief!" erwiderte Rainald.

„So komm hierher, daß ich die Hand dir auf das Haupt lege und sie dir kraft priesterlicher Machtvollkommenheit vergebe.“

Feierlich sprach der Kanzler die Absolution und Benediktion, dann zerriß er ein Spitzentuch und bot Rainald die Hälfte desselben. „Nimm das,“ sagte er, „ein feiner Kräuterduft haftet daran, die Luft ist hier übel, halt es vor die Nase und nun leg dich hin und versuche zu schlafen, ich will es auch versuchen, wir müssen ausharren, wir dürfen uns das Leben nicht nehmen, wir müssen warten, bis es von uns genommen wird.“

Rainald that, wie ihm geboten; es ward still in dem Raume, nur die Atemzüge der Männer waren leise vernehmlich; bittere, qualvolle Stunden schlichen langsam vorüber, keiner der beiden vermochte zu schlafen, mit offenen Augen starrten sie in nächtiges Dunkel. Der Kanzler erhob sich und durchmaß den finsteren Raum. „Herr mein Gott,“ stöhnte er schwer geängstigt aus beklommener Brust, „nicht um das Leben will ich dich bitten, aber um eins fleh' ich dich an, mach uns das Sterben nicht allzu hart.“

Hastig setzte er seine Wanderung fort, dann warf er sich zur Erde und lag still wie zuvor. Und wieder waren lange Stunden vergangen, da nahten sich Schritte dem dunklen Kerker, ein leichtes Klopfen wurde vernehmlich und mit raschem Sprunge schwang der Kanzler sich an die Thür. „Reichsgraf von Dassel!“ erklang es leise.

„Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?“ fragte dieser,

mit einer Stimme, die seine Erregtheit nicht verriet. Rainald war an seine Seite getreten. Der Sprecher draußen schob eine kleine eiserne Platte oben an der Thür zurück, die dazu bestimmt sein mochte, Gefangenen Nahrung zu reichen. Helle Lichtstreifen fielen in das Kellergewölbe. Ein langes, schmales Gesicht mit fuchsigem Barte wurde an der Öffnung sichtbar.

„Ihr kennt mich wohl, Reichsgraf von Dassel,“ sagte der Mann grinsend, „ich bin Asso von Thurn, dieser Palast gehörte mir, eh' er Eurem Kaiser zufiel. Mein Diener hat Euch hier eingesperrt und er hat ganz in meinem Sinne gehandelt; dennoch bin ich bereit, Euch auferstehen zu lassen aus diesem Grabe, aber nicht um Gotteswillen, nur gegen Entgelt, den man auf Erden gebrauchen kann.“ [62])

„So redet, was verlangt Ihr?“ rief der Kanzler.

„Ich verlange, daß der Zerstörung Mailands Einhalt geschieht,“ entgegnete Asso, „daß uns die Stadt wieder eingeräumt wird, zerschlagen wie sie jetzt ist, daß der Friede mit dem Kaiser gemacht wird, wie er in Lodi angeboten wurde. Ihr werdet erkennen und rühmen, Herr, daß ich bescheiden bin, allzu bescheiden vielleicht, so werdet Ihr das billige Begehren wohl erfüllen.“

„Was kommt Ihr mir mit solchem Handel?“ versetzte der Kanzler mit scheinbarer Gelassenheit, „nur die mögliche Leistung dürft Ihr fordern, wenn Ihr Verträge schließen wollt; die Entscheidung über Mailand steht bei dem Kaiser.“

„Haltet mich nicht für so schwachköpfig, als ob ich nicht wüßte, daß Ihr gewähren könnt, was ich heische," lachte Asso verschmitzt. „Wenn Ihr dem Kaiser alles deutlich vorstellt mit den Künsten der Überredung, wenn Ihr zum Frieden ratet, wie Ihr in Lodi dagegen geeifert, dann wird er Euch und uns willfährig sein. Mehr als diese Überredung verlange ich nicht von Euch, aber daß Ihr das Friedenswerk ehrlich betreiben wollt und schnell, sollt Ihr mir mit dem schrecklichsten Eide geloben, den ich Euch staben will, bevor ich Euch frei gebe. Herr," fuhr er schmeichelnd fort, „ich denke, Eurem Gebieter ist Euer unversehrter Kopf lieber als diese geschändete Stadt; ehe Mailand sich erholt hat von dem gewaltigen Schlage, kann er das ganze italische Reich unter seine Füße getreten haben."

Der Kanzler stand in tiefes Sinnen versunken, sein keuchender Atem, seine zuckenden Augen und Lippen verrieten schweren Kampf, dann hob sich sein gebeugter Körper, kurz und entschlossen begann er: „Ich halte für besser, Mailand verdirbt und ich verderbe unter seinen Trümmern, als daß die mächtige Feindin unsrer Staatskunst sich wieder hebt zu altem Hader. Wir verlieren die Lombardei, wenn wir diese Schlange lebendig aus der Hand lassen; ich habe kein Recht, diesen hinfälligen Leib zu erhalten zum Schaden des Kaisers. Gehet, Herr, ich bin im Reinen mit Gott, mit der Welt und mit mir, laßt mich in Frieden. Aber halt!" rief er, „hier ist einer, der Euch nichts zuleide gethan hat, den laßt

hinaus, thut es um Gotteswillen, er wird Euch nicht verraten."

Rainald warf sich vor dem Prälaten nieder. „Nein, ich gehe nicht von Euch," rief er, „ich verlasse Euch nicht, mir wär' es ewige Schande, aber wenn es mir auch Glück und Ehre brächte, ich thät' es nicht, ich will und kann Euch nicht allein stecken lassen im gräßlichen Elend."

„So vermodert denn beide unter den stürzenden Trümmern," sagte Asso mit grimmigem Tone, schob die Platte wieder in die Thüröffnung und ging geräuschvoll hinweg. Der Kanzler aber zog Rainald an die Brust. „Ich habe viel Treue im Leben gefunden," flüsterte er ihm zärtlich ins Ohr, „nun erfinde ich auch dich treu in letzter Not, das vergelte dir Gott."

Bald hernach kam Asso von Thurn zurück und begann aufs neue eine Unterredung.

„Reichsgraf von Dassel," hub er an, „ich habe erkannt, daß Ihr fest seid, fester als ein Mensch denken sollte; ich bin nochmals mit mir zu Rate gegangen und ich möchte Euch retten, denn ich habe hohe Achtung vor Euch gewonnen und den Mailändern nützt es nicht, wenn Eure Knochen hier auseinanderfallen, mir aber kann es nützen, wenn ich sie zusammenhalte. Ich habe mich immer handeln lassen und habe mich nicht schlecht dabei gestanden, so will ich Euch einen neuen Vergleich bieten, der mich allein angeht. Ihr wißt, ich bin dem Kaiser verhaßt, keinem meiner Landsleute ist er mehr gram als mir, weil ich ihm stets der schärfste Wider-

sacher gewesen und weil ich ihm an der Etschbrücke so unsanft auf den Fersen gesessen. Ich war ein reicher, mächtiger Mann von gewichtigem Ansehen, jetzt bin ich arm und gelte nichts, das erbärmlich kahle Leben allein habe ich gerettet von all meinem Gut, Ihr solltet Mitleid mit mir haben, Reichsgraf von Dassel, ich war nicht der schlimmste von den Guelfen, ich war immer ein ehrlicher Feind."

„Kommt zum Schluß, was begehrt Ihr von mir?" fragte der Kanzler ungeduldig.

„Ihr sollt mir helfen, die Gnade des Kaisers zu gewinnen," entgegnete Asso, „Ihr sollt den Kaiser bestimmen, daß er mir mein Hab und Gut ersetzt, alles, was er mir genommen, ich bin zufrieden, wenn unparteiische Männer gewählt werden als Schätzer, wieviel es wert gewesen, unter Brüdern wert gewesen; seid Ihr dazu bereit, wollt Ihr mir das eidlich geloben, so öffne ich Euch die Thür, hier ist der Schlüssel."

Der Kanzler schwieg, Asso fuhr eifrig fort: „Viel Eidbrecher laufen umher in der Welt, und der Eid zumal, der in Todesnot geschworen, wird von den wenigsten geachtet. Euch aber vertraue ich, denn als stark und unentwegt in Haß und Freundschaft habe ich Euch erkannt, so seid Ihr es auch gewißlich im Halten der Gelöbnisse."

Noch immer schwieg der Kanzler, zögernd redete Asso weiter: „Erwäget wohl, bei diesem Vergleiche erhaltet Ihr auch die lieben Gebeine der heiligen drei Könige, die hier sonst verschüttet werden und keinem

fortan zum Segen gereichen. Ich denke, sie sind das Dreifache wert von dem Lumpengelde, das ich verlange, großen Reichtum hat der Kaiser hier in Mailand gewonnen, es wird ihn nicht kränken, eine Kleinigkeit wieder herauszugeben."

„Und wenn mein Herr nicht zahlen will, was dann, Asso," fragte der Kanzler jetzt, „wäret Ihr dann zufrieden, wenn ich Euch die Hälfte von meinem eignen Gute gäbe, in ehrlicher Teilung? Glaubt mir, meine Habe ist nicht gering."

„Von Euch will ich nichts," versetzte dieser stolz, „nichts als Euer Versprechen, daß Ihr meine Sache beim Kaiser vertreten wollt, habt Ihr sie vertreten, so seid Ihr jeglicher Pflicht gegen mich los und ledig, wenn Euer Herr gleich nicht zahlt. Beeilet Euch, der Morgen naht, ich muß im Dunkeln aus der Stadt entweichen, damit ich den Hunden von Lodi und Pavia nicht zwischen die Zähne gerate; entschließet Euch schnell, ich habe das letzte Angebot gemacht."

„Was Ihr begehrt, soll geschehen," sagte der Kanzler, „öffnet die Thür, ich nehme den Vergleich an."

„Halt! Nicht so ungestüm! Erst den Eid! Nehmt es nicht übel auf, ich bin ein vorsichtiger Mann!" schwichtigte Asso. „Andronikus!" rief er, und als dieser an ihn herangetreten war, flüsterte er mit ihm.

„Eines noch habe ich vergessen," begann er alsdann, „auch das noch müßt Ihr geloben, daß Ihr diesen meinen Diener nicht schädigen wollt, weder an Leib und Leben, noch an irgend welchem Gut, ob seiner That."

„Auch das will ich geloben," erklärte der Kanzler. Dann zog Asso ein kleines Kruzifix hervor, dies erfaßte der Prälat durch die Öffnung der Thür und leistete den wohlklausulierten Eid, den Asso ihm vorsprach.

„Haltet Ihr es für erforderlich, daß auch Euer Freund schwört?" fragte der Besorgte.

„Nein, ich hafte für ihn mit, daß er weder Euch, noch Eurem Diener schadet," beruhigte der Kanzler," und nun erschloß Asso die Pforte. Die Gefangenen traten tiefatmend heraus aus dem dumpfen Kerker, Asso geleitete die Erschöpften empor aus dem Keller auf den Flur des Palastes. „Lebt wohl," sagte er rasch, „ich muß eilen, ich gehe nicht mit zum Kaiser, ich fürchte die Höhle des Löwen, denkt an Euern Eid, und wenn Ihr günstigen Bescheid für mich habt, sendet einen Boten an den Rat von Genua, der weiß mich zu finden."

Er verschwand mit Andronikus im dämmrigen Lichte des Morgens.

Der Kanzler stand mit Rainald auf der Treppe des Hauses, gierig sogen beide die frische Luft ein, wortlos, wonnetrunken blickten sie empor zum Himmel, an dem die ersten, matten Lichtstreifen des kommenden Tages sichtbar waren; hinter ihnen lag nächtiges Todesgrauen, vor ihnen die steigende Sonne neuen Lebens.

„Rainald," sagte der Kanzler mit bebender Stimme, „ein solcher Morgen, wie dieser, den uns der Herr geschenkt, leuchtet nicht jedem im Leben; wie spricht Jeremia: Gottes Barmherzigkeit hat kein Ende! Die Not kettet die Menschen fester aneinander als das Glück,"

fuhr er fort, „es ist uns gut, daß wir da unten gewesen, wir sind klüger geworden, klüger auch über das, was wir von einander zu denken haben," — er küßte den Gefährten auf die Stirn — „hinfort sollst du bei mir bleiben, wie einst, und eine Lust soll es mir sein, dir Gutes zu erweisen."

Tief erschüttert ergriff Rainald die Hand seines Paten und zog sie an die Lippen, reden konnte er nicht in starker Bewegtheit seines Gemütes.

Schnell hatte der Kanzler Adolf von Schaumburg zu sich beschieden, er blieb trotz quälenden Hungers und Durstes gegenwärtig, bis die Gebeine der heiligen drei Könige sorglich und in aller Heimlichkeit verpackt waren, dann überließ er Adolf die Überführung der Reliquien nach dem Hoflager zu Pavia, und nachdem er sich mit Rainald an Speise und Trank notdürftig gestärkt, ritt er mit seinem Gefolge zum Kaiser.

Die fröhliche Osterzeit war herangekommen, und mit seltener Pracht feierte der Kaiser das Fest zu Pavia. Die Großen des Reichs waren versammelt, Gesandte vieler Städte waren erschienen, von Speier war die Kaiserin, die jugendschöne Beatrix von Burgund, gekommen, um an der Seite ihres Gemahls das Auferstehungsfest zu begehen, die ganze Stadt stand in Jubel und Prangen, es war, als ob aus den Trümmern Mailands die deutsch-römische Kaiserherrlichkeit wiedererstanden sei zu gewaltiger Vorherrschaft unter den Völkern.

Man hatte den Morgen der Andacht geweiht, das hohe Kaiserpaar hatte der Ostermesse im Dome bei-

gewohnt, die übrige Zeit des Tages war weltlicher Freude gewidmet. Am bischöflichen Hofe[63]) ging es hoch her, dort tafelte der Kaiser Friedrich im Kreise seiner Getreuen; die Würdenträger des Reichs und der Kirche, deren die Stadt eine große Zahl herbergte, saßen um die langen Tische gereiht im geschmückten Saale; oben in dem festlichen Raume, auf erhöhtem Ehrensitze unter säulengetragener Laube schwang der Rotbart den Becher, neben ihm saß die Kaiserin, beide trugen Kronen im Haar, zum erstenmale hatte Friedrich heute die Lombardenkrone wieder auf das Haupt gesetzt, die er vor dem Fall Mailands nicht hatte tragen wollen. An der Seite des Kaisers war dem Reichskanzler der Platz gewiesen, dem Pfalzgrafen Konrad war der Ehrensitz neben der Kaiserin zugefallen; an den Reichskanzler und den Pfalzgrafen reihten sich die Herren aus den vornehmsten Geschlechtern. Wohlgefällig ruhten die Blicke Friedrichs auf der bunten, fröhlich erregten Versammlung unten im Saale, die unter den Klängen schallender Festmusik nach so vielen blutigen Kämpfen endlichen völligen Obsieges sich freute; eine ruhige Heiterkeit lag auf dem ernsten Gesichte, mit launigem Scherzworte wandte er sich dann und wann an die glückstrahlende Gemahlin, wenn er das zutrauliche Gespräch mit dem Kanzler unterbrach, der ihn heute nicht mit den Angelegenheiten des Reiches unterhalten durfte. Rainald von Dassel hatte ihm gleich nach seiner Ankunft in Pavia von seiner Gefangenschaft in Mailand erzählt, er hatte sein Versprechen, das er Asso von Thurn gegeben, redlich

erfüllt, eine große Summe Geldes war nach Genua gesandt, Asso konnte zufrieden sein mit der Gabe, die ihm der Kaiser geboten, er hatte guten Grund, deutsche Freigebigkeit zu rühmen. Auch von den heiligen drei Königen hatte der Kanzler seinem Herrn berichtet, Friedrich war gnädig gewesen, er hatte die Reliquien seinem klugen, treuen Berater geschenkt für sein Erzbistum Köln;[64]) dankbar hatte dieser die hochwichtige Schenkung entgegengenommen, schon in den nächsten Tagen wollte er aufbrechen nach Deutschland und die kostbaren Gebeine nach Köln überführen, denn die Angelegenheiten des Bistums forderten sein Kommen, und in Italien war seine Anwesenheit vorläufig nicht mehr notwendig.

Immer lauter wurde im Saale das Geräusch festlicher Freude, das Schwirren der Rede, das Klirren des Geschirrs, das vieltönige Lachen weinfroher Männer, und an dem Tische der jugendlichen Mannschaft zumal stieg die jubilierende Lust fast über das gebotene Maß. Dort saß Rainald von Wieden, dem seine Stellung zum Kanzler stets einen Platz bei den Fürsten sicherte, unter der vornehmen Jugend. Der Archipoeta war überall ein gerngesehener Gast unter den Genossen, er war der Geringste an Geburt unter seinen Gefährten, aber der Reichste an Geist und Wissen, und wie einst bei den Konvivien im Heerlager folgten sie auch heute dem Tone, den er angab. Rainald war in übermütiger Laune, allen Gram, der in letzter Zeit ihn bedrückt, hatte er von sich geworfen, bei solcher Gelegenheit hatte der Augenblick für ihn keine Zukunft und keine Vergangenheit,

nur an der Gegenwart haftete sein Denken und Empfinden. Er beugte sich über den Tisch und sprach bald in gereimter, bald in ungereimter, bald in deutscher, bald in lateinischer Rede, die Umstehenden reckten die Hälse, neigten mit gespanntem Aufmerken die neugierigen Ohren dem Sprecher zu, bis bei unerwarteter Wendung des Vortrags plötzlich unter wieherndem Gelächter die zusammengesteckten Köpfe auseinander fuhren, worauf dann das Lauschen aufs neue begann.

Längere Zeit hatte der Kanzler dieses Treiben beobachtet. „Sehet Euch meinen unterirdischen Kollegen aus der Gruft zu Mailand an,“ flüsterte er mit behaglichem Tone dem Kaiser zu und wies nach dem Tische. „Ungeschwächt übt er wieder die Kunst eines Buffo, ich dachte, das Leid hätte ihn niedriger gestimmt, aber freilich, er hat Grund, lustig zu sein, denn in vermeintlicher letzter Not unten im Keller habe ich ihm alle seine Sünden vergeben, ohne eine rechtschaffene Beichte zu verlangen, und ich vermute, er hatte mancherlei auf dem Kerbholze.“

Der Kaiser schaute nach der angedeuteten Stelle, und bei dem lächerlichen Anblick der schielenden, grinsenden, glotzenden Tischgenossenschaft, die der Buffo beherrschte, wandelte auch ihn das Lachen an.

„Sagtest du nicht, dein Erzpoet sei in Palermo bei dem Könige gewesen?“ fragte er.

„Ja, das ist er,“ erwiderte der Kanzler, „wer weiß, wo er überall gesteckt und solche Fertigkeit sich erworben hat, aber zu unserm Schaden hat er sicherlich nichts

unternommen, ich glaube, es gibt keinen Menschen, der es ehrlicher und treuer mit uns meint. Er ist wie ein unruhig sprudelndes klares Bergwasser," fuhr er sinnend fort, „ein einziges Steinchen jedoch genügt, dieses lustige Wasser zu trüben, sein leidenschaftlich Gemüt ist sein stärkster Feind. Mich hat es gewundert, daß er zu uns zurückgekehrt ist."

„Mir hat ausnehmend gefallen, wie er sich zu dir gehalten in der Gefangenschaft," unterbrach ihn der Kaiser, „wir sind ihm zu Dank verpflichtet, weil er uns die seligen drei Könige gewiesen und gern möcht' ich ihm die gute Meinung verraten, die ich von ihm hege. Man nennt ihn den Archipoeta, so mag er jetzt eine Probe seiner Kunst ablegen, in Stimmung ist er heute sicherlich."

Friedrich flüsterte lächelnd mit seiner Gemahlin, diese nickte, und er beschied Rainald zu sich, der unbefangen hinter den Stuhl des kaiserlichen Herrn trat.

„Rainald von Wieden," begann der Kaiser und bot ihm den eignen, vollen Becher, „ich denke heute auch an Cassino Granzie, wo du dich neben Adolf von Schaumburg für des Reichs Ehre rühmlich geschlagen; Gutes hat mir dein Pate über dich berichtet, du hast treu zu ihm gehalten und ihn nicht verlassen im Kerker zu Mailand, auch danken wir dir die Rettung der ersten Bekenner Christi; mehr will ich dich für dieses alles ehren in späterer Zeit, heute sollst du aus dem Becher deines Kaisers trinken."

Rainald stand bewegt von solcher Huld. Dankend nahm er das goldene Gefäß, sein Blick fiel auf die

Kaiserin, die ihm das Antlitz voll hehrer Anmut zugewandt hatte; das gab seinen Gedanken eine gefällige Richtung. „So verstattet mir, mein allergnädigster Herr,“ bat er, „daß ich Euren Becher leere auf das beständige Wohl Eurer hohen, schönen Gemahlin und damit zugleich auf Euer Wohl trinke.“

„Das darfst du,“ sagte der Kaiser, „aber du darfst es nur dann, wenn du sofort in wohlgesetzten lateinischen Reimversen die Kaiserin, die solcher Sprache wohl kundig, zu grüßen vermagst. Sie nennen dich den Archipoeta, zeige uns, daß du die rühmliche Benennung verdienst.“

Da schlug Rainald nachdenklich die Augen empor, als ob er eine Schrift lese, die hinter seiner Stirn geschrieben stehe, dann hob er den Becher, neigte sich vor der hohen Frau, sah ihr in die lichten Augen und sagte mit klarer, wohllautender Stimme:

„Sit tibi frons laeta, versus recitante poeta!
Omnes extollunt te laudibus undique claris;
Re famam superas, non a fama superaris![65])
Ave Regina!“

Mit zierlicher Schwenkung führte er den Becher an die Lippen und trank ihn aus. Friedrich war zufrieden mit den Versen, und die Kaiserin dankte dem Dichter für das ihr gespendete Lob. „Nun du aber mich also gerühmt hast,“ sprach sie freundlich, „siehe zu, wie du auch den Kaiser ehrst mit deiner Kunst, denn ich darf nichts voraus haben vor ihm; nimm diesen Becher anstatt des leeren!“

Und wieder besann sich Rainald um eines Augenblicks Länge, vertauschte die Gefäße und wandte sich an den Kaiser:

„Princeps terrae principum, caesar Friderice,
Cujus tuba titubant arces inimicae,
Salve, mundi domine, caesar noster, ave,
Cujus bonis omnibus jugum est suave!“

„Es ist gut, es ist genug,“ rief der Kaiser lachend, „ich erkenne, du weißt die Sprache zu biegen wie einen Golddraht, mit solchen gewandten Worten kann ich dir nicht danken, so muß ich nach anderm Ausdruck suchen.“

Er löste eine Spange von seinem Handgelenk, die war kunstvoll gearbeitet und reich mit Steinen besetzt, man hätte wohl einen kleinen Edelhof damit erkaufen mögen, die gab er Rainald, und dieser erschrak fast über das stolze Geschenk. Mit bebender Hand wollte er den Becher auf den Tisch zurückstellen, aber die Kaiserin hinderte ihn daran. „Behalte ihn zum Andenken an mich und diese Stunde,“ gebot sie, „und wenn du eine Braut hast, so trinket den Minnesegen daraus, euch zum Glück und mir zur Erinnerung.“

Wie ein Wolkenschatten huschte es über Rainalds offenes Gesicht bei diesen Worten. „Es ist nichts, Herrin,“ flüsterte er traurig, „es ist aus mit der Liebe, aber mit der Erinnerung an Euch soll es nie aus sein, so will ich den Becher dankbar behalten.“

Inzwischen hatte der Kaiser ein kleines Männlein zu sich befohlen, das in seiner Nähe vergnüglich des Festes Verlauf beobachtete, einen welken Greis mit

feingebildetem Kopfe und ausgearbeiteten Zügen, der hieß Acerbus Morena und war Podesta von Lodi. „Acerbus“, sagte er zu diesem, „Ihr setzet, wie ich höre mit Glück, die Geschichte der Zeit fort, welche Euer Vater Otto begonnen, wendet Euch an diesen,“ — er wies auf Rainald — „der wird Euch erzählen, wie die heiligen drei Könige in Mailand wiedergefunden sind, das mögt Ihr in Euer Annalen-Werk eintragen.“[66])

Dieses versprach Acerbus Morena mit größter Bereitwilligkeit, er schritt mit Rainald durch den Saal im eifrigen Gespräche und ließ sich das seltsame Vorkommnis getreulich berichten. Viele Fragen hatte der gründliche Forscher zu stellen, und Rainald freute sich, als er endlich des Quälgeistes ledig zu seinen Genossen zurückkehren durfte.

Schon war es dämmerig, als die Tafelfreuden ein Ende gewannen, Rainald geleitete den Kanzler in sein Gastgemach im Bischofshofe und schlich, nachdem er sich bei seinem Herrn beurlaubt, in den eignen Schlafraum, der neben dem des Kanzlers lag. Dort barg er Spange und Becher in einem Schrein und schritt dann fort, um für den Abend neue Geselligkeit zu suchen. Als er das Portal des Hauses verlassen, legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter. Serlo von Bageux stand vor ihm.

„Rainald von Wieden,“ begann dieser, „ich habe lange nach Euch ausgespäht und auf Euch gewartet, wegen Jolinka komme ich her, die Ihr in Genua verlassen habt und die Eurer bedarf.“

„Ich habe keine Gemeinschaft mehr mit ihr,“ ver-

setzte Rainald ärgerlich, „was kreuzt sie meinen Weg, da wir doch fertig sind miteinander?“

„Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, sie habe mich zu Euch gesandt,“ bedeutete ihm der andere. „Ihr Leben steht in Frage und ich dachte, dieses Leben hätte noch immer einen gewissen Wert für Euch.“

„Ist sie krank?“ fragte Rainald rasch.

„Nein sie ist nicht krank, einiges Herzweh abgerechnet,“ antwortete Serlo, „aber sie ist in eine Anklage verstrickt, man wirft ihr vor, sie habe der Gräfin Colonna in Genua eine goldene Kette gestohlen, ein Diener des Gesandten Colonna Villanova von Genua, der hier in Pavia weilt, hat die Kette an ihrem Halse gesehen, und Jolinka will nicht sagen, woher sie den Schmuck hat. Ich vermute, Ihr habt ihn ihr geschenkt, sie deutete das unabsichtlich an in Genua; wie das größte Heiligtum ehrt sie ihn, und ich wähnte, Ihr könntet sie mit Eurem Zeugnis lösen.“

„Wo ist sie?“ forschte Rainald.

„In dem Lager des fahrenden Volks draußen vor der Stadt,“ erwiederte Serlo, „sie ließ sich nicht halten in Genua, sie wollte nach Mailand, ich habe meinen Stolz gebeugt und habe sie begleitet, sie that mir leid auf dem glatten Wege in das Verderben; nun soll sie heute abend vor den König der Spielleute gestellt werden, damit sie sich rechtfertigt, und ich bin gewiß, wenn sie das nicht vermag, ist ihr Leben verwirkt, das Volk übt rasche, grobe Justiz, die Zuchtlosigkeit unter dem Haufen ist groß und die eigne Sicherheit verlangt scharfes Gericht.“

„Wunderbar klingt mir Eure Rede,“ sagte Rainald mißtrauisch, „gerade heute, da Ihr mich zuerst wiederseht nach langer Zeit, ist der Gerichtstag?“

„Ich habe Euch schon vor Tagen hier gesehen,“ bemerkte Serlo, „auch in Genua seid Ihr mir vor kurzem begegnet, und was jenes Gericht anlangt, so sollte dasselbe schon gestern stattfinden, aber ich erwirkte einen Aufschub, um Euch zu suchen. Fast täglich wenn der Abendstern heraufgezogen, hegt der König der Spielleute sein Gericht, denn wie ich Euch sagte, das Gesindel ist schlimm und seine Zuchtlosigkeit groß.“

„So laßt uns gehen,“ entschied Rainald und zog den Mantel fester um die Schultern. „Eure Vermutung hat das Rechte getroffen, ich habe Jolinka eine Kette geschenkt, die von der Gräfin Colonna mir gegeben war.“

Schweigend schritten die Männer neben einander durch die halbdunklen, volkreichen Straßen dem Lagerplatz der Fahrenden zu.

Dort war es noch still, der Lärm, welchen Gaukler und Spaßmacher, verworfene Gesellen und lose Dirnen zu des Heeres Belustigung allnächtlich vollführten, hatte noch nicht begonnen, aber schon leuchteten rings rotglühende Fackeln im weiten Kreise, und in dem unsicheren Lichte schritten, zu größeren oder kleineren Haufen geeint, schaulustige Männer über die Heide. An der Stadtmauer, welche den Platz auf einer Seite begrenzte, vor Wagen, Karren und allerlei Reisegerät hatte das fahrende Volk einen Kreis gebildet, dort stand im Scheine lodernder Feuer, die in eisernen Schalen brannten, Sigila,

der König der Spielleute, ein hagerer Mann von majestätischer Haltung; seltsam phantastisch war die Kleidung des Mannes, bartlos das gelbbraune Gesicht; das weiße lange Haupthaar war über dem Scheitel wie eine Garbe zusammengebunden und fiel über das feuerfarbene Band, mit dem es verknüpft war, wie der wallende Schmuck eines Helmes. Willig gehorchte ihm die fahrende Bande, sie hatte ihn zu ihrem Könige gemacht, sie erkannte in ihm den Meister, er überragte sein Volk an Geist und Körper, er hatte viele Lande durchfahren, er verstand alle Sprachen der gebildeten Welt.

An einen langen Stab gelehnt, der mit Goldblech beschlagen war, stand dieser Bettlerkönig, sein flammendes Auge unter buschigen Brauen ruhte auf Jolinka, die vor ihn geführt war, und auf einem kleinen, wohlbeleibten Manne neben ihr. Seitwärts, vorn in dem Schwarme, sah man die schöne Thaïs von Epinal, man hatte ihr einen goldenen Ring durch die Scheidewand der Nase gezogen und führte das listige Weib an einem Bande, wie man einen Tanzbären führt, sie war soeben von dem Könige gerichtet, weil sie einem Gefährten goldene Ringe gestohlen hatte, aber der Gefährte hatte ihr die That verziehen, so war sie nur zu Staupenschlag verurteilt, und man ging jetzt, den Spruch an ihr zu vollziehen.

„Jolinka," begann Sigila und wog die schwere Kette in der linken Hand, „du hast gehört, was der Ankläger Obizzo, ein Diener des genuesischen Gesandten Colonna

Villanova, gesagt hat, willst du eingestehen, daß du diesen Halsschmuck der Herrin Obizzos entwandt hast?"

„Ich habe ihn nicht entwandt," rief Jolinka, „gebt mir die Kette zurück, sie ist mein Eigentum, sie ist das Geschenk eines Mannes, mit dem ich in Genua war."

„So nenne den Namen," befahl Sigila, „den Erwerb eines Stückes von solchem Werte muß man nachweisen, um der Klage zu entgehen."

„Fraget doch an bei der Gräfin Colonna, ob ihr der Schmuck gestohlen," erwiderte Jolinka, „wie könnt Ihr des Diebstahls mich zeihen, bevor Ihr wißt, daß ein Diebstahl überhaupt geübt ist, meint Ihr, ich hätte die Kette so offen getragen, wenn sie unrechtmäßig erworben wäre?"

„Die Eitelkeit der Weiber ist groß," versetzte Sigila, „sie erklärt deine Thorheit; selber weißt du, Jolinka, daß wir nicht wie die Gerichte des Landes ein weitschweifig peinlich Verfahren üben können, unsicher ist unsre Lage, wir haben kein Recht, wir sind nur geduldet, und wir werden nur so lange geduldet, als wir das Recht andrer achten und Ordnung halten in unserem Kreise."

„Ich kenne die Kette genau an der seltenen Bildung der Glieder," warf Obizzo ein und erbat sich das Geschmeide von dem Könige. „Sehet her, an diesen Ringen kann man sie lösen, aber der Unkundige bringt es nicht fertig, ein Scherzrätsel haftet daran, ein Kunstgriff ist erforderlich, den mir einst die Kammerfrau der Gräfin

gewiesen. Versucht es, Herr, nehmt die Kette auseinander."

Sigila erprobte seine Fertigkeit, die Kette ging auch durch andre Hände, keiner fand das Geheimnis, auch Jolinka wurde sie gereicht, aber sich mühte sich nicht damit, dann nahm Obizzo den Schmuck, und nachdem er eine Weile an den Ringen geschoben, gelang die Lösung. Triumphierend reichte er das Kunstwerk zurück: „Ich denke, Ihr glaubt mir jetzt, daß die Kette meiner Herrin gehört," sagte er spitz.

„Wir glauben es," bestätigte Sigila, „wir glauben auch, daß du sie entwandt hast, Jolinka. Ganz unwahrscheinlich ist, daß dir dieses reiche Werk eines Goldschmieds geschenkt sein sollte, nur hohe Personen gewähren solche Gaben, du willst den ansehnlichen Schenker nicht nennen, du wirst es nicht können, wäre dir die Kette geschenkt, würde dir auch das Geheimnis wohl verraten sein, alles spricht wider dich, so beklage dich nicht über hartes Urteil. Hast du noch etwas zu sagen?"

Jolinka schwieg. „Macht ein Ende," rief Obizzo unwirsch, „ich stehe hier anstatt des Grafen, der zu stolz ist in solchem Handel vor Euch zu erscheinen, aber auf Strafe der Diebin dringt. Die Angeklagte schweigt, sie ist schuldig, richtet und gebt mir die Kette."

„Gebt sie ihm nicht," schrie Jolinka aus schwer arbeitender Brust, „ich bin nicht schuldig, Herr. Wie schwach die Gründe, aus denen Ihr mich verurteilen wollt, wisset Ihr selbst wohl am besten, ich war nicht die

armselige Fahrende, die ich heute bin, damals in Genua — aber thut was Ihr wollt, ich will mich nicht rechtfertigen, ich will den nicht nennen, der den Schmuck mir gegeben hat, Ihr kennt ihn nicht, würdet ihn auch nicht finden, fändet Ihr ihn aber, so brächte ihm die Kette vielleicht Ärger und Schande für seine Gutthat. Mir ist das Leben zur Last geworden, mehr als diese Last könnt Ihr mir nicht nehmen."

Jetzt trat Rainald von Wieden, der mit Serlo schon eine Weile in der Nähe gestanden, in den Kreis, er schlug den blau und weiß gewirkten Mantel zurück von seinem Festgewande, und während Jolinka mit gellem Schrei auf das Knie sank, begrüßte er den König der Spielleute.

„Sigila," fragte er gebieterisch, „kennst du mich noch?"

„Wie sollte ich Euch nicht kennen!" erwiederte jener unterwüfig. „Glaubt Ihr, ich habe die Tage und Nächte von Cerro bereits vergessen, an denen Ihr mich gunstvoll bisweilen aufgesucht und von meinen Fahrten Euch habt singen und sagen lassen?"

„Und vertraust du meinem Worte?"

„Wem sollte ich fortan glauben, wenn ich Euch mißtraute?"

„Gut!" sagte Rainald, „so gib dem Weibe die Kette und sprich sie der Schuld ledig, denn sie ist schuldlos."

„Herr, Euer Wort in Ehren," rief Sigila, „aber das geht nicht an, so lange wir der entlastenden Zeugen ermangeln."

„Ich selbst zeuge für diese," erklärte Rainald ruhig und wies auf Jolinka, „ich selbst habe ihr die Kette in Genua geschenkt, nachdem die Gräfin Colonna sie in hoher Huld mir um den Hals gelegt. Sage das deinem Herrn," wandte er sich an Obizzo, und mit erhobener Stimme fuhr er fort: „Sage ihm auch, schämen solle er sich mit dir, daß er ein schutzloses Weib leichtfertig mit falscher Anklage überzogen habe, ich heiße Rainald von Wieden und bin bei dem deutschen Reichskanzler zu erfragen."

Unruhige Bewegung war in dem Kreise entstanden während dieses Vorgangs, nun löste sich die Spannung in hellen Jubel. Obizzo schlich sich fort, Sigila trat an Jolinka heran, legte den mit Ringen geschmückten Arm um ihren Nacken, hob sie von der Erde und gab ihr die Kette zurück. „Geh in Frieden, meine Tochter," sagte er, „gräme dich nicht und zürne nicht über die Unbill, die dir widerfahren. Glaube mir," flüsterte er ihr zu, „es ist oft bitter und schwer, Richter zu sein über die Heimatlosen unter dem Drucke derer, welche die Gewalt haben im Lande."

Bald wurden andre Beschuldigte vor den König gestellt, Rainald führte Jolinka, die ihm widerstandslos folgte, aus dem Kreise.

„Arme," flüsterte er ihr zu, „bist du so tief gefallen in der kurzen Zeit?"

Der alte Trotz kam über sie bei diesen Worten, die wie ein Vorwurf klangen. Sie kniff die Unterlippe mit

den schimmernden Zähnen, ihre schlanken Finger umkrampften die Kette.

„Du bist hoch gestiegen, bei dem deutschen Reichskanzler bist du zu erfragen,“ stieß sie hervor, „je höher die eine Schale steigt an der Wage, desto tiefer muß die andre sinken.“

Er wandte sich ab mit gramvollem Antlitz.

„Jolinka,“ sagte er milde, „nochmals biete ich dir die Hand, um dich von dieser Bahn hinweg zu führen, auf die du abgeirrt bist. Was soll ich für dich thun?“

„Nichts,“ versetzte sie kühl und zog heftig die Hand zurück, die er gefaßt hielt, „laß mich, dies lustige Leben ist gut genug für mich, ich will hier bleiben.“

Da ging er fort ohne Gruß mit hastigem Schritt und sah nicht, wie Jolinka auf den Rasen glitt, wie der Quast von Straßburg teilnehmend sich zu ihr niederbeugte; schon hatte er das Thor erreicht, als Serlo ihn einholte. „Was denkt Ihr, was wird mit ihr geschehen?“ fragte ihn dieser kopfschüttelnd. Rainald blieb stehen. „Sie wird verderben und sterben,“ erwiederte er, „sie will es nicht anders; Ihr kommt mir gelegen, Freund,“ fuhr er fort, „Ihr könnt mir und ihr einen Liebesdienst erweisen. Von mir nimmt jene keinerlei Wohlthat an in eigensinnigem Trotze, aber Ihr könnt Gutes an ihr thun und sie vielleicht noch erretten. Nehmt diesen Beutel mit Gold und verwendet alles, wie Ihr es für richtig haltet; dunkle Geschichten trennen mich und sie, ich kann

ihr nicht helfen, aber Ihr vermögt es, weiset die Gabe nicht zurück, die Summe ist ansehnlich und reicht für lange Zeit. — Wollt Ihr mir versprechen, für jene zu sorgen?“

„Ich verspreche, was Ihr begehrt,“ sagte Serlo, „ich fühle tiefes Mitleid mit ihr. Gebt das Geld her, meine Seele ist frei von falschem Stolze, das Quaerite nummos“ des Horaz hat keineswegs einen verächtlichen Beischmack für mich. Gehet ruhig, wohin Ihr wollt, ich frage nicht nach dem, was Euch von ihr scheidet. Lebt wohl!“

Er schob den Beutel in die Tasche und ging nach dem Lager zurück, während Rainald unter dem Thore verschwand.

Bald nach dem Osterfeste brach der Reichskanzler auf gen Deutschland, Adolf von Schaumburg und Rainald von Wieden begleiteten ihn; fast ein Dritteil der Kölner Geharnischten, die er mit sich über die Alpen geführt, war durch Schwert oder Krankheit gefallen, die Übriggebliebenen bildeten die reisige Bedeckung des Kirchenfürsten auf der Reise in die Heimat. Im Gefolge des Kanzlers ritten auch Adolf von Schaumburg, der Bischof Herimann von Verden und andre Edle, welche die Sorge um eigne Angelegenheiten auf Urlaub gerufen hatte. Dem Kriegsvolke vorauf wurden die Reliquien der heiligen drei Könige gefahren, sie ruhten in dem silbernen Sarge, in dem sie gefunden waren; man hatte den Sarg in eine schlichte Holzkiste gestellt, um Neugier und Gewinnsucht von dem Schatze fern zu halten. Hinter dem Trosse, in

gemessener Entfernung, zog der Haufen Fahrender, Krämer, Spielleute und allerlei Gesindel, welchem die Mannschaft des mächtigen Prälaten Schutz und Sicherheit bot gegen die Gefahren der vielumlagerten Heerstraßen. Schwerfällig bewegte der Zug sich vorwärts, auf weitem Umwege mußte man Köln zu erreichen suchen; der Kanzler hatte vor der Fahrt aussprengen lassen, er werde auf kürzestem Wege durch den Süden Deutschlands den Heimweg nehmen, nun wählte er andre Straßen, denn viele Feinde hatte er auch im deutschen Reiche, und er fürchtete die Nachstellungen, die sie ihm und den Schätzen, welche der kaiserliche Herr, auch außer den heiligen Reliquien, huldvoll und dankbar ihm gespendet, zweifellos bereitet hatten. Er zog nach Turin, durch Burgund und Lothringen sollte die Reise fortgesetzt werden.

Mit dem Kanzler hatte Rainald Pavia verlassen, in Frieden war er von allen Gefährten geschieden, über Jolinka dachte er ruhiger, seit er sie in Serlos Obhut wußte. Er ritt an der Seite Wenzels von Hoya, der dem Verdener Bischof gefolgt war, getrosten Mutes neben dem Wagen, auf dem die Reliquien verpackt waren, deren Obhut ihm der Kanzler als ehrendes Amt besonders übertragen hatte.

Am Kloster Breme wurde ein Rasttag gehalten, dort grüßte Rainald den Abt und die Brüder, welche in des Kanzlers Beisein weniger lustig sich zeigten, als sie früher gewesen, und er berichtete ihnen von des fröhlichen Spielvogels Ende, trank mit ihnen auf des Toten Gedächtnis

und bat sie, eine Messe für ihn zu lesen, denn er habe es von nöten, daß man auch in solcher Weise seiner gedenke.

„Was beginnt Asinarius?“ fragte er Rothard, und dieser wiegte das Haupt. „Er ist fortgegangen,“ meldete er, „es gefiel ihm nimmer bei uns. In der verödeten Zelle von Novalesa, wo er früher schon drei Jahre geweilt, hockt er und führt lange Reden mit den Geistern der Abgeschiedenen, von denen er sagt, daß sie ihm höchst vertraulich geworden. Wir vermissen ihn so wenig, wie er uns vermißt.“

Rainald aber vermißte den guten Waldkauz, er suchte und fand ihn in zerfallender Behausung, Asinarius gab ihm die anvertrauten Blätter, die er treulich verwahrt hatte, und lange Zeit saßen die Männer bei einander in munterem Gespräche. Als aber Asinarius hörte, was mit den heiligen drei Königen sich begeben, wurde er nicht unwillig, wie Rainald vermutet hatte, sondern seine düsteren Schwärmeraugen verklärten sich wie im Gefühle seliger Andacht. Er stürzte auf die Kniee und hob die Arme gen Himmel. „Herr, mein Gott,“ rief er begeistert, „ich danke dir! Meine Träume, Herr, du machst sie wahr, in wunderbarer Weise, wie ich es nicht geahnt. Einst bin ich zu ihnen gegangen, jetzt kommen sie zu mir, ich bin würdig erfunden, ihnen die Wege zu weisen.“

Er rastete nicht, er wollte beten bei den Reliquien, bei einbrechender Dunkelheit mußte ihn Rainald in die Kirche von Breme geleiten, wo die Kiste verwahrt wurde.

Bereitwillig ließen die Wachen sie eintreten in den stillen menschenleeren Raum, in welchem das ewige Licht spärlichen Schimmer verstreute; dort fiel der Mönch nieder, umschlang mit bebenden Armen das schlichte Gehäuse, das die heiligen Gebeine umschloß, preßte die heiße Stirn auf den Deckel und versank in langes, inbrünstiges Gebet. Rainald hatte sich in das Chorgestühl gedrückt und störte den Andächtigen nicht, endlich erhob sich dieser. „Herr nun lässest du mich in Frieden fahren," rief er, „ich preise dich um der hohen Gnade willen, deren du mich, deinen sündhaften Knecht, gewürdigt hast!"

Rainald führte ihn hinaus in den sternenhellen Abend. „Kommt mit," sagte er, „ich will Euch dem Erzbischofe von Köln vorstellen, damit er den schuldigen Dank Euch ausspreche!"

Asinarius schüttelte den Kopf. „Dank?" fragte er traurig, „ich will keinen Dank, er geziemt mir nicht. Weinend sieht Italien diesen Schätzen nach, die ihr mit euch nehmt über die Alpen, fortan wird das Glück bei euch wohnen, dessen wir uns bislang erfreut haben, aber wir sind alle Brüder in Christo, hier ist kein Unterschied der Nation, Gottes Wille geschehe, wer mag wider ihn hadern? Ich gehe jetzt heim, Freund, und morgen grabe ich mir mein Grab, denn ich merke, das Werk meines Lebens ist erfüllt."

Bewegt nahm er Abschied und schritt seiner Zelle zu. Rainald schaute ihm nach, und von seinen Lippen

kam es leise: „Selig sind, die da geistlich arm sind, sie ererben das Himmelreich.“

Am andern Morgen setzten die Kölner ihre Reise fort, ungefährdet gelangten sie nach Vienna; dort erhielt der Kanzler Briefe aus der Heimat, und als Rainald am Abend in das Gemach seines Herrn trat, um vor dem Schlafengehen nach Befehlen zu fragen, sah ihn der Prälat mit geheimnisvollem Lächeln an und sagte: „Eine besondre Freude erwartet uns in Toul, meine Schwester Gepa ist dort bei den frommen Frauen im Kloster Remiremont.“

Rainald war blaß geworden bei diesen Worten. „Im Kloster Remiremont?“ fragte er bestürzt.

„Ja, aber nur auf Gastbesuch,“ erwiderte der Kanzler, dem die Unruhe seines Reisegefährten nicht entgangen war. „Es ist ihr zu lärmvoll und zu unsicher geworden in Köln,“ fuhr er fort, „der Pfalzgraf Konrad hat mir den Bruch seines Geleitsbriefes nicht vergessen, er hat den Landgrafen Ludwig von Thüringen und den Herzog Friedrich von Rothenburg in Harnisch gebracht gegen mein Bistum, diese haben den Kölnern Fehde angesagt und sie auf das Feld bei Andernach gefordert zu entscheidender Schlacht. Da ist Gepa dem Kriegslärm entgangen und mit ihrer Patin, der Äbtissin von St. Ursula, auf Besuch nach Toul gefahren, wohin ihr Sinn schon lange gestanden in dem rauhen rheinischen Winter; denn das Kloster Remiremont steht in bester Freundschaft mit dem Ursulastifte. Sie hätte in Köln bleiben können,“ lachte der hohe Herr fröhlich, „mit hundertzwanzigtausend

Mann ist mein Domdechant Philipp von Heinsberg zur festgesetzten Zeit bei Andernach auf dem Plane erschienen, aber er hat keinen Herzog und keinen Landgrafen dort gefunden, der Feind ist heimgezogen, ehe man ihn gesehen. Das ist die Geschichte des Rachekrieges.[67]) Freust du dich nicht auf unsere Ankunft in Toul?"

„Ich freue mich und freue mich auch hinwiederum nicht, Herr," entgegnete Rainald, „besser wär' es für mich, ich ginge an Toul vorüber ohne nach rechts oder nach links zu schauen; die, von der Ihr redet, steht gewaltig hoch über mir an weltlichem Ansehn und was mehr ist, an sittlicher Reinheit; thöricht ist der Mann, der seine Hand nach der Frau Sonne ausstreckt."

„Du magst recht haben, ich weiß es nicht," sagte der Kanzler kurz, „geh jetzt und schlafe, vielleicht findest du im Traume den Weg zu der Sonne."

Rainald verneigte sich vor seinem Gebieter und ging.

Draußen in lauer Nacht, vor dem Thore der Stadt, unter fahrendem Volke, lag während dieses Gesprächs Jolinka vor einem halbverloschenen Feuer, neben ihr saßen Serlo von Bageux und der Quast von Straßburg.

„Gräme dich nicht, Jolinka," sagte Serlo tröstend, „wir werden bald in Toul sein, dort habe ich Verwandte und Freunde, die nehmen uns gern auf und unsre Not hat ein Ende."

Sie achtete nicht auf seine Rede, sie hatte den schönen Kopf mit dem wirren Haar zurückgelehnt an eine Zeltstange, die großen Augen schauten nach den Sternen, als müßten sie die blanken Punkte am Himmel zählen und immer wieder zählen in endloser, gewinnloser Mühe.

XIV.

Unter den Rosen von Toul.

Mit hohen Ehren wurde der Kanzler Rainald von Dassel in allen Städten empfangen, die er auf seinem Zuge berührte; monatelang währte die Fahrt durch Hochburgund, lange Rast war dort in manchen Orten notwendig, denn vielerlei Angelegenheiten harrten der Erledigung. Längst liebäugelten die burgundischen Großen mit dem Könige von Frankreich, und sie thaten es unverhohlener, seit der römisch-deutsche Kaiser nach seiner Vermählung mit Beatrix die Zügel der Herrschaft fester angezogen hatte. Grafen und Bischöfe trugen deutsches und französisches Land zu Lehen, sie dienten zwei Herren und sie waren der Krone Frankreichs geneigter, denn die Machtfülle Ludwigs war eine geringere, im Bündnisse mit ihm durften sie ein größeres Maß von Freiheit erhoffen als im Dienste des deutschen Kaisers. Lehnsstreitigkeiten aller Art waren entstanden, der Kanzler mußte die ordnende, schlichtende Hand überallhin ausstrecken, das erforderte Zeit, und schon war es Sommer geworden, als er Burgund verließ und in Lothringen einrückte.

Auch die Moselstadt Toul hatte sich festlich geschmückt zum Empfange des deutschen Prälaten. Der alte Herzogsbau, den einst Konrad der Rote seinem Ehegemahl Liutgardis, der Tochter des ersten Otto und der englischen Editha prächtig hergerichtet, war dem Kanzler zur Wohnung bestimmt, dort waltete Gepa in den gastlichen Gemächern mit Richilde und andern dienenden Frauen, sie war von Remiremont hergekommen, die Ankunft des Bruders zu erwarten, mit dem sie heimreisen wollte nach Köln. Müßig, in freudiger Erregtheit saß sie zur Vesperzeit des Tages, an dem der Langersehnte eintreffen sollte, allein in einer Fensternische des Saales, von wo aus sie die Heerstraße weithin überschauen konnte; hundertmal wandte sie den Kopf, und bei jedem Aufwirbeln des Staubes im blanken Sonnenlichte sprang sie auf und lugte schärfer in die Ferne. Gepa war schön in ernster Würde, die ihrem Wesen eigen und nicht gemacht war, jene erhabene Ruhe und unbeirrte Sicherheit, jener unberührte Schmuck, welchen reinste, edelste Weiblichkeit verleiht, umkleidete sie; wenn sie die langen seidenen Wimpern senkte, bot sie ein Bild keuscher, kindlicher Anmut, und wenn sie mit stolzem Aufschlag die tiefblauen Augen hob, schwand freilich der kindliche Zug, doch die Anmut blieb unter dem Ausdrucke selbstbewußter Hoheit in diesen klug blickenden, aber nicht kalten Augen. Schöner, anziehender als sonst war Gepa heute in der gespannten Erwartung, in der Erregtheit, welche die zarte, weiche Haut ihrer Wangen mit leisem Rot gefärbt hatte; höheren Liebreiz hatte wohl nicht eine getragen von allen

denen, die dort aus dem Fensterrahmen den Sommer geschaut haben mochten im Laufe der Jahre, auch jene Liutgardis nicht, von der Roswitha singt, wie schön sie gewesen.[68])

Gepa wußte nicht, daß auch Rainald im Geleite des Bruders war; lange Zeit hatte sie nichts von Rainald vernommen. Von den Briefen, die er in Novalesa geschrieben, war nur einer in die Kölner Pfalz gelangt, dann war jegliche Nachricht über ihn ausgeblieben, aber Gepa erwartete den Geliebten, das verriet ihre Unruhe, welche stärker war als die, mit der ein Weib des kommenden Bruders harrt; dieses bald ängstliche, bald hoffnungsfröhliche Schauen in die Ferne galt dem Kanzler zuwenigst und Rainald von Wieden zumeist. Sie hatte am Tage zuvor die voraufreitenden Herolde gesprochen, die ihr Grüße von dem Bruder zugetragen, sie hatte die scheue Frage an die Männer gerichtet, welche edle Herren in des Reichskanzlers Gefolge seien, da hatten sie Bischöfe und Grafen genannt, und sie hatte nicht weiter geforscht nach dem, worauf ihre Frage gezielt.

Endlich täuschte der aufwirbelnde Staub die Harrende nicht mehr, der Reisezug kam, er mußte ja kommen, über ein kleines wogte die Mannschaft mit Rossen und Wagen durch die Straße der Stadt unter den Heilrufen des Volkes. Gepa eilte an eines der gegenüber liegenden Fenster, die nach dem innern Hofe schauten, dort sah sie den Bruder und in dessen Nähe gewahrte sie nach kurzem, angstvollen Spähen Rainald von Wieden. Ein kurzer Aufschrei klang von ihren Lippen, sie drückte die

Hand auf das unruhige Herz und eilte an die Thür, in deren Rahmen ihr bald der Bruder entgegentrat; der führte sie zurück in den Saal und begrüßte sie mit gewohnter Herzlichkeit, ihr traten die Thränen in die Augen, zuviel des Glückes war ihr auf einmal begegnet, da sie die beiden Menschen, die ihre Erdenseligkeit schufen, wiedergesehen. In der offenen Thür erschien Rainald, mit scheuem Blick sah er auf die Geschwister.

„Auch jenen habe ich dir wieder mitgebracht,“ flüsterte der Kanzler, „ich habe ihn gewogen in Todesnot und ihn nicht zu leicht erfunden, nimm ihn auf als einen Freund, oder auch“ — setzte er mit leiserem Tone hinzu — „als einen Bräutigam, ich habe nichts dawider.“

Ihr schoß das Blut ins Gesicht bei diesen Worten, sie machte sich bebend los aus des Bruders Umarmung und schritt auf Rainald zu, der ihr zögernd sich nahte mit ehrerbietiger Begrüßung. Er wollte heiter erscheinen, aber sein freundlich Lächeln war gramvoll und müde; was er aufs Spiel gesetzt und verloren, mochte ihm jetzo in ganzer Größe klar werden beim Anschauen des herrlichen Weibes. Forschend sah der Kanzler die beiden an, dann sagte er schnell: „Ich gehe jetzt fort, mich umzukleiden, erwartet mich nachher hier im Saale. Ist alles bereit zum Empfange der Gäste, Gepa?“

„Der Kämmerer der Stadt und die Küchenmeister haben ihre Pflicht gethan,“ versetzte sie. Er nickte und verließ das Gemach.

„Rainald,“ begann sie, „warum bist du so traurig?

Rainald — ist es dir unlieb, — unlieb, mir wieder zu begegnen?“

„Was könnte mir lieber sein, Gepa, als dich wiederzusehen?“ entgegnete er und ergriff ihre Hand; „aber der Zweifel hat so lange an mir genagt, der Zweifel, ob du mich noch lieben könntest — jetzt — es ist lange Zeit verstrichen seit der Stunde, da wir unter dem Nußbaum in Köln saßen, meine Liebe zu dir — Gepa, mir blutet das Herz heute beim Wiedersehen wie damals beim Abschiede —“

Das eingehegte Feuer brennt heftiger, als die frei lodernde Flamme, lange zurückgehaltene Neigung glüht stärker, als die von Anbeginn fessellos gewesene Leidenschaft. Nach den sie beglückenden Worten des Bruders, nach den sie beseligenden Worten Rainalds, die sie über dessen fortdauernde Liebe zu ihr gewiß machten, dämpfte Gepa das übermächtige Gefühl, das sie in verzehrender Sehnsucht bis dahin verborgen gehalten, nicht mehr, in seliger Selbstvergessenheit warf sie sich an Rainalds Brust und umschlang ihn mit ungestümer Gewalt. „Wie hätte ich dich vergessen können,“ stammelte sie, „da du doch mich nicht vergessen, wie du mir geschrieben aus Novalesa?“

Und jetzt bemeisterte auch Rainald sich nicht mehr. Zukunft und Vergangenheit schwanden vor seinem trunkenen Auge, das Glück hatte sich ihm in die Arme geworfen, er hielt es fest, er preßte die Zitternde an sich und schloß ihr die Lippen mit glutatmenden Küssen.

In dem oberen Saale des Hauses war ein Festmahl geordnet, dort tafelte am Abend der Kanzler mit seiner nächsten Gefolgschaft, die Vornehmsten der Stadt und ihrer Umgebung waren dazu erschienen, Damen und Herren geistlichen und weltlichen Standes; auch die Äbtissin von St. Ursula war mit ihrer jugendlichen Anverwandten Elisabeth von Falcon, einer Freundin Gepas, von Remiremont gekommen, den Erzbischof zu ehren; sie saß zur Rechten Gepas, zwischen dieser und der munteren Elisabeth saß Rainald. Der hatte sich aufs festlichste geschmückt, er trug den kostbaren Armring, den ihm der Kaiser geschenkt, und neugierig musterte Gepa das blitzende Geschmeide.

„Nur Könige und Fürsten tragen solch blankes Gerät,“ sagte sie, „aber auch dir steht es nicht schlecht oder auffällig, du würdest auch eine Krone ganz würdiglich tragen.“

„Bin ich nicht reich wie ein König, heute, wo du mir deine Liebe aufs neue bestätigt hast?“ erwiderte er. „Diese Spange hat mir der Kaiser geschenkt, er hat sie von seinem Arm gestreift und sie mir gegeben.“

Mit Genugthuung erzählte er ihr den Vorgang bei dem Mahle in Pavia, und mit Stolz lauschte sie seinen Worten. „Ich würde dich gern schmücken mit diesem Kleinode,“ fuhr er fort, „aber es paßt nicht zu deiner zarten Hand, und deine Schönheit bedarf ohnehin dieser äußeren Zier nicht. Hier habe ich ein ander Geschenk, das uns jetzt den Dienst leisten soll, wozu es von der Geberin bestimmt ist und das ich eigens zu solchem Dienste mitgebracht habe.“

Er langte den kleinen goldenen Becher hervor, unbeachtet von den übrigen Gästen stellte er ihn zwischen sich und Gepa auf den Tisch und füllte ihn mit Wein. „Aus diesem Gefäße hat unsre Kaiserin getrunken,“ flüsterte er, „und als sie es mir gab, sagte sie, ich solle mit meiner Braut dereinst den Minnesegen daraus trinken, uns zum Glücke, ihr zur Erinnerung; es gehört uns beiden, Gepa, bist du bereit, schon heute den Glückstrunk mit mir zu thun?“

Sie nickte, er leerte den Becher zur Hälfte, schob ihn verstohlen ihr zu und sie trank die andre Hälfte des Weines, dann barg er das kostbare Andenken wieder in seinem Kleide.

„Mein Bruder hat mir viel Gutes über dich zugeraunt,“ begann sie nach einer Weile, „und doch hat er dir im vorigen Winter schwer gezürnt, wie du mir von Novalesa geschrieben; womit hattest du ihn beleidigt, Rainald? in dem Briefe stand nichts davon, und mich verlangt, es zu wissen.“

„Das ist eine lange Geschichte,“ versetzte er ruhig, „ich will sie dir später berichten, schreiben durfte ich sie nicht, denn unsicher war der Bote, und das verletzte Geheimnis hätte deinem Bruder gefährlich werden können. Nun ist alles vergeben und vergessen, die heiligen drei Könige, von denen ich vorhin dir erzählte, haben mir die Gunst des Kanzlers wiederverschafft.“

„Du hattest doch die Wunschkugel aus dem Rosenkranze, die ich dir beim Abschiede gegeben,“ sagte sie, „warum wandtest du sie nicht an, ihn zu versöhnen?“

„Warum?“ versetzte er, „Gepa, als dein Bruder mir scheltend gegenüber stand, drehte ich die Kugel unschlüssig zwischen den Fingern in meiner Tasche, aber ich gab sie ihm nicht; ob es der Stolz war, der mir verbot, mit diesem Amulet mir zu helfen, ob es die Furcht war, ich möchte den Zorn damit auf dich lenken, — frage mich nicht, was es gewesen, ich weiß es selbst nicht.“

„So hast du die Kugel noch heute?“ forschte sie.

„Nein, ich habe sie nicht mehr,“ erwiderte er verlegen, sie ist mir aus der Tasche gerollt, als ich bei Palermo auf einem Berge lag.“

„Bei Palermo?“ fragte sie verwundert. „Wie kamst du denn dorthin?“

„Ich bin mit dem Spielvogel hingereist, der mich in Novalesa besuchte,“ antwortete er unruhig; „der Spielvogel ist in Palermo gestorben, und ich bin nach wenig Tagen wieder abgereist von dort. Gerhard hatte mich beschwatzt zu der Fahrt, es war so traurig-öde in Novalesa zur Winterzeit, da folgte ich ihm in mildere Luft, denn zu deinem Bruder durfte ich damals nicht zurückkehren.“

„Der arme Spielvogel, — viel Neues höre ich von dir, — hat er dir meinen Brief überbracht?“ fragte sie, und sie wollte noch weiter fragen, aber Elisabeth von Falcon wandte sich an Rainald.

„Wir feiern morgen das Liebeskonzil im Garten von Remiremont,“ sagte diese; „um Gepa zu ehren, haben die Schwestern des Klosters sie zur Herrin des Festes, zur cardinalis domina und obersten Richterin in Liebes-

sachen erwählt. Wißt Ihr, was das bedeutet: ein Liebeskonzil?"

„Wohl weiß ich das," entgegnete Rainald, „wenn auch nur von Hörensagen, denn bei uns zu Lande ist dieses Spiel nicht Brauch."

„Ja, sie haben mich als cardinalis domina gewählt," fiel Gepa ein, die das Gespräch vernommen, „und ich weiß nicht, wie ich mich zurecht finden soll in der Rolle, aber sie ist mir noch lieber als die einer wortstreitenden Jungfrau, wie Elisabeth sie hat."

Beide Mädchen flüsterten eine Weile hinter Rainalds Rücken, dann sagte Elisabeth: „Ihr sollt mitspielen, Herr, Ihr sollt den Alcibiades, den Geistlichen, darstellen, wir wollen Euch aus großer Gunst die Erlaubnis erwirken, und wir hoffen, daß Ihr Euch der hohen Gunst würdig zeigt; zu lernen braucht Ihr nichts, Ihr seid eine stumme Person und müßt nur zuweilen mit dem Kopf nicken, wenn von Euch die Rede ist. Habt Ihr nicht einen guten, verschwiegenen Freund, der als Ritter Paris würdig auftreten kann?"

„Damit kann ich Euch helfen," sagte Rainald belustigt, „er sitzt dort unten und heißt Wenzel von Hoya."

„Das ist gut, das ist gut, das macht mir die Rolle lieber und leichter," jubilierte Gepa, „denn vor dir, dem Jugendgespielen, und deinem Freunde mit dem dicken Kopfe trage ich weniger Sorge um spöttisch Lachen und bin weniger verblüfft als vor wildfremden Männern."

Die drei wisperten und kicherten noch längere Zeit über das lustige Spiel, welches sie vorhatten; als das

Mahl beendet war, gingen sie zu Wenzel von Hoya, sie beredeten ihn zur Teilnahme an dem Konzile. Er war schwer von Entschluß, da er aber vernahm, daß er eine stumme, kopfnickende Person vorstellen solle, war er bereit, zu erscheinen.

Spät brach die Äbtissin von St. Ursula mit Gepa und Elisabeth auf nach Remiremont, auch die übrigen Gäste zerstreuten sich, und bald stand das Herzogshaus dunkel und schweigend in stiller Sommernacht.

Eng und winklig gebaut ist die feste Stadt Toul am Moselflusse; sie liegt an dem Rahmen des lieblichen Landschaftsbildes gleich einem breiten, mißfarbenen, vernutzten Pinsel, den der Maler ermüdet neben dem Bilde liegen gelassen, der düstere Turm inmitten des Ortes erscheint wie der geschwärzte Stiel solchen Pinsels; hinter der unansehnlichen, mauergegürteten Stadt hebt sich grünes Bergland, aus den blühenden Gärten weht der Wind Blumenduft zu Thal, oben im Klostergehege von Remiremont leuchten die roten Rosen zur wohligen Sommerzeit.

In diesem Gehege hatten die Jungfrauen von Toul und Remiremont sich am Nachmittage zahlreich eingefunden; in den Laubgrotten saßen sie plaudernd bei einander, in den schattigen Gängen lustwandelten sie, während andre im neckischen Spiel lachend sich um das Gebüsch tummelten und mit Rosen sich warfen. Keine ernste, grämliche Matrone störte das junge Volk, an diesem Tage gehörte der Garten der Jugend, die Alten mußten sich fern halten, sie durften die Freude nicht

stören, man wollte das Liebeskonzil feiern. Auch Männer durften heute nicht erscheinen, nur Rainald und Wenzel hatten Einlaß erlangt; streng waltete Sibylla, die jugendliche Thürhüterin, ihres Amtes, sie wies alles zurück, was nicht zur weiblichen Jugend zählte oder kein festlich Kleid anhatte. Rainald und Wenzel saßen in einem grünen Versteck, man hatte ihnen einen Krug mit Wein gebracht als Vertröstung, denn sie mußten dort lange Zeit warten; sie durften nicht hervortreten, bis sie gerufen wurden. Rainald trug über seinem Zeuge ein leichtes weißes Mönchsgewand, das hatten Frauenhände sorgsam gearbeitet, es war von zierlichem Schnitt und stand ihm nicht übel, Wenzel saß in seiner weltlichen Tracht.

Oben im Garten auf einem freien Platze, der von dichtem Gebüsch umhegt war, hatte man den Thron der Liebeskönigin aufgerichtet, er war mit Teppichen überkleidet, mit breitblätterigen Zweigen umsteckt und mit Blumen bestreut. Dort nahm Gepa ihren Platz, wenn eine Rechtsfrage in Sachen der Liebe zu entscheiden war, und die Köpfe der Mägdlein von Toul waren findig und unermüdlich im Ausspintisieren heikler Fragen; hatten sie eine solche ausgeklügelt, eilten sie nach dem Gerichtshofe, umsaßen und umstanden die Königin, trugen in klugverteilten Parteirollen ihre Sache vor und heischten den Spruch Rechtens. Manche Stunde schon hatte diese Lustbarkeit, unterbrochen von anderen Spielen, gewährt, man hatte an den Tischen, die hier und da aufgestellt waren, gegessen und getrunken, schon stand die Sonne

tief am Himmel, als man das Konzil berief zur letzten Entscheidung. Man verlangte ein Urteil darüber, ob der Ritter oder der Geistliche liebenswerter sei; die Entscheidung dieser Frage bildete den Schluß bei jedem Liebeskonzil, sie fiel stets zu Gunsten der idealen Liebe des geistlichen Mannes, dann erfolgte die Exkommunikation der Rebellen, die jungen Schwestern des Klosters trieben die Mädchen von Toul samt ihrem Ritter mit Ruten aus dem Garten, und lachend und scherzend ging alles heim. So war es immer gewesen, so sollte es auch heute sein.

Rainald und Wenzel wurden vorgeladen und in den Kreis geführt, sie setzten sich nieder vor dem Throne der Königin, des Spruches gewärtig; helles Gekicher lief durch die Corona der Mädchen, als man Wenzels schwerfällig-heiteres Antlitz gewahrt hatte.

Glückstrahlend überschaute Gepa die Versammlung, sie erschien als Sommer gekleidet, ihre Gewandung war mit Blumen übernäht, Rosen lagen auf ihrem langen, welligen Blondhaar, sie war die schönste unter den Mädchen, und beseligt sah Rainald zu ihr empor.

Unschuldige Lehren aus Ovids Buche der Liebe wurden verlesen im Beginne der Verhandlung, nachdem die Königin des Festes Schweigen geboten. Dann trat Elisabeth von Falcon vor. Immer, sagte sie im Tone bitterer Klage, sei es eine ausgemachte Sache und in höchster Vernunft begründet gewesen, daß einem liebenden Mädchen aus edlem Stande ein gebildeter Mann, der den Studien sich ergeben, besser gefalle als ein Ritter

mit all seinen schlimmen Untugenden; leider werde dies neuerdings von vielen rebellisch gesinnten Jungfrauen verkannt, darum möge die Liebeskönigin ein entscheidendes Wort sprechen und die Widerspenstigen zur Ordnung rufen.[69])

Mit ärgerlicher Gebärde trat Elisabeth de Granges der Sprecherin aus dem Kreise entgegen. „O, du Thörichte," schalt sie, „ganz verblendet sind deine Augen und blöde ist dein Sinn, daß du das Richtige nicht zu erkennen vermagst. Albern klingt deine Rede, mit der du die Ritter schmähst, die vor allem Volke glänzend hervorleuchten; wie magst du die Pfaffen lieben, die mit unschönem Wanste das Land durchwackeln, die auf nichts sinnen, als auf die Pflege ihres Leibes, während die Ritter ihr Leben wagen in Kampfesnot für Ruhm und Ehre."

„Sie thun mir leid, deine armen Schlucker," lachte die andre geringschätzig, „deine von Hunger mager gewordenen Lieblinge, die ihre Haut zu Markte tragen müssen, um nur ihr kärglich Stücklein Brot mühsam zu gewinnen, jene Vogelscheuchen im Felde, die nur dazu taugen, Feinde zu vertreiben. Nein, uns gefallen die feingebildeten Männer besser, die in Wohlstand und Ruhe dahin leben, die mit sinnigen Geschenken uns erfreuen und mit Liedern, die sie zu unserm Preise fertigen, uns ehren."

„Arme, Bedauernswerte," rief Elisabeth de Granges, „wahrlich, du bist tief zu beklagen, wenn deine Worte deine wirkliche Herzensmeinung verraten. Paris, mein

Ritter," — hier nickte Wenzel beifällig mit dem Kopfe, — „deiner muß ich allzeit gedenken in Liebe und Treue, deren du dich immer im reichen Maße wert erwiesen. Was fragt Liebe nach Geschenken und nichtigem Ruhme, nur ein eitles Herz wird dadurch verwirrt; ich preise den feurigen Mut des Kriegers, der für mich am heißesten glüht und meiner Seele einzig gefällt."

„Du, mein Alcibiades, mein lockiger Knabe," rühmte Elisabeth von Falcon, und Rainald bewegte beistimmend das Haupt, „höher als alle Männer der Erde, die in klirrendem Eisen reiten, schätze ich dich, mein Geliebter, in deinem weichen Gewande, lieblich wie die reine, weiße Lilie neben dem Schierling, blühst du neben dem Ritter; du lebst in Fülle von ehrlich erworbenem Gute, du brauchst nicht auszufahren auf Plündern, Rauben und Stehlen —"

„Halt, mein Kind," unterbrach sie Elisabeth de Granges rasch, „wie werden ehrliche Ritter so etwas unternehmen? Sie schützen Recht und Gerechtigkeit mit blanken Waffen, sie sind zufrieden mit knappem Lohne, denn ihr größter Schatz ist ihre Liebe."

Aber Elisabeth von Falcon ließ sich nicht beirren, sie fuhr fort in ihrem Lobe: „Mein Freund ist verschwiegen; dankbar für die kleinste Gunst, für ein zärtlich Wort, für einen leisen Druck der Hand, plaudert er das Glück nicht aus, das ihm widerfahren, und weil seine Liebe rein seelischer Natur ist, steht ihm die innere Tugend seiner Dame höher, als der äußere Liebreiz; aber die Ritter, o, man kennt sie, wenn sie auf den

Bänken der Wirte sitzen, vollführen ihre trunkenen Lippen ein heilloses Geschwätz, sie wissen kein Geheimnis zu wahren, berühmen sich unserer Gunst und beleidigen uns mit vorlautem Worte —"

„Prahle nicht so laut in deinem schlimmen Wahne," steuerte Elisabeth de Granges empfindlich, „wer wüßte nicht ein Liedchen zu singen von der Verdrehtheit und Verkehrtheit mönchischer Schalke, ihre Zunge arbeitet wie das plappernde Rad einer Mühle, und was sie nicht sagen, schreiben sie gar auf in Verkapptheit und Mummerei; ihr Herz ist wie ein Sieb, alles, was man hineinthut, fällt hindurch, sie wissen nicht Treue zu halten in Sachen der Liebe, während die Ritter uns in Wahrheit Treue erweisen bis an ihr selig Ende."

In dieser Art wurde das Wechselgespräch noch längere Zeit fortgeführt, immer leidenschaftlicher vertraten die Streitenden ihre Sache; wenn Elisabeth von Falcon gesprochen, spendeten ihr die Jungfrauen von Remiremont Beifall, wenn Elisabeth de Granges geredet, jubelten die Mädchen von Toul ihr zu; Rainald und Wenzel folgten dem Wortgefechte, je nachdem Lob oder Tadel dem einen oder andern gezollt wurde, mit Kopfschütteln oder zustimmendem Nicken. Endlich wußten die Sprecherinnen nichts mehr zu sagen, Gepa erhob sich von dem Thronsitze und begann:

„Wohlverstanden und wohlerwogen haben wir jegliches Wort, das hier vor uns geredet, und nach bestem Wissen und Gewissen thun wir den Spruch kund, daß die Liebe zu einem Ritter ein unseliges Wagnis ist,

vor welchem jede kluge Jungfrau sich hüten soll; nur die Liebe zu einem tugendreichen Kleriker ist als unser würdig zu preisen. Alcibiades," fuhr sie fort und ergriff einen Palmenzweig, der neben ihr lag, „mit Unrecht vielgeschmähter und mit Recht vielbelobter Mann, tretet her und empfanget das verdiente Zeichen des Sieges."

Rainald ließ sich vor dem Throne auf ein Knie nieder, schon hielten die Schwestern von Remiremont die schwanken Gerten bereit, um nach erfolgter Exkommunikation die weltlich gesinnten Rebellinnen von Toul aus dem Gehege zu jagen, als sich ein fremdes Weib durch die Reihen der Mädchen an den Sitz der Liebeskönigin drängte. Es war Jolinka, sie hatte den Zaun übersprungen, der nahe am Liebeshofe den Garten von einem Baumschlage schied, sie trug ein schäbig gewordenes schwarzes Samtkleid mit silbernen Borten, um ihren Hals hing eine goldene Kette, ungeordnet wand sich das schwarze Haar um das todblasse Gesicht, aus dem die dunklen Augen mit unsicherem, irrem Scheine hervorleuchteten. In wilder Bewegung war sie durch den Kreis gehastet, Rainald war emporgesprungen, unter seinem traurigen, strafenden Blicke stand sie, als sei sie gelähmt in ihrer Entschließung; dumpfe Beklemmung, atembeengende Angst lasteten auf der Versammlung. Aber nur eine kurze Weile währte Jolinkas unschlüssige Haltung, mit gedämpftem, gepreßtem Laute, durch welchen das Schneidende der Stimme jedoch nicht abgestumpft wurde, kam es wie nach lange verhaltenem Weh von ihren Lippen:

„Rainald, du hast dein Wort gebrochen, — du hast es in Genua mir gesagt, daß du dich nicht hineinlügen wollest in neue Erdenwonnen mit dieser, — — sie deutete auf Gepa, die ihr Antlitz verhüllt hatte, — „Rainald, sie stirbt nicht, die erste Liebe, du hast es in Palermo mir gesagt, daß sie nicht stirbt, und sie ist doch gestorben, sie ist kalt und tot wie das Pfand unsrer Liebe auf dem Friedhofe in Salerno, jene Liebeskönigin hat sie getötet — Gepa," schrie sie gell, „glattzüngige Sünderin, was verhüllst du dein Haupt? Urteile, ob es recht ist, einem armen Geschöpfe sein Liebstes abzuschwindeln und es für sich zu behalten, du Königin im Reiche der Liebe!"

Ungestüm fuhr sie auf Gepa los, aber Rainald riß sie zurück, er hatte rasch sein weißes Gewand abgestreift, hastig griff er die Rasende an der Schulter. „Weib," rief er scharf, „was beginnst du? Verworfenes, verlorenes Wesen, was drängst du dich in unsre friedlichen Kreise? Ich kenne dich nicht mehr, Unselige, ich fluche der Stunde, da ich zuerst dich gesehen!"

Die ohnmächtige Spannung, mit der die Versammelten dem Vorgange gefolgt waren, löste sich bei diesen Worten, Flüstern wurde rege, unwilliges Rufen erscholl, man umdrängte Wenzel, man bat ihn, er möge die unverschämte Gauklerin hinausbringen aus dem Garten. Wenzel ergriff Jolinka mit unsanfter Faust am Arme und schleuderte sie zur Seite. „Hexe von Bacharach, wir kennen dich wohl," knirschte er, „wir bringen dich auf den Holzstoß, Teufelsdirne, da sollst du

brennen, daß dir die Flamme das Lästermaul abfrißt."

In Angst und Verwirrung suchte Jolinka sich seiner zu erwehren, hilfesuchend irrten ihre Augen umher, mit gebrochenem Glanze ruhten sie auf Rainald; sie sank auf die Erde nieder, sie streckte die Arme empor, dann riß sie die Kette vom Halse und schleuderte sie Rainald vor die Füße. „Du hast die Stunde verflucht, da du mir zuerst begegnet," schrie sie auf, „nimm die Kette zurück, uns bindet nichts mehr, nichts als die Erinnerung, die du verflucht hast."

Ratlos stand Rainald vor ihr, er wagte nicht, die Blicke zu Gepa aufzuheben, er wagte kein weiteres Wort dem Weibe gegenüber, das sein Glück schonungslos vernichtet hatte, er rührte sich nicht, als Wenzel die am Boden Liegende rauh empor riß und sie vor sich her stieß aus dem Kreise; da sprang Serlo von Bageux, der Jolinka gefolgt war, hinzu und fiel Wenzel in den Arm.

„Laßt sie," rief der alte Vagant atemlos mit flehendem Tone, „laßt sie, Herr, sie ist meine Geliebte, mâmîe, meine Braut; sie leidet an böser mâlâdie," wandte er sich an die Mädchen und machte eine geheimnisvolle Bewegung mit dem Finger an seiner Stirn, nachdem er mit höflichem Verneigen in den Kreis getreten war und die Kette rasch vom Rasen aufgenommen hatte, „sie ist gut, aber sie ist krank, verzeihet ihr, Damoiseles, vergebt ihr, daß sie euch gestört und beleidigt hat, ich konnte sie nicht zurückhalten, aber ich

nehme sie mit mir, ich bin Serlo von Bageux, ein ehrenhafter Mann, ihr dürft mir glauben."

„Serlo, du lügst!" schrie Jolinka. „Ich deine Braut? Schäme dich, das zu sagen, Serlo. Ich bin nicht krank, wahr ist jedes Wort, das ich geredet, mein Geist ist klar, — bei den Göttern, ich wollte, er wäre es nicht."

Jetzt raffte Gepa gewaltsam all ihre Seelenstärke zusammen, die bis dahin unter dem Banne willenloser Erstarrung gelegen. „Laßt sie in Frieden gehen," gebot sie mit hohler Stimme, als Wenzel von neuem die Hand an Jolinka legen wollte, „Ihr habt gehört, was Herr Serlo von Bageux gesprochen; mit einer Wahnwitzigen darf man nicht rechten."

Mit Jolinkas Kraft war es zu Ende, die weitaufgerissenen Augen starrten trostlos umher, die halbgeöffneten Lippen wollten reden und vermochten es nicht. Serlo zog die schwach Widerstrebende rasch und gewaltsam hinweg aus dem Garten, Wenzel folgte den beiden.

Langsam reckte Gepa den Arm und nahm den Kranz aus ihrem Haar; während die Jungfrauen den sich Entfernenden eifrig schwatzend nachschauten, nahte sich Rainald dem Throne. „Gepa" — flüsterte er mit brechender, kaum hörbarer Stimme, weitere Worte konnte er nicht hervorbringen. Da neigte sie die Lippen zu seinem Ohre. „Was willst du noch von mir?" raunte sie kalt, „du hast gewählt, eine andere Wahl gibt es nicht mehr, den Betrug will ich dir verzeihen."

Dann richtete sie sich stolz auf. „Das Spiel ist aus,“ sagte sie zu den Mädchen, die sich ihr schen wieder zuwandten, „es ist mir tief leid, daß es also geendet; gehet heim und gedenket meiner in Liebe.“ Sie umringten alle die Königin des Festes mit tröstlichem Zuspruch, mit herzlichen Abschiedsworten, sie bezeugten ihr mit aufrichtigen Versicherungen, daß in ihren Gemütern kein Mißtrauen gegen die Freundin rege geworden, daß sie in Liebe und Achtung ihrer eingedenk sein wollten; dann gingen die Mädchen von Toul den Berg hinab und am Arm Elisabeths von Falcon schritt Gepa in der Schwestern Geleit nach dem Kloster zurück. Sie hatte Rainald keines weiteren Blickes gewürdigt; der ging durch das Pförtlein des Gartens mit unsicheren, schwankenden Tritten, schwer hing ihm das Haupt auf die Brust, das Spiel war aus, er hatte es verloren.

Draußen im Buchenwalde sah er Jolinka, sie lehnte an einem Baumstamme, vor ihr standen Serlo und Wenzel. „Hexe,“ fuhr dieser sie an, „gib die Haarlocke heraus, die Locke mit dem blauen Bande, das du mit bösem Zauber geknüpft hast, du Valentine.“

Sie bewegte mit heftiger Verneinung den Kopf. „Ich gebe es Euch nicht, ich will es behalten, ich will es mit mir nehmen in das Grab.“

Wenzel riß sein Schwert aus dem Gehänge. „Den Elbenspuk, heraus damit!“ schrie er heiser, stieß Serlo zurück, der ängstlich seinen Arm ergriff und setzte Jolinka die Spitze der Klinge auf die Brust, „heraus damit oder ich stoße zu.“

„Stoßt zu,“ lachte sie bitter, „im voraus will ich Euch danken für den Dienst als für eine Wohlthat.“

Rainald trat heran und riß die Klinge zurück. „Was soll das unwürdige Nachspiel, das zu nichts mehr nutze ist,“ grollte er; „laß sie laufen, sie ist elend genug nach dieser That unerhörter Bosheit, laß sie laufen, Wenzel, sie hat sich selbst zu dem elendesten Geschöpfe gemacht mit dem häßlichsten Werke niedrigen Neides.“

Jolinka griff in ihr Brusttuch, sie zog die Locke hervor und schwankte auf Rainald zu. „Nimm du sie hin,“ sagte sie zögernd, „sie gehört dir, ich habe sie genommen, nicht als Zaubermittel, nur als ein Andenken an schöne Tage, — es ist das Letzte, das ich von dir habe, — jetzt bin ich ganz arm —“ Thränen erstickten ihre Stimme.

„Behalte das nur,“ erwiderte Rainald kühl, aber schon hatte Wenzel das Pfand an sich gerissen, er ging in den Klostergarten zurück. Rainald achtete nicht auf sein Beginnen, Jolinka winkte Serlo, er solle fortgehen, und als dieser dem Winke gefolgt war, warf sie sich Rainald zu Füßen.

„Rainald,“ flehte sie und warf den Kopf zurück, „sieh mich nicht so gramvoll an, Rainald, als ob ich das Herz dir gebrochen hätte, ich habe dir weh gethan, furchtbar weh, und dennoch konnt' ich nicht anders, jede andere, Rainald, jede andere hätte Ruhe vor mir gehabt, aber diese, diese — es war zu hart für mich, mein Haß, — mein Haß — ich habe dich mit in das Verderben gerissen —“

„Das hast du,“ unterbrach sie Rainald herbe, „schnöde hast du mir den guten Willen gelohnt, mit dem ich immer bereit gewesen, dir zu helfen und eine alte Schuld abzutragen, die ohnehin längst überreich beglichen war, du hast dein wahres Gesicht mir heute gezeigt, und dieses Gesicht, Jolinka, ist ein grauenvolles Zerrbild.“

„Du liebst sie ja nicht,“ fuhr sie tiefatmend fort, „du kannst sie ja nicht lieben, nachdem du mich geliebt hast, jene stolze Heilige, der das Blut so kühl durch die Adern kreist; jener ruhige Heiligenschein, Rainald, er kann dich nicht erwärmen nach der unruhig lodernden Glut meiner unauslöschlichen Liebe.“

„Höre auf!“ befahl er strenge; „wo willst du bleiben im Vergleiche mit ihr, wo bleibt der Engel der Finsternis vor dem Engel des Lichtes.“

„Wer hat mich hineingestoßen in die Finsternis?“ schrie sie trotzig, aber rasch unterdrückte sie den Unwillen und sagte schmeichelnd: „Ach, daß ich dein Glück zerstören mußte, ehe ich Ruhe fand, daß ich die Füße mir wund laufen mußte, um dich elend zu machen; Rainald, ich bin dein böser Dämon geworden, da es mir doch eine Wonne gewesen wäre, dein guter Engel zu sein.“

Er wurde unruhig. „Es ist genug,“ sagte er finster, „was soll die weitere Rede? Hoffst du wieder, mich herabzuziehen zu dir, nachdem du mir die Flügel beschnitten zu höherem Fluge, nachdem du Gepa tödlich ins Herz getroffen? Vergeblich wäre das Mühen, zerschlagen wie ich bin, achte ich mich doch noch zu gut

für die Wege eines Gauklers, für das Leben mit dir; alle Fäden sind zerrissen zwischen dir und mir, wir sind fertig miteinander."

Er wollte gehen, sie umfaßte seine Kniee, aber mit leidenschaftlicher Hast machte er sich los, stieß sie zurück und eilte hinunter nach Toul. Sie rief ihm nach, auf den Ruf erschien Serlo von Bageux, leidmütig lagerte er sich neben ihr in das Gras, er sagte nichts, er störte sie nicht in ihrem stummen Schmerze, er wollte ihr nur nahe und ihres Winkes gewärtig sein als irdischer Nothelfer in der Verlassenheit. Endlich hob sie den Kopf, angstvoll, als hätte das Gefühl grauenvoller Einsamkeit sie zur Besinnung gerufen. „Serlo," sagte sie freundlich, „du treuer Mann, du bist der einzige, der mich nicht aufgibt. Wo ist der Quast von Straßburg geblieben?"

Serlo blies leichthin über den Rücken der Hand. „Weggeweht," versetzte er leise, „die Welt ist weit, seine Knochen sind stark, und an Liebe und Treue hat er nicht schwer zu tragen. Lassen wir ihn laufen, ich bleibe bei dir, das muß dir genug sein."

„Als meine Mutter ganz elend war," erzählte sie, „fand sie einen, der sie nicht von sich stieß, das war der Spielvogel; ich bin wohl nicht schlechter als meine Mutter gewesen ist, ich finde auch einen, der bei mir ausharrt."

Sie legte den Kopf zurück an Serlos Knie, streckte die Arme aus, zog sein verlebtes Gesicht an das ihre

und küßte ihn. In den Augen des Alten schimmerten die Thränen.

„Serlo,“ sagte sie, „ich will fort von hier, ich will nach Mainz, nach Köln, zu meiner Freundschaft, sie töten mich hier, wenn sie mich finden, willst du mich begleiten, Serlo?“

„Ich gehe mit dir,“ nickte er, „aber warum nach Mainz und nach Köln, sicherer bist du an andern Orten.“

„Ich muß dorthin,“ flüsterte sie, „ich muß sehen, was erblüht aus der Saat, die ich ausgestreut habe, möchte auch noch einmal im Leben nach Bischofsheim, wo ich den Schuh verlor im Johannisfeuer; Schuh und Strumpf, es ist alles dahin, die meisten laufen unbeschuht in die Hölle.“

Ein flüchtig Grauen gab sich kund in Serlos Mienen, nach kurzem Besinnen willigte er in die Fahrt, und bald darauf führte er Jolinka zu seinen Verwandten in Toul zurück.

In einem Gemache des Fremdenhauses von Remiremont, dem Hauptgebäude gegenüber, saßen Gepa und Elisabeth von Falcon. Gepa hatte den Kopf an die Lehne des Stuhles gelegt, sie schaute in Gedanken verloren durch das offene Fenster den Schwalben zu, die ihre Nester am Kloster zwitschernd umstrichen in den matten Strahlen der verglühenden Sonne; sie redete mit Elisabeth, der sie am Abend zuvor das Geheimnis ihres Glückes vertraut hatte, da sie es allein nicht mehr zu tragen vermocht hatte. Jetzt hatte sie Mühe, den Schmerz zu verwinden. Ihre Augen brannten trocken,

ein Leid wie das ihre, das den Menschen ungeahnt befällt im jähen Wechsel der Dinge, ein solches Leid bohrt sich erst allmählich tief ein in das Bewußtsein, und tief sitzen die Thränen starker Seelen.

„Drei Sommertage höchsten Glückes, es ist wenig für ein Menschenleben und ist viel,“ sagte sie tiefatmend; „mancher erlebt auch die drei Tage nicht, und für mich müssen sie wohl das rechte Maß der Erdenseligkeit gewesen sein.“

„Gepa,“ erwiderte Elisabeth, trat hinter den Stuhl und legte den Arm zärtlich um den Hals der Freundin, „Gepa, für dich war die Zeit des Glückes zu kurz, du hast es verdient, eine lange Reihe schöner Tage zu durchleben, denn immer ist dein Wandel vorwurfsfrei gewesen und auch im Glücke wäre er es geblieben; selig sind die, deren Herzen rein sind, wie das deine, aber die Freude der Welt meidet sie oft, denn die Welt ist nicht ohne Makel und Flecken, und das Reine stößt das Unreine ab.“

Gepa schlug die Hände vor das Gesicht. „Und was ist schlimmer,“ stöhnte sie, „als die Stunde, wo wir erkennen, daß der Abgott unsres Herzens berührt ist von niedrigen Leidenschaften, daß auch der Sonnenstrahl, der unser Leben aufgehellt, von dem Staube der Erde durchsetzt und verdunkelt ist? Was ist schlimmer, Elisabeth? Nichts, auch der Tod nicht, denn ihm folgt eine Auferstehung zu größerer Klarheit, der Erkenntnis aber, daß wir einem Unwürdigen unsre Seele hingegeben, folgt kein Licht nach.“

„Noch darfst du nicht verzagen, Gepa," tröstete Elisabeth, „wer weiß, ob alles wahr ist, was jene Fremde gesprochen, wer weiß es, vielleicht hat das Fieber, ein erfinderischer oder übertreibender Irrwahn aus ihr geredet, wie Serlo von Bageux uns dessen versichert."

Gepa bewegte den Kopf. „Alles ist wahr," seufzte sie schwer, „alles; so redet der Wahnsinn nicht und die Lüge auch nicht, wecke mir keine nichtige Hoffnung auf ein Heil, an das du selber nicht glaubst. Sie sprach von Palermo, er ist dort gewesen, er hat es mir selbst gesagt gestern abend, dort hat er die Wunschkugel verloren, die ich ihm gegeben, dort hat er mehr verloren als Menschen aussprechen können."

Sie sprang auf aus dem Stuhle und lehnte sich müde an das Fensterkreuz. „Die heilige Ursula zürnt mir," fuhr sie mit matter Stimme fort, „ich habe sie vergessen über irdischem Thun und Denken, ich habe einen schlechten Kampf gekämpft, nun hat sie mir gewiesen, wie eitel der Kampflohn, den ich mir einzig begehrt. Wo der Schatz des Menschen, da ist sein Herz, ich muß mich abwenden von dem schlechten Schatze, ich muß Öl kaufen, wie die thörichten Jungfrauen, meine Lampe ist am Verlöschen."

„Warum sollte sie dir zürnen, die milde Heilige, da du doch nichts Unrechtes gewollt hast?" ermunterte Elisabeth. „Warum sollte sie dich verachten, da du mit nichts gegen die göttliche Gerechtigkeit gehandelt hast? Was du gethan und begehrt, verunglimpft dich nicht,

halte das Menschliche nicht für verwerflich, weil es menschlich ist, Gepa, nicht jede irdische Regung der Kreatur streitet wider den göttlichen Willen."

„Jeder ist zuzeiten der beste Richter über sich," erwiderte sie tonlos, „wie magst du richten über mein Denken und Empfinden während der letzten Jahre, das nur mir nicht verborgen ist? Haß und Liebe gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last werden sie mir fast zu schwer —"

Leise wurde an die Thür geklopft, Elisabeth ging hinaus und kehrte nach einer Weile zurück.

„Wenzel von Hoya wartet draußen noch immer, seit du ihn abgewiesen," meldete sie, „er sagt, er wolle dich sprechen und solle er bis Tagesanbruch lauern müssen."

„Ich will ihn nicht hören," entgegnete sie unwillig, „ich will nicht wissen, was der Freund ihm aufgetragen."

Während sie dies sagte, trat Wenzel eigenmächtig herein; alles Schwerfällige war aus seinem Wesen geschwunden, er war in seltsamer Hast, als trage er die wichtigste Botschaft. „Verzeihet," rief er; „um meines armen Freundes und um Eurer eignen Wohlfahrt willen müßt Ihr mich anhören, hier ist der Liebeszauber," — er warf die Locke mit blauem Bande auf den Tisch, — „glücklich habe ich ihn erwischt, die verbuhlte Zauberin hat ihn auf dem Herzen getragen, milder sollt Ihr über Herrn Rainald von Wieden denken, er verdient nicht, daß Ihr ihn verachtet, und ich muß vor allem Euch sagen, er weiß nichts davon, daß ich Euch aufgesucht."

Die Jungfrauen standen starr vor Staunen, Wenzel schloß das Fenster und redete mit gehobener Stimme weiter: „Nehmt es nicht übel auf, Herrin, ich darf hier frei meine Worte machen, ich kenne die ganze Geschichte, auf die ich als Freund ein Recht hatte; Elisabeth von Falcon, ehrenreiche Damoiselle, vor Euch brauch' ich die Zunge wohl nicht zu hüten?“ fuhr er mit fragendem Blicke fort, „ich will also getrost sprechen,“ — er räusperte sich, — „obwohl es mir schwer ist, denn diese Zunge ist so trocken wie eine Ähre zur Erntezeit.“

Elisabeth holte von einem Tische einen Trunk Weines, den nahm Wenzel, setzte sich ohne weiteres auf einen Stuhl, spreizte die Beine und begann: „Ein Zauber, ein ganz unerhörter, verfluchter Zauber ist hier geübt, ich kam im März nach Genua, da fand ich meinen Freund Rainald, den trefflichen Mann mit dem lauteren Sinne, er war einigermaßen herabgekommen, nicht äußerlich, aber — doch das gehört nicht zur Sache; der Herr Kanzler hatte ihn von sich gestoßen, er hatte sich mühsam durch das Land schlagen müssen, — seht, da fand ich ihn auf dem Stadthause, er schlief ermüdet in der Trinkstube des Rates nach einem Festgelage und neben ihm stand jenes rasende Weib, das er in Palermo wiedergetroffen, das sich ihm an den Hals geworfen hatte; das Weib schnitt dem Schlafenden diese hier sichtbare Locke ab, umwand sie mit dem Bande und flüsterte Zauberworte; hei, wie schnell war ich, sie zu greifen, aber die glatte Hexe war schneller, sie war verschwunden und erst heute habe ich sie wiedergesehen.“

Gepa war in einen Stuhl gesunken, mit regloser Spannung folgte sie Wenzels Worten. Dieser berichtete weiter:

„Ich warnte Rainald vor den Folgen der schwarzen Kunst, die an ihm geübt, ich erbot mich, dem Weibe das trugvolle Bindemittel wieder abzujagen, aber so stark schon hatte die Kunst bei ihm gewirkt, daß er mein Vorhaben als eine Thorheit verlachte und an seiner Rettung mich hinderte. Auf dem Stadthause zu Genua, als wir einen Trunk miteinander thaten, erzählte er mir seine Geschichte. Ich habe Gepa geliebt, sagte er mir, meine Liebe zu ihr war groß, sie hätte mich glücklich gemacht, aber Jolinka hat es nicht gewollt, ich habe Gepa verloren. Das waren seine Worte, dem Sinne nach waren sie es, ich schalt, du bist ein Narr, ein liebendes Weib verzeiht viel, mach dir keine Gedanken —“

„Andere denken anders über die Narrheit der Welt,“ unterbrach ihn Gepa scharf, „fasset Euch kürzer, Freund; die Wechselgespräche, die ihr geführt, mögt Ihr uns getrost vorenthalten.“

„Wisset,“ fuhr Wenzel mit schlecht verhehltem Unmut fort, „Jolinka hatte sich seiner Liebe ganz und gar unwürdig erwiesen, Rainald von Wieden war von einem alten Schreiber, einem verkrüppelten Kerl, nach Palermo gelockt, dieser Schreiber hatte vorzeiten die Mutter Jolinkas, die auch ein verfahrenes Weib gewesen, geliebt, nun wollte er die Tochter an Rainald verkuppeln, weil er der Mutter versprochen, für das Kind zu sorgen, obwohl ihn dies Kind nichts anging, denn Jolinkas Vater

ist ein Arzt mit lateinischem Namen, der in Palermo wohnt; aber der Hexe von Bacharach war die Zeit zu lang geworden, der Kanzler Majo hatte sie dem Könige von Sizilien verkuppelt, der lustige Schreiber war zu spät gekommen. In einer tollen Festnacht voll Mord und Brand hat ein gewisser Matthäus Neveling aus Mainz, der einst seinen Bruder getötet, den Kanzler Majo erstochen, und Neveling ist unter dem Schwerte des Königs Wilhelm gefallen; rebellische Banden haben den Königspalast erstürmt, und aus dem brennenden Schlosse hat Rainald Jolinka weggeführt, hat die Verlassene, die von ihrem Vater sich losgesagt, auf inständiges Verlangen aus Barmherzigkeit nach Genua mitgenommen und sie dort laufen lassen. Das ist alles, in Kürze gesagt, das Nähere kann euch Rainald von Wieden erzählen, ich habe manches vergessen."

Wenzel sah die Jungfrauen an, als erwarte er irgendwelche Äußerung über das, was er mitgeteilt, zu vernehmen, aber die beiden schwiegen. Gepa hatte die langen Wimpern nachdenklich gesenkt, und Elisabeth beobachtete die Freundin mit teilnehmendem Blicke; er that einen tiefen Zug aus dem ihm gebotenen Kruge und sagte gewichtig: „Nun möget ihr wohl erwägen, in einer welch übeln Lage mein Freund sich befunden hat; er ist ein Mann von leichtem, heißem Blut und großer Empfindsamkeit, wie hätte er sich gegen Höllenspuk und Teufelsbann wehren sollen? Und welche Künste mag jene Hexe angewandt haben, um ihn zu gewinnen? Sie soll den Matthäus Neveling einst mit Blindheit ge-

schlagen haben, so stark, daß er in eifersüchtiger Wut seinen Bruder mordete, ich aber wähne, gegen Rainald hat sie noch stärkeren Zaubers sich bedient, weil sie ihn stärker geliebt und nie vergessen hat, und ihr Wohlgefallen an ihm ist nicht schwer zu begreifen, denn merklich ragt er hervor an Schönheit des Leibes und gewinnendem Wesen. Mit meinen eignen Augen habe ich gesehen, wie die Weiber in Welschland ihn umschwärmten, und das könnt ihr mir glauben, keinerlei Gunst hat ihn beirrt, bis ihn der Kanzler ungnädig entlassen. In Bacharach ist er zuerst mit jener Jolinka zusammengetroffen, dies war die Begegnung, die er heute verflucht hat, ich mutmaße, daß sie ihm damals in einem Becher, den sie ihm gereicht, einen Liebestrank gemischt hat nach der Anweisung ihrer lateinischen Kräuterbücher. Dies habe ich Euch gesagt, Herrin," wandte er sich an Gepa, „damit Ihr meinen Freund nicht verachtet, sondern bemitleidet, und ihm Eure Gunst auch fernerhin widerfahren laßt, ich mußte es sagen als ehrlicher Genosse, nun bin ich fertig, nun mögt Ihr handeln nach Euerm Ermessen."

Wenzel erhob sich und wollte gehen, Gepa hielt ihn zurück. „Wo ist jene Dirne jetzt?" stieß sie auffahrend hervor.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Wenzel; „ich verließ sie vorhin unter den Bäumen neben dem Garten, ich setzte ihr das Schwert auf die Brust, als sie die Locke nicht herausgeben wollte, Rainald, der eben herzutrat, riß das Schwert zurück und tadelte mein Beginnen; ihm

wollte sie die Locke freiwillig geben, der Verblendete wies die Gabe zurück, da griff ich schnell danach und brachte sie hierher."

„So ist er noch immer in ihren unseligen Händen!?" rief Gepa ängstlich. „Ich bitte Euch, geht, sucht sie und legt sie in Eisen, wenn Ihr sie findet, damit weiteres Unheil verhütet wird, ich will es vor meinem Bruder verantworten, was Ihr thut, säumet nicht, ich bitte Euch darum und will es Euch danken."

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig erfaßte; dann nahm er Abschied und ging.

Es war dämmrig geworden in dem Gemache, Elisabeth entzündete schweigend eine Lampe und setzte sie auf den Tisch; hastig griff Gepa nach der gelben Locke, aber als ob sie plötzlich sich besinne, zog sie die Hand zurück.

„Hole das Fläschchen mit dem geweihten Wasser, damit wir den Zauber vernichten," bat sie Elisabeth. Diese that, wie ihr geheißen, und Gepa besprengte die Locke, dann zerschnitt sie den Knoten des blauseidenen Bandes unter leise gesprochener Gebetsformel. „Könnte ich Geschehenes damit ungeschehen machen, mein Leben wollte ich freudig dafür hingeben," seufzte sie, „aber unabänderlich hält die vergangene Zeit fest, was die Menschen gethan an Gutem und Bösem."

Sie beugte sich nieder über die Locke. „Wie das Andenken an einen Toten liegt sie vor mir!" flüsterte sie in tiefem Leid, und die lange verhaltenen Thränen entstürzten ihren Augen.

„Herr, mein Gott,“ sagte Elisabeth, „wie muß jenes Weib den Mann geliebt haben! Sie lieben stärker als die Frommen im Lande, jene wilden Geschöpfe, die ihr ewiges Heil verpfänden für die Seligkeit der Erde; sie erregen uns Grauen, wir wären eines solchen Opfers nicht fähig.“

„Es ist nicht wahr,“ rief Gepa mit starrem Blick, als hätte das Wort sie tödlich beleidigt, „sie lieben nicht stärker als wir, mehr als an der unsrigen klebt an ihrer Liebe die niedrige Schwäche ungöttlichen Wesens; sie lieben den Leib, wir die Seele, sie lieben auf Zeit, wir auf Zeit und Ewigkeit, und das unvergängliche Heil verpfänden jene erst dann, wenn sie, geblendet von den Dämonen der Finsternis, nicht mehr daran glauben.“

Da schwieg Elisabeth und blickte mit staunender Neugier auf die Freundin, als diese die Locke wieder umwand und sie in ihrem Kleide verbarg.

Unten in dem herzoglichen Schlosse saß an diesem Abend der Reichskanzler zu später Stunde in seinem Gemache vor einem mit Büchern und Schriftstücken bedeckten Tische bei dem Scheine der Lampe. Durch die geöffneten Fenster wehte die erfrischende Luft, tönte das Rauschen und Klingen der Mosel, deren geschwinde Wellen an den Steinwehren des Ufers vorüberjagten. Der Kanzler trug ein bequemes, weißes Hauskleid, er hatte die Bücher zurückgeschoben, nachdenklich ruhte sein Haupt auf der Rechten, die er auf die Armlehne seines Stuhles gestützt hielt; seine klugen Augen betrachteten dann und wann mit durchdringendem Blicke Rainald

von Wieden, der ihm gegenüber saß auf der andern Seite des Tisches. Rainald hatte ihm frei und offen alles erzählt, was in Remiremont sich begeben, er hatte ihm nichts verschwiegen von dem, was zwischen ihm, Jolinka und Gepa geschehen seit jenem Maimorgen, an dem er in Bacharach den kühlen Wein getrunken und mit heißem Herzen Ovids Verse von Jolinkas Lippen vernommen; nur von dem jähen Ende des Primas von Clugny hatte er auch heute nichts verraten. Jetzt saß er und harrte in qualvoller Spannung auf das erste Wort, das der Kanzler ihm sagen würde. Dieser ließ ihn lange warten, schwere Gedanken drängten einander hinter der hohen, breiten Stirn, aber seine Mienen waren nicht die eines Zürnenden, tiefe Trauer allein lag in den großen Zügen des Grüblers.

„Und was denkst du, was soll nun werden?“ begann er endlich.

„Ich bitte Euch, mich heimkehren zu lassen in den Solling,“ versetzte Rainald, „ich habe die Proben schlecht bestanden, auf die Eure Güte mich gestellt, ich habe Eure Wohlthaten mit Undank gelohnt, laßt mich heimziehen, abgesondert von Eurem Gefolge, nur um eins flehe ich Euch noch an, haltet meiner ungestümen Jugend zu gut, was ich gefehlt, und mißachtet mich nicht, ich habe schwer zu tragen an meinem Unglück, schwerer noch träfe mich Eure Verachtung.“

Der Kanzler schwieg. „Ich habe es Euch gesagt in Vienna,“ sprach Rainald weiter, „daß es besser für mich wäre, ich zöge an Toul vorüber, ohne nach rechts oder

links zu schauen, ich wollte Eure Schwester nicht täuschen, gewiß und wahrhaftig, ich wollte das nicht, als sie mich jedoch umschlang beim Wiedersehen, hatte ich jeglichen redlichen Vorsatz vergessen, ich hatte nicht die Lust und nicht den Mut, ein Glück von mir zu stoßen, von dem ich doch wußte, daß es nicht mehr mein war."

„Die Arme!" stöhnte der Kanzler nach einer Weile. „Wenig Freude hat sie im einsamen Leben, endlich ist sie angelangt an der Pforte irdischen Paradieses, da stößt jene Unholdin sie zurück in grimmiger Bosheit, — es ist zu hart für sie. Du sollst nicht fort, Rainald," rief er, und es war, als drängte er gewaltsam alle kränkenden Gedanken zurück, „du darfst dies Spiel nicht verlaufen, Gepa wird vergeben und vergessen, die wirkliche Liebe verzeiht manches, sie läßt sich nicht erbittern, sagt Paulus; ich habe hier ein Buch, das mir der Abt Wibald gesandt hat, es sind die Kriegslisten Polyaens [70]); das handelt auch von Bündnissen, wie sie klug wieder geknüpft werden, wenn sie gebrochen, du bist ein findiger Kopf, suche den Riß zu heilen, so gut es geht, als ein geschickter Kriegsmann in den Dingen der Liebe; um meiner Schwester willen rate ich dir dazu, denn dir mißgönne ich in der That ein Glück, dessen du dich unwürdig gezeigt hast. Bei diesem Rate erwäge ich allerdings auch, daß ich die unschuldige Ursache dieses traurigen Vorfalles gewesen bin, da ich dich in Ungnaden entlassen und dich in die Arme jenes verlorenen Weibes zurückgetrieben habe mit meiner Härte. Aber an dem Geschehenen ist nichts zu ändern; thu du fortan

das Deine, auch ich will nicht müßig sein, den Bruch wieder zusammenzuflicken; ich sage dir nochmals, nicht deinetwegen, sondern meiner Schwester wegen will ich das Mögliche versuchen."

Rainald schüttelte ungläubig den Kopf. „Und hätte ich alle Listen, es hälfe mir nichts," erwiderte er in Verzagtheit, „ich kenne Gepa, sie verzeiht wohl, aber die Kluft bleibt, die mich von ihr scheidet."

„Warte das ab," riet der Kanzler, „du sollst nicht reisen, ich will es nicht." — Er wollte noch weiteres hinzufügen, als die Thür sich aufthat und Gepa auf der Schwelle erschien; zögernd blieb sie stehen, als sie Rainald gewahrte, dann schritt sie in das Gemach. Der Kanzler hatte sich erhoben und trat ihr entgegen.

„Ich habe mit dir zu reden," sprach sie zu ihm, ohne nach Rainald umzuschauen, „mit dir ganz allein."

Rainald wartete nicht auf die Weisung, daß er die Geschwister verlassen solle, schweigend ging er fort, Gepa blickte ihm nicht nach.

„Ungeheure Schmach ist mir widerfahren," kam es von ihren bebenden Lippen, „oben in Remiremont, vor den versammelten Mädchen hat sie mich mit unwürdigen Worten gekränkt, die — Hexe von Bacharach."

Gepa war blaß, in dem unruhigen Scheine des wehenden Lichtes hob sich die Färbung ihres Gesichtes kaum ab von der weißen Krause, die ihren Hals umschloß. Mitleidig betrachtete sie der Bruder. „Armes Kind," sagte er und legte seine Hand auf die Schulter

der Schwester, „ich weiß alles, Rainald von Wieden hat mir erzählt, was euch begegnet."

„Mit dem Leben soll sie bezahlen, was sie gethan," forderte Gepa dringend, „laß sie fangen, ehe sie entwischt, — meine Ehre, du mußt sie wahren, die Ehre des Hauses. Den Tod hat jene verdient, nicht an mir allein, auch an andern —"

„Deine Ehre, die innerlich ohne Makel, wie sie äußerlich blank, soll keinen Schaden erleiden," unterbrach er sie mit sanfter Stimme, „und deine Liebe, Gepa, — laß diesen Vorfall auch deine Liebe, dein Glück nicht beirren, das ich dir so recht aus vollem Herzen gegönnt habe."

Sie nahm die Locke hervor aus ihrem Gewande. „Furchtbares Zauberwerk hat sie getrieben an Rainald von Wieden, diese Locke hat sie ihm abgeschnitten, während er geschlafen, Wenzel von Hoya hat es gesehen, hat auch gehört, wie sie ihre Hexensprüche darüber geraunt hat; Wenzel hat sie erst heute ihr abgenommen."

Der Kanzler nahm die Locke und warf sie nachlässig zu den Büchern auf seinen Tisch. „Kind," sagte er ruhig, „wer wollte leugnen, daß die Dämonen der Finsternis unter menschlicher Bildung uns zu verderben trachten, aber der böseste Dämon des Menschen ist sein Charakter, sagt der düstere Heraklit von Ephesus, und er hat recht; doch darüber wollen wir später uns besprechen, vor der Hand soll jede Unbill, die dir widerfahren, gesühnt werden."

Fragend sah Gepa den Bruder an, als begreife sie nicht, was er meine, dann trat sie an den Tisch und nahm die Locke wieder an sich. „Sie möchte verkramt werden und abhanden kommen," entschuldigte sie, „und ich will nicht, daß dies Beweisstück verloren geht."

Mit feinem Lächeln hatte der Kanzler ihr eifriges Handeln beachtet, ihm konnte nicht verborgen bleiben, wie Haß und Liebe die Schwester regierten bei all ihrem Thun, und es war ein hoffnungsfreudiges Lächeln, das auf seinen Lippen lag.

„Gepa," sprach er, „es wäre eine Thorheit, laß es mich geradeaus sagen, wenn du im verletzten Gefühle jetzt alles auf- und verloren gäbest, was dich Jahre hindurch glücklich gemacht hat. Rainald hat dich gekränkt mit dem, was er gethan, aber schlecht ist er nicht, und der Leichtsinn der Jugend ist kein unheilbares Übel. So unwert ist er nicht geworden, daß du dich von ihm abwenden müßtest, wie du vorhin es gethan; ich, als ein höherer Priester des Herrn, habe ihm seiner Schuld ledig gesprochen, er hat mir das Leben gerettet als ein Werkzeug in Gottes Hand, er hat uns auch andere wichtige Dienste geleistet, er hat mich nicht verlassen in höchster Not, — ich habe es dir gestern erzählt — in dem Kellergewölbe zu Mailand wollte er mit mir verschmachten, da er doch die Freiheit erlangen konnte, — alles das sollst du bedenken und danach sollst du handeln."

Schweigend hatte sie ihn angehört, nun warf sie sich an seine Brust mit bitterlichem Weinen und ihre Glieder

bebten. „Ich kann es nicht,“ stöhnte sie, „ich kann ihm nicht angehören, Gott weiß es, das Herz will mir brechen unter dieser Last, — ich kann es nicht.“

Er suchte mit tröstlichen Worten sie zu beruhigen und aufzurichten, er ließ ihr ein Lager rüsten im Schlosse, denn sie wollte nicht zurück nach Remiremont, wo man sie mit scheelen Augen betrachte; lange noch saßen die Geschwister beisammen, Gepa lauschte der gewinnenden Rede des Bruders, und als dieser merkte, daß sie eine größere Festigkeit und höheren Lebensmut wiedergewonnen, bat er: „Geh jetzt und versuche zu schlafen, leichter trägst du morgen manches, das dir heute unerträglich dünkt, geh in Frieden, Gott schütze dich und mich.“

Da ging sie und der Kanzler griff nach seinem Buche, aber seine Gedanken fuhren immer wieder wild auseinander, wenn er sie gesammelt, wie ein aufgestörter Schwarm des unruhigen Fliegenvolks; seine Augen schweiften hinweg über des Polyaenos Kriegslisten, seine Ohren merkten auf das Rascheln der Blätter draußen, auf das traumverlorene Rauschen der Mosel.

Dort unten auf den Wellen des Flusses tanzte ein behendes Fahrzeug; unter den Insassen desselben waren Serlo von Bageux und Jolinka, sie fuhren dem Rheine zu.

XV.

In dem heiligen Köln.

Alaaf! Mache dich auf, mache dich auf! Lege deinen Schmuck an, du heilige Stadt! Hebe dich aus dem Staube, du glückseliges Köln! Wer ist so reich wie du? Wer hat von dem Herrn solcherlei Gnade in himmlischen und irdischen Dingen erfahren? Welche Stadt vom Aufgange bis zum Niedergange ist also geliebt, so verzogen durch Gnade? Siehe, nun kommen auch sie zu dir gefahren nach langer Reise durch die sündige Welt, die wunderherrlichen Magier, die Erstlinge der Heiden, die dreimal Verlorenen und dreimal Wiedergefundenen, Jaspar, Melchior und Balthasar, die heiligen drei Könige; sie wollen fortan wohnen in dir, sie wollen dich reich machen, reicher als du es verdient, reich über dein Verstehn und Bitten.

Ortus dedit occidenti,
Qui tres reges ter inventi
Excolunt Coloniam.
Nunquam locum mutaturi,
Nec ut olim reversuri
Sunt per viam aliam —[71]).

So schallte es durch die Straßen der Stadt in feierlichem Hymnentone, als der Reichskanzler und Erzbischof von Köln, der Reichsgraf Rainald von Dassel mit den Gebeinen der ersten Bekenner Christi am Tage nach Maria Magdalena durch das Severins-Thor den Einzug hielt in seinen Bischofssitz. Im stattlichen Umzuge wurden die Reliquien durch die Straßen getragen, im strahlenden silbernen Sarge, der mit Purpurschleifen und Blumen geschmückt war; die Angesehensten aus den Geschlechtern der Stadt trugen die köstliche Last auf den Schultern, mit gemessenen, würdevollen Schritten traten sie einher, und in langem Zuge folgte ihnen zu Roß und zu Fuß eine unabsehbare Menge von weltlichen und geistlichen Fürsten mit Rittern und Knechten in leuchtendem Prangen. Allen vorauf ritt Rainald von Wieden als erster unter den Herolden auf weißem Zelter, der Kanzler hatte ihm den Platz gewiesen, er war es ja, der die Könige aufgefunden, der Kanzler wollte ihn ehren vor allem Volk, er wollte ihn hoch hinstellen in den Augen der Schwester, sie sollte merken, daß er dem Patenkinde in Gnaden verziehen habe. Hinter den Herolden schritten singende Chorknaben, sie trugen flackernde Kerzen, flatternde Kirchenfahnen, Schalen mit schwelendem Weihrauch, dessen aufwirbelndes Gewölk den Festzug umwallte, sie umscharten den Sarg, neigten sich dann und wann während des Gesanges und regten die klingenden Glöcklein; den Reliquien folgte zunächst der Kanzler; mit strahlender Bischofsmütze saß er auf der Purpurdecke seines Rosses und hinter ihm

wogte das Gefolge dröhnend und klirrend auf den Steinwegen. Zahllos war die Menge des Volkes, das sich von Nah und Fern herzugedrängt hatte, die wunderbaren Heiligtümer zu grüßen und den Festzug zu mustern, und überall, wohin man kam, warfen Männer und Weiber sich nieder an den Straßen, streckten die Arme aus mit flehender Gebärde und schrien ihr Hosianna, und die Weiber hoben ihre Kindlein empor, daß sie das Wunder erschauten, wenn der Sarg an ihnen vorübergetragen wurde; dann jauchzten die Scharen dem Erzbischofe zu und schwangen Hüte und Tücher, und der hohe Herr lächelte und nickte freundlich nach rechts und links und hob die segenspendende Hand zu heilbringendem Gruße.

So kam der Zug nach dem Griechenmarkte, wo die Tuchmacher und Weber ihre Verkaufshallen hatten; dort vor einer der Hallen standen Jolinka und Serlo von Bageux, auch sie waren von Mainz gekommen, das Schaugepränge zu betrachten. Jolinka zitterte heftig, als sie den Zug herankommen sah, als sie Rainald gewahrte, dessen Haupt mit wallendem Federschmuck hervorschaute aus dem wirren Getümmel; sie lehnte an einem Pfeiler, da trat ein Mann an sie heran im Pilgermantel mit tief in die Stirn gedrücktem Muschelhut, der faßte ihren Arm und raunte tiefatemholend: „Jolinka, so finde ich dich endlich, finde dich hier, wohin mich die letzte Hoffnung getrieben, in der Heimat, die uns von sich gestoßen?“

„Wer seid Ihr, was wollt Ihr, ich kenne Euch nicht,“

rief Jolinka erschrocken, und der Mann lupfte den breiten Hut, die düsteren Augen des Meisters Stabius bohrten sich mit vorwurfsvollem Blicke in die ihren.

„Ich habe es Euch gesagt, ich kenne Euch nicht," schrie Jolinka dumpf, „laßt ab von mir, ich will Euch nicht kennen."

Der Zug war nahe herangekommen; Stabius folgte den Blicken der Tochter, die auf Rainald von Wieden sich richteten, ratlos stand er neben seinem Kinde, der Muschelhut war ihm in den Nacken gefallen. Rings-umher hatte die Menge sich niedergeworfen, Jolinka stand aufrecht an dem Pfeiler, auch der Meister fiel nicht auf die Kniee. „Kind," sagte er, „was schaust du mit der Augen verzehrendem Feuer nach jenem, der dich verlassen hat? Du gehörst wieder mir, mir ganz allein, deinem Vater, Jolinka." —

Da packte ihn eine Faust mit eisernem Griff am Genick, Adolf von Schaumburg, der des Weges gezogen, hatte den Alten erkannt trotz der Vermummung, er war schleunigst vom Pferde gesprungen und stand nun hinter ihm. „Stabius," knirschte er ihm in das Ohr mit verhaltenem Tone, um die Prozession nicht zu stören, „Mordbrenner und Satansgeselle, bei meiner Seele jetzt sollst du dem Nachrichter nicht wieder entlaufen."

Der Zug bewegte sich langsam vorwärts, mit wilder Hast suchte sich Stabius seines Angreifers zu erwehren, ein unruhiges Drängen entstand um die beiden, dann sprangen einige Knechte aus dem Knäuel Adolf von

Schaumburg zu Hilfe, die Kraft des Meisters erlahmte, er war ein gefangener Mann.

„Greift auch jenes Weib," rief Adolf, „die Hexe von Bacharach, daß sie uns nicht wieder entwischt," und im nächsten Moment hatte man Jolinka an Stabius' Seite gestoßen und hielt die Bebende fest, weiterer Befehle gewärtig.

So rasch, so wenig auffällig hatte das alles sich vollzogen, daß inmitten des allgemeinen Lärms nur die Nächststehenden den Vorgang beachtet hatten. Stabius stand gebrochen, seine Augen rollten wild in ihren Höhlen, die Verzweiflung hatte ihn erfaßt, aber noch einmal richtete er sich straff empor zu voller Leibesgröße, und aus trockener, heischer Kehle übertönte sein gelles Rufen das verworrene Getöse der Masse: „Wehe dir, Köln, Wehe über dich und deine Priester, die dich betrügen mit allerlei Gaukelwerk und mit albernen Märchen, die mit verlegenen Knochen irgendwelcher Schächer und Sünder wider die Vernunft streiten —"

Seine Stimme erstickte, ungeheure Bewegung entstand, wütend umtobte der rasende Pöbel den frechen Lästerer; er wäre zerfleischt, wenn Adolf von Schaumburg ihn nicht zurückgedrängt hätte in die Halle, vor der sich dieses begab, wenn er die Dräuenden nicht beschwichtigt hätte mit der schwereren Strafe, die den Fluchwürdigen treffen solle. Schnell wurden auf seine Weisung Stabius und Jolinka den Blicken der Menge entzogen, und der Zug, der eine kurze Weile gehalten, bewegte sich unbeirrt weiter.

An der Halle stand Camillo, der Hofnarr; mit hämischer Schadenfreude war er dem Ereignis gefolgt, jetzt wandte er sich an Serlo von Bageux, den er in Jolinkas Gesellschaft gesehen. „Ihr thut mir leid, Mann," sagte er grinsend, „jene, die man abgeführt, war wohl Euer Herzgespiel? Nun, tröstet Euch, daß Ihr der Freundin ledig, an ihrer Hand sind Blutflecken," setzte er geheimnisvoll hinzu, „vielleicht hätte sie auch Euch später abgethan."

Finster, als wäre sein Gesicht zu Stein geworden, sah Serlo den Sprecher an, dann wandte er ihm den Rücken und verschwand im Gedränge.

Mit würdevoller Weihe wurden die Reliquien der drei Könige in der Kirche des heiligen Apostels Petrus beigesetzt. Als die feierliche Handlung vorüber, gab sich alles dem Frohsinn, der heiteren Lebenslust hin, weltlicher Liedklang, die Weisen der Pfeifer, Pauker und Fiedler schallten anstatt der frommen Gesänge durch die Straßen Kölns; unter lautem Jubel, Becherklang und Tanz verging der Tag, alles schwebte in Freude und Wonne, munter ließ der Kölner die Goldpfennige aus der offenen Hand springen, denn von heute ab hatte er die wohlbegründete Anwartschaft auf reichlicheren Gewinn für seine Werkthätigkeit. Sie würden zu ihm kommen, die Scharen der fremden Pilger, die gläubigen Gemüter, die Kranken und Elenden mit ihren Schwächen und Gebrechen, sie würden beten bei den heiligen drei Magiern, sie würden hausen, zehren und kaufen in der heiligen Stadt zu seinem Nutzen, und Stiftungen gründen

zu seinem Heile; das war sein berechtigter Wunsch und seine untrügliche Hoffnung und er pries im stillen seinen Erzbischof, der ihm die wunderbaren Wohlthäter zugeführt hatte.

Auch in der bischöflichen Pfalz beging man den Tag in festlicher Weise, auch hier währte die Lustbarkeit bis spät in die Nacht hinein; der Kanzler freute sich ob der wohlgelungenen Überführung der Reliquien und der andern ihm gespendeten Schätze, über die Huldigung, die ihm von allem Volk in ungeheuchelter Liebe entgegengebracht war, und nur die Sorge um Gepa trübte bisweilen flüchtig seine Stimmung. Gepa war mit ihrer Patin und Elisabeth von Falcon einige Zeit vor dem Einzuge des Kanzlers auf einem Rheinschiffe heimgekehrt, sie hatte nicht teilgenommen an der Festfeier, sie saß in ihren Gemächern und verthat die Zeit mit unruhigem Grübeln; Rainald hatte sie seit dem Konzile in Remiremont nicht gesprochen.

So weilten sie wieder wie vor zwei Jahren in der Pfalz, die vier Menschen, welche miteinander und durcheinander so manches erlebt und erlitten, Rainald und Gepa, Stabius und Jolinka, die einen freiwillig, die andern unfreiwillig, die einen ungebunden, die andern gebunden; ärmer an Hoffnung und Trost, jeglicher Freude bar waren sie zurückgekehrt, die einen wie die andern.

Die auffälligste Änderung inneren Wesens trat bei Gepa hervor, sie, auf deren Leben nie ein Schatten gefallen, weil sie, wie Jolinka einst gesagt hatte, niemals

im grellen Lichte gewandelt, sie war bei der ersten rauhen Berührung mit der Außenwelt eine andre geworden. Die Freundlichkeit und Milde, die gottergebene Ruhe, das Gefühl ungefährdeter Sicherheit im frommen Glauben waren von ihr gewichen, und von der duldenden Liebe der Kinder Gottes, die sich nicht reizen und erbittern läßt, war vollends nichts mehr an ihr zu spüren. Sie ging nicht mehr zur Messe, sie mied jede andächtige Versammlung, sie grollte ihrer Heiligen, daß diese ihr das größte Erdenglück nicht gegönnt, daß sie die Anschläge des bösen Feindes nicht vereitelt hatte; eifrig arbeitete sie an Jolinkas Verderben. Als sie sich in der spät aber um so leidenschaftlicher erwachten Liebe, mit der sie an Rainald hing, getäuscht gesehen, hatte sie Rainald gezürnt und sich gefaßt in schwerer Entsagung, als sie dann von dem Zauber gehört, der an dem Geliebten geübt war, hatte sie ein tiefes Mitleid mit ihm, dessen Seele sie für verloren hielt, ergriffen, und ein maßloser Haß gegen die Hexe von Bacharach hatte jedes andre Gefühl in ihr bald überwogen. Jene Unselige sollte sterben, die Welt sollte befreit werden von der Sünderin; Gepa verlangte Sühne für die ihr in Remiremont angethane Schmach, aber lebendiger als dies Verlangen ihrer Ehre wirkte in ihr der peinlich quälende Gedanke, daß sie ein Glück, ihr höchstes Glück, geteilt habe und noch teile mit einer Verworfenen, sie konnte die Zeit nicht erwarten, wo dieser gemeinsame Besitz an einem Menschenherzen aufhören mußte unter dem strafenden Arme der Gerechtigkeit, wo der Zauber kraftlos werden

mußte, mit dem Jolinka Rainalds Liebe sich erschlichen. Was dann weiter kommen würde, daran dachte Gepa nicht, alle ihre frommen und unfrommen Gedanken liefen zur Zeit in dem einen Punkte zusammen, jenes verhaßte Weib dürfe nicht länger leben. Unverhohlen hatte sie diesen Gedanken dem Bruder verraten, als er ihr mitgeteilt, Stabius und Jolinka seien bei dem Einzuge ergriffen und dingfest gemacht; er hatte ihr versprechen müssen, das Urteil gegen die Gefangenen bald zu erwirken, er hatte das getrost versprechen können, denn auch das Volk drängte auf Entscheidung gegen den Gotteslästerer Stabius; zu Ehren der Heiligen, die jener verunglimpft, durfte die Sache nicht lange vertagt und aus Gründen der Zweckmäßigkeit mußte die Verhandlung gegen Jolinka mit der gegen Stabius vorgenommen werden. Der Kanzler verwies die Klage gegen die beiden an die Schöffen von Sankt Pantaleon[72]), und auf den Mittwoch nach Maria Magdalena wurde die Schöffenbank berufen.

Am Abend vor dem Tage des Gerichts berief Gepa Wenzel von Hoya, der mit dem Bischofe von Verden noch in Köln weilte und mit dem sie in den Tagen zuvor schon Rücksprache genommen und Vereinbarung getroffen, zu sich in ihr Gemach.

„Ich habe Euch zu mir kommen lassen,“ sagte sie zu ihm, „um Euch die Locke zu geben, die Euer Zeugnis bekräftigen soll, nehmt sie hin und verwahrt sie wohl, denn sie ist das wichtigste Beweisstück.“

Wenzel nahm ein verschlossenes Päckchen, das sie ihm bot, steckte es zu sich und harrte weiterer Weisung.

„Habt Ihr Hinkmar, den Neveling von Mainz, Bescheid wissen lassen?“ fragte sie.

„Er ist schon hier in Köln,“ versetzte Wenzel, „er ist bereit, die Klage wegen seines Bruders zu erneuern; er ist mit Freuden dazu bereit, denn noch immer arbeitet der Groll in ihm, ob des ruchlos vergossenen Blutes.“

„So ist es gut,“ nickte sie zufrieden, „so ist alles geschehen, was geschehen mußte, und mir bleibt nichts übrig, als Euch zu bitten: nehmet Euch eifrig der Sache an, ich will es Euch danken, vergesset auch nicht, morgen nachdrücklichst hervorzuheben, daß die Angeklagte im Garten von Remiremont die Götter und nicht den einigen Gott angerufen hat, an den sie gewißlich nicht glaubt, vergesset nichts, meine Ehre steht auf dem Spiele, das bedenket wohl.“

„Eure Ehre und Eure Liebe.“

„Schweiget davon,“ fiel sie rasch ein, als habe das Wort sie verletzt, „um Gott und meiner Ehre willen allein sollt Ihr handeln, das andre kümmere Euch nicht, das eine genügt, aber an Euern Freund mögt Ihr immerhin denken, den jenes Weib schwer geschädigt hat an zeitlichem und ewigem Heile. Weiteres habe ich Euch nicht zu sagen,“ fuhr sie fort und reichte ihm die Hand. „Unterrichtet den Neveling gut über alles und handelt morgen so, wie Ihr es vor Gott, vor den Heiligen und auch vor mir und Eurem Freunde verantworten könnt. Und damit gehabt Euch wohl.“

„Ich muß Euch noch eins mitteilen," begann Wenzel nach kurzem Schweigen, „Rainald von Wieden begehrt Euch zu sprechen; er hat mich nicht beauftragt, Euch das zu sagen, er weiß nicht, daß ich hier bin, aber mir ist bekannt, daß er sich die Unterredung erwünscht."

„Ich mag ihn nicht anhören, solange jene lebt," unterbrach sie ihn, „spart die Worte, — später, — später vielleicht, aber nicht heute und nicht morgen will ich ihn sehen."

Wenzel merkte, daß ihr Entschluß nicht wankend zu machen, und ging.

Ungestüm drängte am nächsten Morgen viel Volks nach dem Pantaleon-Stifte; dort auf dem mit Linden bestandenen Hofe des Abtes war die Schöffenbank aufgestellt, seitwärts von dieser, im rechten Winkel mit ihr hatte man hohes Gestühl errichtet, der mittelste Stuhl in der Reihe war der des Richters, er gebührte dem Reichskanzler und Erzbischofe von Köln, der auf heute die Tagfahrt unter Königsbann befohlen hatte. Auf der Bank saßen die zwölf Schöffen, welche aus den Kölnischen Geschlechtern erwählt waren; Werner von Rode hatte das Amt des Sprechers. Eine rote Schnur war um vier Linden gespannt, zum Zeichen, daß ein Blutgericht hier gehalten werden solle; innerhalb des umspannten Vierecks war der Frieden des Gerichts, hinter der Schnur, welche Bänke und Gestühl umhegte, stand die Volksmenge. Ohne Wehr und Waffen, barhäuptig und barhändig, mit Mänteln auf den Schultern saßen die Schöffen, auf einem der Stühle hatte Eberhard Hardevust[73]),

ein Richter der Stadt Köln, Platz genommen, er war ein alter, aber stattlicher, ungebeugter Mann von frischer Gesichtsfarbe und klugem, klarem Blick, das flächsene Haar fiel ihm schlichtgekämmt und wohlgescheitelt in den Nacken. Alles wartete gespannt auf das Erscheinen des Erzbischofs, friedliche Stille herrschte rings, trotz der namhaften Zahl der Umstehenden, die noch stetig wuchs, so daß viele Neugierige draußen an den offenen Bogenpforten verharren mußten.

Der Erzbischof kam, setzte sich auf den Richterstuhl, legte sein nacktes Schwert über die Kniee und begann: „Ich, Reichsgraf Rainald von Dassel, Reichskanzler und Erzbischof dieses Bistums, habe euch Schöffen hierher entboten, auf daß ihr ein gerechtes Urteil finden möget über den Meister Arnold Stabius aus Mainz und über dessen Pflegetochter Jolinka, welche, wie neuerdings verlautet, eine natürliche Tochter des Meisters ist. Gegen Stabius ist bereits die Todesstrafe erkannt wegen der von ihm zumeist angestifteten Empörung wider den Erzbischof Arnold von Selenhofen, dennoch habe ich euch nicht ersparen können, aufs neue über ihn zu Gericht zu sitzen, wegen der Missethaten, die er neuerdings begangen haben soll, damit je nach dem Ausfall der Sache der Richter ermessen kann, welche Todesart ihm gebühre. Auch Jolinka schien in jene Empörung verwickelt, sie hat sich der peinlichen Frage vor Jahren entzogen, die That ist längst vernachtet, ihr sollt nicht mehr darüber urteilen, ich schlage das Verfahren gegen sie nieder kraft königlicher Vollmacht, und nur über die Klagen, die neu gegen

sie geschrien werden, sollt ihr entscheiden. Mir steht die Gerichtsbarkeit hier zu, die geistliche wie die weltliche; im Namen des Königs, welcher der oberste irdische Richter ist in allen Dingen, sitze ich an diesem Platze, aber ich will heute nicht selbst richten, ich übertrage mein Amt dem Herrn Eberhard Hardevust, dem Gerichtsvogte von Köln, an meiner Stelle soll er hier walten und nur meines Rechts, überall Einspruch zu thun in die Verhandlung, will ich mich nicht entäußern."

Er stand auf und reichte Hardevust das Schwert; dieser nahm den verlassenen Stuhl ein, und der Erzbischof setzte sich neben ihm nieder. Die übrigen Stühle blieben unbesetzt, denn wo unter Königsbann gerichtet wurde, durften nur Richter und Schöffen sitzen.[74])

Durch die vorgeschriebenen Formen und Fragen hegte Hardevust das Gericht, dann wurde Stabius durch den Fronboten in die Hegung geführt. In straffer Haltung stand er inmitten des freien Raumes, mit finster zusammengezogenen Brauen schaute er auf Richter und Schöffen, aber seine Augen waren verschleiert und tiefe Furchen, die der verzweifelnde Unmut gegraben, waren sichtbar um Nase und Mund. Keinerlei Trost, keinerlei Hoffnung, der wildeste Haß, der unbändigste Trotz hielten diesen Mann aufrecht.

Auf einen Wink Hardevusts trat der Stadtmeister von Köln in den Kreis, ihm folgten die Ratmannen. „Herr Richter, wollt Ihr mein Wort hören?" fragte der Stadtmeister und fuhr nach Bejahung der Frage fort: „So klage ich Gott und Euch, daß der Meister

Arnold Stabius aus Mainz, der vor Euch steht, den Frieden dieser Stadt gröblich gestört hat als ein irrgläubiger, gottverlassener Mensch, dem das Heiligste nicht mehr heilig, dem die kostbarsten Güter der Kirche Christi ein Spott geworden. Als die heiligen drei Könige, die gnadenbringenden Reliquien, durch die Straßen getragen wurden, hat er auf dem Griechenmarkte Wehe geschrien über die Stadt Köln und ihre Priester, hat die Priester beschimpft, daß sie das Volk täuschen mit Gaukelwerk und Märchen, hat die Heiligen gröblich verunehrt und ihre Gebeine begeifert, da er gerufen, man streite mit verlegenen Knochen von Schächern und Sündern wider die Vernunft. Der Allmächtige verzeihe mir, daß ich die dreimal verfluchten Worte hier wiederhole, das Wohl der Kirche und der Stadt erheischt, daß ich nicht schweige; ich versichere, was ich gesagt, als wahr und wahrhaftig und gleich mir sind diese meine Ratmannen bereit, alle meine Worte, die sie nach emsigem Forschen als wahr erfunden, auf ihren geschworenen Amtseid zu bestätigen."

Hardevust wandte sich an Stabius. „Was wollt Ihr auf die Klage sagen?" fragte er.

Um die Lippen des Meisters ging ein Zug von Hohn und Verachtung, dann lachte er heiser.

„Stabius," rief Hardevust, „Ihr habt selbst in früherer Zeit zu Mainz auf der Schöffenbank gesessen, Ihr wisset, daß man sich vor Gericht wohlgezogen benehmen soll, schämet Euch ob dieses rauhen, ungebührlichen Lachens."

„Herr Richter,“ erwiderte der Meister, „was nutzt dem Aal die Glätte, wenn ihm das Schlachtmesser in der Haut steckt? Was soll ich das Leben, das nicht mehr mir gehört, zu glatter Höflichkeit verwerten gegen meine Henker und Peiniger? Ich nenne nichts mehr mein Eigen, zu Mainz hat man mir meine Habe und zu Köln mein Leben abgesprochen, so lasset mir doch dies Lachen über die Dummheit des Volkes, das von geistlichem und weltlichem Hochmut geknechtet ist. Dieses Lachen ist meinem Leibe gesund.“

Dumpfes Murren wurde laut unter den Umstehenden, zornig wollte der Erzbischof auffahren, aber er bezwang sich, neigte sich zu Hardevust und flüsterte: „Brecht die Sache über das Knie, wir können ihm anders das Schandmaul nicht stopfen.“

„Haltet uns und Euch nicht auf mit müßigen Reden, Stabius,“ sagte Hardevust gelassen, „erklärt Euch auf die Klage.“

„Der Schlaukopf von Stadtmeister hat die Wahrheit gesprochen,“ rief der Angeklagte, „ich habe die Priester verunglimpft, wie er bekundet hat, und die verlegene Knochenware desgleichen, auch rühme ich mich Eures frommen Glaubens nicht, sondern habe meinen eignen Glauben, oder auch gar keinen, wenn Euch das bequemer ist; alles, was ich auf dem Griechenmarkte gerufen, wiederhole ich Euch hiermit in das Gesicht und es freut mich, daß ich es vor allem Volke ausgeschrien.“

Mit erhobener Stimme, überallhin vernehmlich, hatte er das gerufen, mit kaltblütiger Ruhe wandte sich

Hardevust an die Schöffen. „Ihr habt es gehört,“ sagte er gleichmütig, „weiterer Frage bedarf es nicht, so urteilet nun, ob dieser der ihm zur Last gelegten That schuldig.“

Dann richtete er seine Rede gegen die Menge. „Ist noch einer unter euch, der sein Recht fordern will wider den Meister Stabius aus Mainz?“ Stille herrschte im Kreise, da entschlüpfte Jolinka, die am Eingange der Hegung neben dem Fronboten weilte, den Händen ihres Wärters, sprang in die Gerichtsfreiheit und stürzte nieder vor Eberhard Hardevust.

„Was willst du?“ rief dieser, „hier ist nicht Zeit und Ort, um Gnade zu bitten, auch bist du selber eine Gebundene.“

Jolinka erhob sich. „Ich will nicht um Gnade bitten,“ schrie sie grell, „ich will mein Recht fordern gegen den Meister, — er hat mein Kind mir getötet, das läßt mich nicht ruhen, nicht rasten, auch nicht getrost sterben, — das fordert Sühne, und ich heische sie.“

Unter das Volk, das bis dahin die Verhandlung nicht merklich gestört hatte, kam mit gesteigerter Teilnahme eine große Bewegung, Rufe und banges Stöhnen wurden vernehmlich, und die Gerichtsboten hatten Mühe, die Ordnung zu wahren. Eine furchtbare Veränderung war mit Stabius vorgegangen bei Jolinkas Worten, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, die Schultern hatten nach vorn sich gebogen und die Arme hingen schlaff herab. „Mein Kind, mein Kind,“ stammelte er, „mein Fleisch und Blut verklagt mich! Und um seiner

Ehre willen habe ich die That geübt! Es gibt eine Art, die ihrem Vater flucht und ihre Mutter nicht segnet.“

Hardevust streckte sein Schwert aus gegen die Menge, er gebot Ruhe, und als der Frieden des Gerichts wiederhergestellt war, kehrte er sich den Schöffen zu.

„So urteilet zuvor,“ begehrte er, „ob es auch recht ist, daß die Tochter gegen den Vater klage, zumal sie selbst unter schwerer Anklage steht?“

„Im Ehebruch hat er mich gezeugt,“ schrie Jolinka außer sich, „meine Mutter hat er leichtsinnig ins Elend gebracht, wer will mir das Recht nehmen, sie und mein Kind zu rächen?“

„Mäßige dich,“ mahnte der Richter milde, „warte den Schöffenspruch ab, dein Recht soll dir werden.“

Die Schöffen besprachen sich leise, dann kündigte Werner von Rode:

„Wegen solcher Missethat, wie sie hier gewiesen, mag die Tochter wohl klagen gegen den Vater, und daß sie selbst angeklagt und verhaftet, vermag sie nicht zu beschränken in diesem Rechte.“

„Ich beschreie den Meister Stabius aus Mainz wegen Mordes,“ rief Jolinka, die eine grauenerregende Besonnenheit an den Tag legte, „in Salerno hat er mein Kind getötet, heimlich hat er ihm den Atem benommen, bevor ich es zu hindern vermochte; aber trotz seiner Heimlichkeit ist mir die That nicht verborgen geblieben, und die Unvorsichtigkeit, mit der er sich entschuldigt, glaub' ich ihm nicht.“

„Was sagt Ihr dazu, Stabius?“ fragte Hardevust.

„Es ist wahr!“ erwiderte jener und fortan schwieg er auf jegliche an ihn gerichtete Frage. Hardevust ließ Jolinka zur Begründung ihrer Klage jenes Begebnis in Salerno des Näheren erzählen, aufmerksam folgten die Schöffen ihren Worten, und als sie geredet, fragte der Richter:

„Wer war der Vater jenes Kindes?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich will es nicht sagen,“ versetzte sie, „Euch mag es gleichgültig sein, ob Ihr es wisset, oder nicht.“

Nun wurde die Aufnahme des Beweises geschlossen, die Schöffen bejahten die Schuldfragen gegen Stabius wegen Ketzerei, Verlästerung der Heiligen wie des Priesterstandes und wegen Mordes; Hardevust verkündete den Spruch Rechtens, er lautete auf Tod durch den Scheiterhaufen.

Jolinka schauderte leicht zusammen, als sie das Urteil hörte, sie folgte dem Meister, der unter den Rufen der Menge, die dem Spruche beistimmte, aus dem Kreise hinausgeführt wurde; am Ausgange der Hegung hielt der Fronbote sie zurück, er bedeutete sie, daß sie vor dem Richter zu verharren habe, und die neue Verhandlung begann.

Mitleidsvoll ruhten die Blicke des Richters, der Schöffen und des Volks auf dem schönen, blassen Weibe, dessen Liebreiz das unsäglichste Elend nicht zu zerstören vermocht hatte; auch die strengen Züge des Erzbischofs wurden weich, tiefe Trauer über das Unbegreifliche in

der Verkettung der Erdendinge, über das Unzulängliche der Menschensatzungen hatte ihn ergriffen: hier stand ein gefallener Engel, der nach gottentfremdender Erziehung des Meisters Stabius sich der Welt in die Arme geworfen, weil er keine höhere Liebe kennen gelernt hatte als die der Welt, hier saß ein irdischer Richter an Gottes Statt, der sprach das Recht nach straffen Regeln auf Grund von Thatsachen, die in die Erscheinung getreten waren, und wie sein Spruch fallen mußte, das wußte der Bischof wohl, aber ob er dem göttlichen Willen gemäß war, das wußte er nicht.

An einem der schnurumzogenen Bäume, welche dem Richterstuhle zunächst standen, lehnte Rainald von Wieden, seine Augen waren unausgesetzt auf Jolinka gerichtet, neben ihm weilte Wenzel von Hoya; letzterer harrte ungeduldig auf den Zeitpunkt, wo er einschreiten mußte.

Auf die Frage Hardevusts, wer sein Recht fordern wolle gegen Jolinka, trat Hinkmar Reveling in den Ring.

„Wer hat den Reveling hierher berufen?“ fragte Rainald im Flüstertone Wenzel ins Ohr.

„Das habe ich gethan auf Gepas Geheiß,“ erwiderte dieser. „Die Welt soll von jenem unseligen Weibe entlastet werden,“ fuhr er nach einer längeren Pause fort, „das ist Gepas löblicher Wille, und ich will das Meinige thun, daß er sich erfüllt; sie hat mir die Locke, die das Weib dir abgeschnitten und die ich ihr gegeben hatte, gestern wieder behändigt, damit mein Zeugnis vollwichtig werde.“

Über Rainalds Gesicht ging ein unmutiges Zucken. „Sie ist grausam, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und Liebe grausam,“ sagte er herbe, dann sprach er nicht weiter mit Wenzel.

Inzwischen hatte Hinkmar seine Klage vorgebracht, die alte Beschuldigung gegen Jolinka, daß sie Matthäus Neveling mit bösem Zauber zum Brudermorde angestiftet habe.

Der Erzbischof erhob sich. „Die Klage ist hinfällig,“ rief er, „über die That ist bereits gerichtet und über gerichtete That soll nicht wieder geurteilt werden.“

„Ich habe neue Beweise gefunden,“ sagte Hinkmar eilfertig, „ich bitte, daß Ihr mich zum Worte verstattet.“

„Wenn du in Köln klagen willst, mußt du als geistlicher Mann einen Vormund zur Seite haben,“ verwies ihn der Bischof, „aber ich will nicht, daß du klagst wegen jener betagten Schuld, ich verbiete die Klage.“

Er setzte sich nieder mit schroffer Bewegung und Hinkmar verließ die Hegung langsamen Schrittes. An ihm vorbei drängte sich Wenzel von Hoya, er stieß sein Schwert in den Erdboden, bevor er den Ring betrat und stellte sich vor den Richter.

„Herr,“ rief er, „hier stehe ich, Wenzel von Hoya, ein Kriegsmann des Bischofs von Verden, und klage Gott und Euch, daß Jolinka, die Tochter der Godila Spalding aus Magdeburg, fluchwürdige schwarze Kunst geübt hat an Rainald von Wieden, dem Heergesellen

des hohen Herrn Reichskanzlers und Erzbischofs von Köln."

„Warum tretet Ihr als Ankläger auf, warum klagt der Geschädigte nicht in eigner Person?" fragte Hardevust.

„Weil er geblendet ist durch den Zauber," erwiderte Wenzel, „weil er zurückscheut vor der Klage, die er überdem auch für ein Narrending hält. Ich bin der Freund des Mannes, dennoch will ich nicht klagen wegen Schädigung irgend einer Person, obwohl ich das vermöchte, ich klage, weil das Beginnen der Angeklagten gegen die Wohlfahrt der Kirche, des Staates und des Gemeinwesens der Stadt streitet, und zu dieser Klage bin ich befugt wie jeder andre."

Hardevust nickte und sagte zu Jolinka: „Ehe die Sache verhandelt wird, magst du dir einen Vorsprecher wählen, der das Wort für dich führe."

Jolinka bewegte ablehnend den Kopf. „Ich will keinen Vorsprecher," erklärte sie, „macht mir den Prozeß, ich bin zufrieden mit jeglichem Urteile, wenn es mir zum Sterben verhilft."

„So muß ich fragen," rief Hardewust, „ist einer unter den Umstehenden, der ein Vorsprecher der Verklagten sein will?"

Es blieb still ringsum, da trat Rainald mit festen Schritten vor die Schranke, mit stolzem Blicke sah er sich um, er bemerkte, wie eine Wolke düsteren Unmuts die Stirn des Erzbischofs überschattete, es beirrte ihn

nicht. Langsam und deutlich sagte er, indem er auf Jolinka wies:

„Ich, Rainald von Wieden, will sie vertreten! Bist du zufrieden damit, Jolinka."

Sie nickte; mit weitaufgerissenen Augen voll unendlichen Dankes starrte sie ihn an wie eine befremdende Wundererscheinung, sie hatte ihn bis dahin nicht gesehen, es wirkte verwirrend auf sie, daß er, der die erste Begegnung mit ihr verflucht hatte, jetzt zu ihr kam, sie zu verteidigen; und mit starker Gewalt kam in seiner Nähe die Lust zu leben aufs neue über sie, die des Kerkers Nacht fast in ihr ertötet hatte.

„Rainald von Wieden," begann Hardevust, „wie wir vernommen seid Ihr der Mann, gegen den die Missethat jener gerichtet gewesen, so möget Ihr nicht Vorsprecher sein für sie; auch würden wir, wenn Ihr es wäret, Eures Zeugnisses darben, dessen wir nicht entraten können, ich darf Euch nicht zulassen."

„So will ich harren, bis Ihr mich als einen Zeugen fragen wollet," versetzte Rainald und trat zur Seite.

„Nun fordere ich von Euch, Wenzel von Hoya," rief Hardevust, „daß Ihr Eure Klage begründet."

Das that Wenzel, und er that es auf das genaueste, Gepa war ihm eine geschickte Lehrmeisterin gewesen. Von dem Zaubertrunke in Bacharach hub er an, erzählte von dem Glühen an Rainalds Hand, das trotz des Weihwassers in Lorch nicht erloschen sei, von der Johannisfeier in Bischofsheim, wo Jolinka den Schuh verloren im Feuer des heiligen Täufers, von der

Tänzerin im Heerlager von Cerro, die einen Brief von der Zauberin getragen, gegen den Rainald sich gewehrt und den er dann doch erhalten habe. Auch von den Vorgängen in Palermo sprach Wenzel, knüpfte etliche Vermutungen daran und endete mit seinen Wahrnehmungen in Genua. Sorglich hatte sich Wenzel seine Kenntnisse gesammelt und zurechtgelegt, am Schlusse seines Vortrags legte er die Locke auf die Schranke vor dem Richter nieder. „Hier ist der handgreifliche Beweis der That,“ sagte er, „nun sollt ihr Schöffen wohl bedenken, daß Rainald von Wieden damals jenes Weib von sich gestoßen hatte, weil sie ihm die Treue gebrochen und die Buhldirne des Königs Wilhelm von Sizilien geworden war, sie wollte ihn wieder gewinnen, und als nichts anderes verfing, begann sie ihr Hexenwerk. Das wirkte, denn heiß — ich merkte das wohl — brannte wieder die Liebe zu ihr in Rainald, er wollte sie nicht verlassen, und erst nachdem ich ihm inständigst zugeredet, auch oft und heimlich das Zeichen des Kreuzes über seinem Kopfe geschlagen hatte, folgte er mir; vor unsrer Fahrt wollten wir Jolinka in ein Kloster bringen, damit sie in Sicherheit sei und Buße thue, aber mit Hohnlachen wies sie den guten Willen zurück, sie hatte eine Scheu vor dem Heiligen, wie sie alle diejenigen haben, die sich dem Teufel zu eigen gegeben.“

Er schwieg, von Gepa hatte er nichts erwähnt in seiner Rede, Hardevust wandte sich an Jolinka: „Was sagst du auf die Beschuldigung?“

„Es ist alles wahr, was der Kläger an Thatsachen

bekundet hat," rief sie ängstlich, „aber falsch ist Sinn und Deutung, die er meiene Handlungen gegeben; ich habe nicht gezaubert, wie hätt' ich es thun sollen, da ich nicht glaube an die Dämonen der Finsternis? Frei will ich es bekennen, hätt' ich daran geglaubt, ich hätte sie angerufen, mir zu helfen, und daß ich es unterlassen, ist nicht mein Verdienst. Fraget Herrn Rainald von Wieden, ob ich ihm nicht alles zuliebe und nichts zuleide gethan, bis auf die Untreue, die ich geübt."

Hardevust winkte Rainald zu sich. „Seid Ihr bereit, den Eid eines Zeugen zu leisten?" fragte er.

„Ich bin es!" erwiderte Rainald.

„Herr Richter," warf Wenzel ein, „habet Nachsicht mit meiner Rede, ich bitte, ihm den Eid zu versagen. Fern liegt es mir, von meinem Freunde zu glauben, er wolle die Wahrheit vergewaltigen, aber in dieser Sache möchte er des Rechtes vergessen wider Willen, denn jene hat ihm, wie meine Klage besagt, den Geist verwirrt, und der Zauber lastet augenscheinlich noch heute auf ihm. So fordere ich einen Schöffenspruch, ob es recht sei, daß der Zenge schwöre."

Mit gehässigem Blicke streifte Rainald den Freund, er wollte reden, aber Hardevust schnitt ihm das Wort ab und brachte die Frage an die Schöffen. Diese urteilten, der Zeuge solle gehört werden, aber er solle nicht schwören.

Nun begann Rainald: „Herr Richter, die Angeklagte hat zugestanden, daß der Kläger den Sachverhalt so erörtert, wie er in Wahrheit gewesen, unwahr ist

jedoch, nach den Worten der Angeklagten, was er an eigner Vermutung zugesetzt hat. Warum wollt Ihr auf unnatürliche Weise erklären, was natürlich sich zugetragen? Ich kam an den Rhein aus klösterlicher Gemeinschaft, ich war ein harmloser Gesell, ein ganz untadeliges Gotteskind, da sah mich jene in Bacharach und mochte Wohlgefallen an mir finden, wie ich an ihr, da ich sie zuerst sah, denn sie war schön von Gestalt und Antlitz, reich an Geist und Wissen. Was bedurfte es weiteren Zaubers? Wir haben uns geliebt wie andre Menschen lieben, bis die Empörung in Mainz losbrach, da habe ich mich abgewandt von ihr, denn ich glaubte sie beteiligt bei jenem gottvergessenen Rebellenwerke, auch hieß es, sie sei die Geliebte des Primas von Clugny, und ich glaubte, Anzeichen zu haben, daß dies lästerliche Geschwätz wahr sei. Unrecht that ich, als ich leichtgläubig über sie urteilte, diese Leichtgläubigkeit aber paßte mir gut, denn ich war hoffärtigen Sinnes und die Liebe Jolinkas achtete ich gering, weil ich höher hinaus wollte. Ich stieß sie von mir und mich traf das Unheil, weil ich die erste Liebe verlassen."

Er hielt inne, trocknete sich die Stirn mit einem Tuche und fuhr fort: „Wie aber hätte ich vermocht, sie zu verlassen, wenn mich ein Zaubertrunk vergiftet gehabt hätte? Ich entschlug mich aller Gedanken an jenes Weib, ich liebte eine andre, liebte sie mit reinerem, aber auch vielleicht kühlerem Herzen und wollte Jolinka nicht wiedersehen. Ich sah sie dennoch wieder, der Spielvogel, welcher ein Sekretarius des hohen Herrn

Erzbischofs war, beschwatzte mich, sie in Palermo zu besuchen, dort fand ich sie als eine Verlorene, nahm sie mit nach Genua und schied mich dort von ihr.

„Warum nahmet Ihr sie mit Euch?“ forschte Hardevust.

„Sie wollte bei ihrem Vater nicht bleiben,“ erwiderte Rainald, „der Spielvogel hatte in ihrem Beisein erzählt, daß Stabius ihre Mutter elend gemacht, auch verabscheute sie ihn ja, weil er, wie wir heute vernommen, ihr Kind getötet; ich aber hatte schwere Verpflichtung gegen sie, denn jenes Kind — war das meine.“

„War diese Verpflichtung der einzige Grund, daß Ihr des Weibes Euch annahmet?“ fragte Hardevust.

„Ich wollte sie in Sicherheit bringen,“ versetzte Rainald, „in Palermo durfte sie nicht bleiben.“

„Warum nicht?“

„Ich will es nicht sagen.“

„So vernehmet es von mir,“ schrie eine scharfe Stimme, und in die Hegung schwang sich Camillo, der Hofnarr.

Mit verstörten Mienen betrachtete Rainald den Narren, der ihm gegenüber stand. „Camillo!“ stöhnte Jolinka und verbarg ihr Gesicht, als erfülle sie der Anblick des Fremden mit Grauen.

„Ja, Camillo,“ höhnte dieser in seltsam schnarrendem Tone, indes er sich mit Augen voll Hasses an seinem Opfer weidete, „Camillo ist wieder wach geworden von dem Schwertschlage, der ihn betäubt hatte, Camillo ist gekommen, die Blutrache zu heischen für seinen Bruder, und dieser Rache soll dich keiner entziehen. Vernehmet

von mir, Herr Richter," wandte er sich an Hardevust, „was Euch der Zeuge nicht sagen will: diese hat einen Mord auf der Seele, sie erstach in Palermo meinen Bruder, Nikolaus von Aurioli, den man den Primas von Clugny nannte."

Der Erzbischof fuhr bei diesen Worten auf in starker Bewegtheit, bezwang sich jedoch und schwieg; lautlos, regungslos stand die Menge, alles harrte mit Spannung der kommenden Dinge.

„Camillo — also nennt Ihr Euch, wie ich gehört —," herrschte Hardevust den Hofnarren an, „Ihr habt den Frieden dieses Gerichts gestört durch eigenmächtiges Überspringen der hegenden Schnur und durch vorlautes Gerede, dafür sollt Ihr nachher gebührend angesehen werden. Tretet einstweilen ab und störet nicht weiter den Gang der Verhandlung; Euer Recht soll Euch werden, aber nicht jetzt."

Camillo drückte sich zur Seite, und Hardevust fuhr fort: „Lasset uns eine Klage nach der andern erwägen. Rainald von Wieden, wollt Ihr mir sagen, warum Jolinka in Palermo nicht bleiben durfte?"

„Ich brauche es jetzt nicht mehr zu verhehlen," erwiderte Rainald, „es ist wahr, sie hatte in heißem Mute und gerechter Notwehr den Primas erstochen." —

„Die Antwort genügt meiner Frage," unterbrach ihn Hardevust, „von dem Morde und seiner etwaigen Entschuldigung reden wir später; Zauber ist schlimmer denn Mord, durch diesen verdirbt der menschliche Leib, durch jenen die göttliche Seele. Saget mir, als Ihr

Jolinka wiedergesehen in Palermo, liebtet Ihr sie da mit gleicher Heftigkeit wie früher, ehe das Mißtrauen gegen sie in Euch entstanden, ehe sie Euch zu gering geworden?"

„Ja, das that ich," bekannte Rainald offen, „sie war mir nicht mehr zu gering, denn auch ich war damals im Elend, ich liebte sie, und haßte sie auch da nicht, als ich vernommen, daß sie eine Unwürdige geworden. Man hat mir gesagt, daß eine Mutter nicht aufhört, ihr Kind zu lieben, daß sie es heftiger liebt, wenn ihr das Kind schwersten Gram verursacht, so erging es mir mit jener, ich schied mich von ihr, die Gemeinschaft mit ihr stritt wider meine Ehre, ich mied ihren Anblick, ich suchte mich hinwegzutäuschen über das, was vergangen, in andrer Liebe strebte ich, jedes Erinnern an sie zu löschen, ich vermochte das wohl auf Stunden und Tage und dachte dann doch wieder an sie, die meinem Leben zum Fluche geworden durch ihre und meine Schuld."

Mit vorgebeugtem Leibe, mit fieberhafter Spannung, als dürfe ihr bei Verlust ihrer Seligkeit keines der Worte entgehen, hatte Jolinka dem Bekenntnisse gelauscht, sie schlug die Hände vor das Gesicht und rief „Rainald!" Der Gefühlsausdruck eines von Leid und Glück tief erschütterten Menschenherzens lag in dem Rufe.

Rainald riß sie empor. „Halte deine Kraft zusammen, hier geht es auf Leben und Tod," raunte er ihr ins Ohr und wandte sich dem Richter wieder zu.

„Ihr habt es gehört," rief Wenzel von Hoya, „klar liegt am Tage, was ich behauptet, wer verlangt stär-

keren Beweis? Er selbst hat es gesagt, daß sie ihm zum Fluche geworden, der Fluch stammt vom Teufel. Erbarmet euch seiner, ihr Schöffen, löset ihn von dem Fluche und sprecht das Weib schuldig."

„Rede doch nicht so unverständig in guter Meinung für mich," bat Rainald, „mir ist nicht mehr zu helfen. Wenzel, mache mein Los nicht trauriger, als es schon ist. Herr Richter," sagte er zu Hardevust, „alles, was der Kläger gesagt von dem Glühen an meiner Hand, von dem Feste in Bischofsheim, von dem Briefe der Tänzerin und dem Begebnis in Genua, alles ist so natürlich und menschlich, daß man sich Zwang anthun müßte, wollte man Übermenschliches und Unnatürliches darin befinden. Was insonders die Locke anlangt, so hat mir Jolinka früher gesagt, sie habe das Pfand als Erinnerungszeichen an sich genommen, weibliche Gemüter lieben dergleichen Zeichen, ich vermag Auffälliges nicht in der Handlung zu erblicken."

„Ich habe Euch reden lassen, wie es Euch beliebte, Rainald von Wieden," begann Hardevust; „denn obwohl Ihr mehr als Vorsprecher, denn als Zeuge hier gesprochen habt, dienen Eure Worte doch zur Klärung der Sache. Nun aber lasset alle müßigen Bemerkungen beiseit und antwortet bündig auf meine Fragen. Habet Ihr jemals an der Angeklagten eine Lust zu geheimnisvollem Wesen, eine Neigung zu irgend welchem Hexenwerk bemerkt?"

„Nein, so wahr der Himmel über uns blaut, das habe ich nicht," erwiderte Rainald, „vielmehr weiß ich

gewiß, daß sie der Dämonologie durchaus abhold sich zeigte, daß sie wenig für wahr hielt, was sie nicht mit ihren Sinnen wahrnahm."

„Habt Ihr sie als eine gute, gläubige Christin kennen gelernt?" fragte Hardevust weiter.

„Nein, ich sage die Wahrheit und lüge nicht," gestand Rainald, „als solche habe ich sie nicht kennen gelernt; leider haben wir nach dem allmächtigen Gott wenig gefragt in unsrer Liebe; Gott wolle uns das in Gnaden verzeihen und trotz unsrer Schwächen uns zur ewigen Seligkeit verhelfen!"

„Herr Richter," warf Wenzel hier ein, „frei und offen muß ich hier bekunden, daß ich mit eignen Ohren gehört habe, wie die Angeklagte nicht den einigen Gott, sondern die Götter angerufen hat, es war vor wenig Wochen, im Garten von Remiremont bei Toul, ich kann Zeugen stellen, die das bestätigen wollen."

„Oft sagt auch der Gläubige ‚bei den Göttern' und meint doch den alleinigen Gott," rief Rainald, „wenn diese aber den wahren Gott nicht erkannt hat, was möglich, weil Stabius ihr Lehrmeister gewesen, so soll man ihre Seele nicht verdammen, sondern sie belehren —"

„Rainald von Wieden," unterbrach ihn Hardevust unwirsch, „ich habe es Euch gesagt, Ihr seid nicht Vorsprecher, sondern Zeuge, schweigt bis ich Euch frage. Jolinka, antwortet ehrlich: Glaubt Ihr an den allmächtigen Gott Himmels und der Erde, an Jesum Christ, seinen Sohn, und an den heiligen Geist?"

Atemlos lauschte die Menge, Jolinka schwieg eine Weile, dann kam es hart von ihren bebenden Lippen: „Ich glaube an einen Gott, wie der Meister Stabius ihn mir verkündet hat, ob er der Eure ist, oder ob er ihm ähnlich, das weiß ich nicht.“

Da seufzte Hardevust tief und schwer, und er wandte sich an die Schöffenbank: „Begehret ihr, daß ich weiter frage?“

Die Schöffen flüsterten mit einander, dann erklärte Werner von Rode: „Wir verzichten auf weitere Befragung.“

Nun wurde Camillo berufen; er beschuldigte Jolinka des Mordes, er schilderte wahrheitsgetreu den Vorgang am Hügel der Albidia, auf dem Wege nach Porta felice. „Und daß dieses alles so geschehen, wie ich gesagt,“ schloß er, „soll mir Herr Rainald von Wieden bekunden, denn er war Zeuge der That.“

Jolinka war geständig, auch Rainald bestätigte Camillos Angaben.

„Rainald von Wieden,“ rief Hardevust, „Ihr sprachet vorhin von gerechter Notwehr, redet, wie es sich damit verhalten.“

„Der Primas von Clugny hat den Lohn empfangen, der ihm gebührte,“ antwortete Rainald, „mit verruchtem Gifte hat er unserm gnädigsten Herrn Erzbischofe nach dem Leben getrachtet —“

„Daß mein Bruder ein übler Teufel gewesen, weiß ich,“ — unterbrach ihn Camillo heftig, „aber jenem

Weibe stand das Henkeramt an ihm nicht zu; Nikolaus war nicht vogelfrei, ich verlange Sühne."

„Rainald von Wieden," sagte Hardevust, „Ihr habt meine Frage nicht recht verstanden, wissen möchte ich, was Ihr über die gerechte Notwehr, die jene geübt, bekunden wolltet."

„Wenn ich hier stehe als ein Zeuge, muß ich auch das anführen, was der Angeklagten dienlich sein und ihr zu einem glimpflichen Spruche verhelfen kann," entgegnete Rainald unmutig über die Zurechtweisung. „So wisset denn, wie schwer sich Nikolaus von Aurioli, der Bruder dieses hergelaufenen Mannes, den ich als Hofnarren in Palermo gesehen habe, an der Angeklagten versündigt hat. Als Jolinka im zarten Kindesalter stand, ließ sich der Primas mit ihrer Mutter Godila Spalding von dem Spielvogel, der damals ein in Laster versunkener Priester war, in der Kirche zu Magdeburg zusammenkuppeln, Godila folgte dem Primas, der sie nach Sizilien führen wollte, wie er ihr vorgespiegelt, ihr Kind blieb auf des Unholds Verlangen in Magdeburg zurück, und die Mutter sah sich bald betrogen und verlassen in weiter Welt; der Primas entfloh, er begann in Salzburg einen Liebeshandel mit der Nichte des Bischofs, und als Godila ihn dort auf der Straße traf, da er eben aus der Pfalz getrabt kam, als sie ihn zur Pflicht zurückrufen wollte, ritt er sie nieder, und sie starb an der Verletzung, die ihr der Huf des Rosses geschlagen."

Rainald holte tief Atem, strich sich mit der Hand

über die Stirn und fuhr fort: „Es war noch nicht genug mit der Schande, die er über diese Unglückliche gebracht, als er die Mutter beschwatzte, ihr Kind in Magdeburg zurückzulassen und ihm zu folgen, nicht genug damit, daß er Godila verließ und tötete, er verführte später die Tochter, als er sie mit Stabius nach Salerno geleitet hatte, dann verhandelte er sie an den Kanzler Majo von Bari und den König Wilhelm. Dieser Mann hat alles Elend über sie gebracht, er hat sie zu der Verlorenen gemacht, die sie heute ist.“

Wieder hielt er den fliegenden Atem an, dann sprach er weiter: „Ich ging mit ihr nach dem Hafen, in jener Nacht, als wir Palermo verließen, da trat uns der Primas entgegen, mit gezücktem Schwert wollte er auf mich losspringen, denn er haßte mich, weil ich ihn entlarvt hatte hier in der Pfalz bei dem Mordversuche auf den gnädigsten Herrn Erzbischof, und auch aus andrer Ursache. Jolinka rettete mich vor seiner Wut, in der Angst um mein Leben, im Zorn über das, was der Primas an ihr gethan, riß sie ihm den Dolch aus dem Gürtel und stach ihn nieder. Ihr Handeln war Notwehr, sie schützte ihren Nächsten vor dem ihm angesonnenen Tode. Dieses alles, was ich gesagt, dürft ihr mir glauben,“ — er reckte die Schwurfinger zum Himmel, — „bei dem allmächtigen Gott schwöre ich, daß es wahr ist, nun urteilt, ihr Schöffen, wie ihr wollt und müßt, ich habe nichts mehr zu sagen.“

Mit gewaltiger Stimme, die von Zorn und Schmerz durchdrungen und gemodelt war, hatte er gesprochen,

dann stellte er sich neben Jolinka und wartete gelassen auf die Erklärung des Richters. Statt Hardevust ergriff der Erzbischof das Wort, jeder Zug von Härte und Schroffheit war von ihm gewichen, mit mildem Tone rief er: „Wer will hier urteilen über jenes Weib, durch welches die allmächtige Gerechtigkeit sich als untrüglich erwiesen hat? Wer will das Werkzeug richten, durch welches Gott selbst sichtbarlich gerichtet hat? Urteilt, ihr Schöffen, über die Zauberin, richtet über die Ketzerin, aber laßt den Mord aus dem Spiele, denn gegen eine That der Vergeltung, die so gerecht war wie diese, soll sich der Arm menschlichen Gesetzes nicht erheben. Kraft Königlicher Vollmacht spreche ich die Angeklagte los von der Klage Camillos von Aurioli."

Dumpf begann es zu gären in der Menge der Umstehenden, man billigte die Worte des Erzbischofs, und hier und da wurden vereinzelte Rufe des Beifalls laut. Mit scheelem Blicke hatte Camillo die Rede des Kanzlers vernommen, ohnmächtiger Grimm ergriff ihn, er schien sich selbst und die ihm drohende Gefahr vergessen zu haben in heilloser Wut; unsicher nestelte seine Hand hinter dem Brustlatze seines Oberkleides. „Man versagt mir mein Recht," schrie er heiser, „man versagt mir mein Recht, ich kann es nicht ändern, — die Blutrache, — mein Schwur — Himmel und Hölle, so nehme ich, was mir geweigert."

Wie ein Unsinniger sprang er auf Jolinka zu mit gezücktem Dolche, aber schnell hatte ihn Reinald am Handgelenke gefaßt, er entriß ihm das gehobene Messer

mit heftigem Ruck, schleuderte es von sich und stieß den Angreifer mit so ungestümer Kraft zurück, daß er taumelnd niederschlug auf den Rasen.

Und nunmehr hielt die gärende Volksmasse nicht länger an sich, ein wildes Frohlocken erscholl, ein rauschendes Jauchzen des Beifalls; rasch nahten sich die Knechte des Fronboten, fesselten den Welschen, der aufgesprungen war und wie ein Irrsinniger um sich glotzte, sie führten ihn hinaus aus dem Ringe, die Büttel suchten die Menge zu beschwichtigen, eine geraume Weile währte es jedoch, bis die allgemeine Erregtheit einigermaßen sich gelegt hatte.

Sorgend sah der Erzbischof auf den unruhigen, vielgliedrig sich bewegenden Haufen, schwer mochte es ihm im Sinne liegen, ob er den Gnadenakt nicht zur unrechten Zeit und am unrechten Orte geübt, ob er die Schöffen nicht beirrt habe durch vorschnelles Handeln. Er erhob sich vom Sitze, streckte die Arme aus gegen die Menge und rief mit dröhnender Stimme: „Ihr Bürger der Stadt, es wäre das erste Mal seit langer Zeit, daß man im heiligen Köln den Frieden des Königsbannes gestört; haltet Ruhe, oder ich schließe und vertage dies Gericht euch zu ewiger Schmach und Schande."

Da wurde es wieder still im Kreise, alles duckte sich in Gehorsam; trotz des Getümmels hatte man soviel Scheu und Besonnenheit vorwalten lassen, daß die rote Schnur unverletzt geblieben war und die Verhandlung ungesäumt fortgesetzt werden konnte.

„Höret mich an, Bürger von Köln," sprach der

Erzbischof weiter, „ihr wisset, daß keinerlei Parteinahme der Horchenden laut werden soll vor Gericht. Was soll der verabscheuungswürdige Jubel? Voreilig handelt ihr, wenn ihr für dieses Weib Partei ergreift, denn wenn es auch der einen Klage ledig, ist es doch noch belastet mit der andern, schwereren. Zweifelhaft ist mir, ob sich die Parteigänger nicht hinterdrein schämen müßten ob der freigebig gespendeten Gunst, darum rate ich, wartet den Schöffenspruch ab, dann jubelt oder klagt, mir soll beides gleichwertig sein. Eberhard Hardevust thut was Eures Amtes ist!"

Hardevust nahm die Verhandlung wieder auf. „Die Schöffen haben verzichtet auf weitere Befragung," begann er, „so heische ich jetzo den Spruch. Wäget die Frage, ihr Schöffen, prüfet sie dreimal vierzig und dreimal, wie das Gesetz es erfordert, und dann gebt die Antwort. Ist Jolinka, die Tochter der Godila Spalding, schuldig, bösen Zauber geübt zu haben an Herrn Rainald von Wieden als eine von gottverfluchter Irrlehre verwirrte Ketzerin?"

Mit klarer, leidenschaftsloser Stimme hatte er die Frage gestellt, dann lehnte er sich zurück in seinen Stuhl; die Schöffen traten ab zum Gespräche, nicht lange währte es, da kamen sie zurück, im Namen aller bejahte Werner von Rode die Schuldfrage. Keinerlei Beifall oder Mißbilligung wurde laut im Kreise. Hardevust richtete das Schwert steil in die Höhe, stemmte den Knauf mit nerviger Faust gegen die Schranke und rief Jolinka vor sich.

„Sie haben dich schuldig erkannt auf der Schöffenbank," rief er im tiefernsten Tone, „schuldig, daß du bösen Zauber geübt habest an Herrn Rainald von Wieden als eine von gottverfluchter Irrlehre verwirrte Ketzerin! Vernimm, was im Rechte geschrieben stehet: Welcher Christ, Mann oder Weib, ungläubig ist, oder mit Zauberei umgehet, den soll man auf den Scheitern brennen[75]). Du hast die Strafe verwirkt und so stoße ich dich denn weg von dieser Stelle in des Nachrichters Hand, damit das Feuer die sündige Seele scheide von dem sündigen Leibe, dir zur Läuterung und den Menschen zur Warnung!"

Jolinka war bleich geworden bis in die Lippen bei diesen Worten, aber sie jammerte nicht; ruhig folgte sie dem Fronboten, und als sie an Rainald vorüber schritt, reichte sie ihm die Hand und flüsterte: „Ich danke dir für deine gute Meinung und deinen guten Willen." Er folgte ihr gesenkten Hauptes. Ganz still blieben die Umstehenden, jeder hatte eine fromme Scheu vor dem Spruche der Schöffen und des Richters, jeder hielt das Urteil für recht, ohne daran zu klügeln.

Jetzt waren noch einige geringfügige Sachen zu schlichten, deren Verhandlung der Erzbischof nicht beiwohnen wollte; er grüßte nach allen Seiten und schritt geleitet von den Heilrufen des Volkes dem Hauptthore zu. Dort sah er Rainald, der mit Wenzel von Hoya in eifrig geführter Unterredung an einem Pfeiler stand. Er winkte ihn zu sich und ging die Straße mit ihm hinauf.

„Rainald,“ sagte er kühl, „nach dem, was soeben sich begeben, wäre es, denke ich, besser, du verließest einstweilen die Pfalz und suchtest dir ein anderweitig Unterkommen außerhalb Kölns.“

„Ich will es,“ erwiderte Rainald; „ich wäre gegangen, hättet Ihr es mir auch nicht geraten, Herr,“ fuhr er fort, „schwer lastet auf mir Gottes gewaltige Hand, ich beuge mich unter das Joch, aber ich grolle nicht unter der Last. Zürnt mir nicht, Herr —“

„Ich zürne dir nicht,“ beruhigte ihn der Bischof, „was soll ich dich schelten, da du ohnehin genugsam bescholten bist und vollauf deine Fehle gesühnt hast, Gepa muß und wird sich finden in alles, finde auch du dich zurecht in dem Wirrsal, sei still und getrost, es kommen bessere Zeiten, vertraue auf Gott!“

„Zürnet mir nicht,“ bat Rainald von neuem, „daß ich für die Angeklagte offen geredet habe, — ich konnte nicht anders.“

„Wenn es dich aufrichtet, wenn es dir ein Balsam ist,“ sagte der Kirchenfürst, „so magst du wissen, daß ich, dein Pate, an deiner Stelle gehandelt hätte wie du; hättest du geschwiegen, wo das Herz dich trieb zu reden, so würdest du fürderhin Ruhe nicht finden; denn nur wenn wir als gute Haushalter in allen Dingen alles gethan haben, was wir zu thun schuldig waren, wenn wir aufrichtig gestrebt haben, unsre Fehle zu begleichen, erlangen wir die Ruhe für unsre Seelen.“

„Gott segne Euch die Vertröstung, die Ihr dem Mühseligen spendet,“ versetzte Rainald und griff nach

der Hand seines hohen Begleiters. „Er vergelte Euch jegliches Gute, daß Ihr mir erwiesen in Milde und Strenge, er sei mit Euch und mit mir. Lebt wohl, mich seht Ihr nicht wieder.“

„Nicht also, Rainald,“ sprach der Bischof bewegt, „wir sehen uns wieder; — wenn du den Frieden gefunden, und du wirst ihn finden, dann kehre zurück zu mir, und ich will dich empfangen an gastlicher Schwelle, ich will des Wortes gedenken, daß ich in Mailand dir gegeben, es soll mir eine Freude sein, dir Gutes zu erweisen. Bis dahin leb wohl!“

Sie waren am Thore der Pfalz angekommen, der Bischof schritt hindurch, wandte aber an der Treppe, die zu seinen Gemächern führte, sich nochmals Rainald zu. „Wenn du früher oder später nach Corvey kommst,“ sagte er, „so grüße mir den Abt Wibald und erzähle ihm von den heiligen drei Königen.“

„Wenn ich ihn sehe, will ich die Botschaft ausrichten,“ antwortete Rainald, dann faßte er zaghaft den Mantel seines Paten; „Herr,“ flüsterte er zögernd, „saget mir eins, gibt es keine Gnade mehr für Jolinka?“

Mit traurigem Lächeln sah der Bischof ihn eine Weile an, dann schob er den Mantel zusammen. „Ich weiß es nicht,“ erwiderte er kurz, „frage Gepa, ob sie es weiß!“ und mit eiligen Schritten stieg er die Stufen empor.

XVI.

Am Judenfriedhofe.

In der Hacht,[76]) einem Gefängnisse unweit der Pfalz, hatte man Stabius und Jolinka untergebracht, nachdem das Urteil gegen sie ergangen war; vom Beginne ihrer Gefangenschaft an hatte man sie von einander getrennt gehalten, auch jetzt wurden sie abgesondert verwahrt in der furchtbaren Einsamkeit, umschlossen von ellendicken Mauern. Neben ihnen saßen noch manche hinter den Stabgittern der Luken, in feuchter, dumpfiger Luft, auf raspelnder Streu, geschieden von Wind und Sonne, saßen und harrten der Stunde, die sie lösen sollte von der Lust und dem Jammer des Lebens, auf das sie kein Recht mehr hatten wegen schreiender Missethat; denn alle, die hier eingeschlossen waren, trugen ihren Odem nur noch auf kurze Frist von dem Blutrichter zu Lehen.

Am dritten Tage nach der Verkündung des Urteils sollte der Rechtsspruch an dem Meister Stabius und an Jolinka vollstreckt werden; am Spätnachmittage vor der Vollstreckung schritt Reinald von Wieden nach der Hacht. Verstört sah er aus, die Leute auf der Straße, an denen er vorüberging, blieben stehen, stießen bedeutsam einander

an, wiesen mit dem Daumen über die Achsel und flüsterten geheimnisvoll, als sie gewahrten, welchen Weg er nahm; ihn störte das nicht, mit niederhangendem Haupte, in Sinnen verloren, eilte er seinem Ziele zu. Auf dem Flur des düsteren Gebäudes saß Kaspar Kehlstecker, der oberste Büttel und Schließer des Rats, ein vierschrötiger Mann mit plumpem Kopfe, kleinen Augen und aufgeworfenen Lippen; ehrerbietig stand er vor Rainald auf, zog sein Käpplein von dem blanken Scheitel und fragte nach dem Begehren des seltenen Besuchs.

„Kaspar,“ sagte Rainald, „du weißt, der hochwürdige Erzbischof ist mein Pate und Gönner, so weißt du auch, daß ich alles zu verantworten vermag, was ich von dir verlange.“

„Alles nicht, aber viel,“ versetzte der Mann. „Saget, was Ihr wollt, so kann ich Euch sagen, ob ich Euern Willen thun kann.“

„Alle Sorgen wegen der Pflichtwidrigkeit nehm' ich auf mich,“ erklärte Rainald, „aber deine Mühewaltung erwarte ich nicht umsonst.“

Er schob ein ansehnliches Goldstück in die schwielige Hand des Schließers, dieser betastete es flüchtig, trotz der Schwielen hatte er ein feines Gefühl in den Fingerspitzen für Gestalt und Wert der Münzen, und er schmunzelte zufrieden.

„Was soll ich thun?“ fragte er.

„Ihr habt jene Zauberin Jolinka, die morgen brennen soll, hier in Verwahrsam,“ sagte Rainald, „führet mich zu ihr, ich muß mit ihr reden.“

„Es geht nicht an, ich darf es nicht," wehrte Kaspar ab. „Ihr wisset selbst, Herr, daß ohne des Rates Verstattung keiner die Gefangenen hier sprechen soll außer den Priestern, und diese hat Jolinka zurückgewiesen. Ihr aber wäret der letzte, dem ich den Zugang gewährte," versicherte er mit schlauem Augenblinzeln. „Ihr habt Euch gestern der Dirne angenommen, ich besorge, Ihr möchtet sie fortschaffen mit List oder Gewalt, oder Ihr möchtet sie töten, und ich verlöre Dienst und Ehre, wenn Ihr es thätet."

„So schwöre ich dir bei allen Heiligen, daß ich sie nicht wegführen, noch töten will," rief Rainald und hob die Hand; „sei kein Thor, Kaspar, und öffne mir die Zelle." Er langte ein Goldstück hervor. „Sieh, dies will ich dir geben, nachdem du gethan, was ich begehre."

Der Alte schob das Käpplein in die Stirn und kratzte sich hinter dem Ohre, dann überwand er sein Bedenken, griff nach einem Schlüsselbunde, verriegelte den Haupteingang des Hauses, setzte eine Lampe in Brand und sagte: „Kommt mit."

Die Männer schritten durch einen langen, engen Gang, fast am Ende desselben erschloß Kaspar eine schwere Pforte, Rainald nahm die Lampe. „Schließe die Thür hinter mir," gebot er, „zu deiner Sicherheit und zu meinem Frieden, denn ich will ohne Zeugen mit dem Weibe reden. Öffne erst dann wieder, wenn ich klopfe."

Er trat mit dem Lichte in den Kerker und der Schließer that, wie ihm geheißen.

Jolinka saß auf dem Rande des strohbedeckten Schragens in einem schlechten Mantel, sie war aufgefahren aus dem Schlafe bei dem Rasseln der Schlüssel, nun rieb sie sich die Augen, die der ungewohnte Lichtschein verletzte, sie erkannte Rainald nicht.

„Ist es Zeit? soll ich kommen?“ fragte sie hastig. „Ich habe nicht gedacht, daß es schon Morgen, hier ist es immer Nacht.“

Rainald schauderte, eisiges Entsetzen faßte ihn an in der feuchten, grabesdunstigen Luft, dem unglücklichen Wesen auf dem Schragen gegenüber. Er stellte die Lampe auf den Boden. „Ich bin es, Jolinka!“ sagte er leise.

Sie horchte auf bei dem Laute. „Ja, du bist es, ich kenne dich wohl,“ murmelte sie, „nein, du bist es nicht, es ist das Fieber, das mir solche Gesichte vorspiegelt.“

Mit furchtbarem Grauen, niedergedrückt von unsäglichem Gram setzte Rainald sich zu ihr und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Jolinka, besinne dich,“ rief er mit gedämpfter Stimme, „ich bin es, Rainald, der dich lieb gehabt hat, mehr, als er selbst es oftmals gewußt hat.“

Zaghaft glitten ihre Finger durch sein Haar, sie drehte sein Gesicht dem Lichte zu, der wirre Nebel zerriß vor ihren Augen, ein wilder Schrei kam von ihren Lippen, hastig schob sie ihren Mantel zurück, und wie zwei Schlangen legten sich ihre weichen Arme um den Hals Rainalds.

„Du bist es wirklich, das ist kein Truggesicht," frohlockte sie, „du kommst, mich zu holen an die glühende Sonne, — hohe Zeit war es, daß du kamst, es ist so schaurig kalt hier unter der Erde, ah," — ihre Zähne schlugen leicht zusammen, — „so kalt, und an deinem Herzen ist es so warm," — sie schmiegte sich fest an ihn, — „weil du mich so lieb hast."

Er wandte sich ab, er wollte reden und konnte kein Wort hervorbringen.

„Du hast mich immer so lieb gehabt und das mußtest du auch, Rainald," plauderte sie weiter, kindlich und innig, „einen, einen einzigen mußt ich ja finden, der mich wirklich liebte, — sei nicht so stumm, Rainald, mir ist so bange, wenn du schweigst, — aber wenn du mich auch viel geliebt hast, ich habe dich doch wohl um ein weniges mehr geliebt, trotz allem — trotz allem —"

Sie saß eine Weile und starrte vor sich hin, dann schrak sie zusammen. „Laß uns gehen," bat sie, „wir müssen fort, wir versäumen das Glück, — wenn es uns sucht und nicht findet, läuft es andern zu."

Unsicher stierte er sie an, er legte die Hand auf ihre brennende Stirn. „Jolinka," rief er gepreßt, „deine Stirn ist heiß, du redest wie im Traume."

„Ja, wie im Traume," versetzte sie ruhig, tauchte die Hand in den Wasserkrug neben dem Schragen und netzte sich das Gesicht. „Ich bin ganz klar in meinem Kopfe, aber bisweilen schießen wirre Gedanken hindurch," fuhr sie fort, „wir sitzen hier im Kerker, und morgen wollen sie mich auf die Scheitern stoßen, — oder ist

es schon Morgen," fragte sie, „ist es Tag oder Nacht draußen?"

„Es ist noch Tag, doch der Abend dämmert herein," belehrte er sie, „halte deine Sinne hübsch beisammen, Jolinka, ich habe noch Wichtiges mit dir zu reden; ich bin nicht hierher gekommen, dich zu holen —"

„Dann bleibe ich hier," unterbrach sie ihn freundlich, „ich bleibe hier gern, wenn du es willst, — wenn du es willst, ist es am besten für mich. Und doch — sie werden mich hier nicht lassen, ich fürchte mich vor den Flammen, das Feuer ist breit und hoch, wir können nicht hinüberspringen wie über das Johannisfeuer, und fällt mir mein Schuh in die Kohlen, — dann bin ich ganz verloren."

„Du bist nicht verloren, — noch nicht," brachte er mühsam hervor, oben in seiner Brust unter dem Halse saß ein beengendes, zuckendes, unbestimmbares Etwas, das ihm die Kehle schnürte und doch wieder ihn zwang, aufzuschreien. „Du darfst noch nicht verzagen, du mußt verständig mich anhören, die Einsamkeit und die schwere Luft hier haben dich verwirrt," er zog eine breite, flachgeformte Flasche hervor, „trinke von diesem Weine, den ich für dich mitgebracht, dann kehrt das klare Bewußtsein dir vielleicht wieder."

Er bot ihr die Flasche und ihre lechzenden Lippen sogen begierig die stärkende Flüssigkeit. „Das rinnt durch die Adern wie Feuer," sagte sie und schüttelte sich, „Feuer, heute zu wenig und morgen zu viel, oder ist es

schon Morgen," fragte sie weiter, „ist es Tag oder Nacht draußen?"

„Ich habe es dir vorhin schon gesagt," entgegnete er unmutig, kummervoll, „der Abend bricht an, ängstige dich nicht zu sehr um das, was morgen geschehen soll, Jolinka; ich hoffe, man läßt dir noch Gnade widerfahren."

„Das große Gnadenjahr bricht an," rief sie munter, „alle unschuldigen Kindlein sollen sich freuen und fröhlich sein, Palmen sollen sie tragen in ihren kleinen Händen und singen und spielen in ihren kleinen Herzen, nur unser Kind, Rainald, hat keine Palme, das singt und spielt nicht, das ist stumm geworden in den Armen des Meisters."

Kaltes Grausen durchschauerte ihn bei dem hohlen Tone, mit dem sie das sagte, seine Zeit war gemessen, schon pochte der Schließer draußen ungeduldig an die Thür, Rainald nahm sich zusammen. „Ich habe den Erzbischof gefragt, ob es noch Gnade gäbe für dich," redete er eindringlich, „da hat er mich an Gepa verwiesen, ich will zu ihr gehen und sie für dich bitten."

Als wäre bei dem Namen Gepa alle Besonnenheit ihr zurückgekehrt, veränderten sich plötzlich ihre traumschweren Züge zu verständnisvollem Aussehen. Sie sprang auf und warf die Flasche, die sie noch in der Hand hielt, mit Heftigkeit gegen die Steinmauer, daß sie klirrend zerbrach. „Gepa," schrie sie, „ich will keine Gnade von ihr, und sollte ich hinunterfahren in die Verdammnis, sie soll mich nicht retten. Hörst du es

wohl, Rainald? Ich will kein Gnadengeschenk von dieser!“

Auch der Weintrunk mochte inzwischen belebend und klärend auf ihre Sinnesthätigkeit eingewirkt haben, sie gewann die ruhige Fassung und Überlegung wieder. „Rainald,“ fuhr sie fort, „gestern vor dem Gerichte habe ich wiederum erkannt, daß deine Liebe zu mir eine wahre und treue ist, du sollst mir heute einen Dienst erweisen, wie er schwerer und größer von der Liebe nicht gefordert werden kann. Du trägst ein Schwert, Rainald, rette mich vor dem schrecklichen Feuer, töte mich hier, da du mich nicht anders retten kannst, gern sterbe ich von deiner Hand.“

Sie kniete an ihm nieder, streckte die Hände mit flehender Gebärde zu ihm empor und bat unablässig: „Rette mich vor dem schmachvollen Feuer und töte mich!“

Er beugte sich zu ihr: „Ich kann es nicht, du darfst das nicht von mir fordern, es ist zu viel, es geht über meine Kraft! Aus dem Kerker darf ich dich auch nicht befreien, ich habe geschworen, es nicht zu thun, aber noch ist andere Rettung möglich, höre mich an, höre mich an, Jolinka, was du thun sollst. Morgen, wenn sie dich hinausgeführt haben an den Judenfriedhof zum Richtplatze, dann sei nur ganz getrost und spähe aus nach mir, du wirst mich leicht finden, neben einem weißen Pferde will ich stehen, das halte wohl im Auge; in deiner Nähe will ich sein, und wenn du siehst, daß ich im Sattel sitze und winke, dann springe zu mir, ich hebe dich rasch auf und über den Judenacker sprengen

wir davon; die That rettet uns vielleicht und rettet sie uns nicht, sterben wir zusammen. Hast du das alles wohl verstanden?"

Er schärfte ihr nochmals ein, worauf sie achten solle, und sie nickte zu seinen Worten, sie umhalste ihn und versprach, genau zu befolgen, was er ihr gesagt.

„Vor allem mußt du stark und beherzt sein morgen," riet er, „dann gelingt das Werk; laß dich nichts schrecken, wenn es auch noch so grauenvoll wäre, denke immer an mich und spähe nach mir aus; leg dich jetzt nieder und schlafe, leg dich dort neben die Stelle, Jolinka, wo der Wein vergossen ist, er hat einen starken Duft und mag dich auch mit diesem kräftigen, besser wär es, du hättest ihn allmählich getrunken, nun haben wir keinen andern und so mußt du dich mit dem Dunste behelfen. Gott mag uns schützen bei unserm Beginnen, sei unverzagt und nun leb wohl."

Er pochte an die Thür und griff nach der Lampe; der Pförtner drehte den Schlüssel. Die Angst kam wieder über sie, sie klammerte sich an Rainald. „Bleib bei mir," bat sie, „bleib bei mir bis morgen, oder nimm mich mit, ich kann es nicht aushalten hier," kreischte sie, „ich will an die Luft."

„Du mußt es aushalten," wehrte er hart, „andere Rettung gibt es nicht, sei stark und beherzt, denke an das, was ich dir gesagt habe."

Er stieß sie sanft zurück, schob sich durch die schmale Thüröffnung, drückte die Pforte hinter sich ins Schloß und ging mit Kaspar, der ungehalten war über sein

langes Verweilen, in den Vorraum des Hauses zurück. Zum Tode erschöpft sank er dort auf eine Bank an dem Eingange des Gebäudes, Kaspar setzte sich neben ihn und murrte über den ausgedehnten Besuch.

„Hier hast du das Goldstück, du hast es schnell genug verdient, ich mag das Brummen nicht leiden,“ schalt Rainald, „könntest noch mehr verdienen, wenn du nicht ein so alberner Tropf wärest.“

Er nahm fünf weitere blanke Goldstücke und ließ sie spielend durch die Hand gleiten, des Geldes hatte er heute genug, denn er hatte die Armspange verkauft, die ihm der Kaiser geschenkt, und schwer hing ihm der Geldgurt um den Leib unter dem Oberkleide.

Gierig beäugelte Kaspar Kehlstecker die blinkenden Stücke. „Unsereiner hat einen schweren Dienst,“ bemerkte er mit knurrender Stimme, strich mit der Hand über den breiten Mund und schnippte mit den Fingern, „der Lohn ist knapp und wohl bedarf man am Abend der Stärkung beim Kruge; wenn Ihr mir aber auch hundert solcher runden Dinger bötet, aus dieser Thür laß ich keinen entwischen, denn ich habe Weib und Kind, mein Amt ist mir lieber als viel Geld auf einmal, das sich doch bald verzehrt, weil unsereiner damit nicht umgehen kann.“

„Du bist ein kluger Mann,“ lobte Rainald, „ich bin nicht so närrisch, was Unrechtes von dir zu verlangen, mein Sinn steht auf andere Leistung.“

„Sagen könnt Ihr ja dreist, was Ihr wünschet,“ ermunterte Kaspar, „ob es mir paßt, ist meine Sache.“

„Man läßt doch morgen die Verurteilten auf einem Karren nach dem Richtplatze fahren?“ fragte Rainald. Kaspar nickte.

„Und du reitest nebenher?“ Kaspar nickte wieder mit großer Spannung.

„So reite morgen meinen Schimmel statt deines Kleppers,“ bat Rainald, „laß das Pferd heute abend aus der Herberge in der Rheingasse abholen, mir soll es auf diese zwei Byzantiner nicht ankommen, wenn du den Wunsch mir erfüllen willst.“

„Gebt her,“ forderte Kaspar, „es soll geschehen, ich bin zufrieden mit dem Handel.“

„Nur fein sachte,“ steuerte Rainald und spielte nachlässig weiter mit dem Golde, „ich habe noch mehr Wünsche, die ich dem lohnen will, der sie erfüllt; entweder ganz oder gar nicht bekommst du dies Sümmlein, denn wenn du eins weigerst, mag mir das andere nicht nutzen.“

„Nur heraus damit,“ lachte der Büttel, „sagt, was Ihr wollt, nur sagt mir nicht, warum Ihr es wollt, des Gewissens wegen.“

„Du mußt den Schimmel ganz dicht an den Holzstoß bringen und mußt dulden, daß ich mich neben das Pferd stelle, ich will ganz schlichte Kleider tragen, damit ich niemand auffalle,“ erklärte ihm Rainald gelassen; „dann mußt du sorgen, daß jene, die ich eben besucht habe, auf der Seite, wo ich halte, zu stehen kommt. Wieviel Missethäter werden morgen gerichtet?“

„Acht, Herr, übele Teufel, Ketzer und sonstiges Unkraut!“

„Dann hast du leichtere Mühe, jenes Weib mir nahe zu bringen, denn die acht werden ein solch Gezeter und Spektakulum vollführen, daß deine Gesellen große Last mit ihnen haben und sich um die Dirne, wenn sie sich ruhig benimmt, nicht sonderlich kümmern werden.“

„In dem, was Ihr fordert, seh ich nichts Unrechtes,“ schnurrte Kaspar mit scheinheiliger Miene, „ist das Weib auf den Scheitern, so ist es aus meiner Hand heraus, was dann geschieht, kümmert mich nicht; mein Verstand ist einigermaßen stumpf, ein anderer möchte vielleicht eine böse Tücke wittern in Euerm Begehren, mir scheint es ganz unverfänglich.“

„Werden die Missethäter an die Pfähle gebunden?“

„Freilich, aber es gibt feste und mürbe, brüchige Stricke, ich will die, von der wir reden, selbst binden,“ sagte Kaspar mit listigem Augenblinzeln.

„Wohl,“ nickte Rainald, „thu das, und raune der Gebundenen zu, daß der Strick brüchig. Nun noch eins. Das Weib ist sehr erschöpft, für dies Geldstück kaufe einen Becher Wein und behalte den Überschuß. Den Becher setze der Zauberin in die Zelle, damit sie nicht von den Beinen kommt. Bist du bereit, alles, was ich dir geboten, getreulich zu erfüllen?“

„Hier ist meine Hand, ich bin es,“ versicherte Kaspar, „gebt das Geld her.“

Rainald gab es ihm. „Das magst du wissen,“ drohte er dabei, „spielst du ein treuloses Spiel, so bist

du schon morgen ein gefangener Mann und deines Dienstes ledig, denn alsdann trete ich, ohne die eigne Gefahr zu achten, vor den Rat und verklage dich, daß du eine bestechliche Kreatur bist und mich für Geld zu der Gefangenen geführt hast. Wer in kleinen Dingen untreu, ist es auch in großen."

„Seid unbesorgt, ich halte mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann, Ihr sollt zufrieden sein!" prahlte der Scherge, und Rainald vertraute den Versicherungen und ging fort.

Jenen letzten Schritt der Verzweiflung wollte er erst dann thun, wenn jede andere Hoffnung geschwunden, noch hoffte er auf Gnade durch Gepas Fürbitte; wenn sie, die am schwersten von Jolinka beleidigt war, auf den Bruder einwirkte, dann gab es noch eine Rettung für die Unglückliche, das hatte er gedeutet aus den Worten des Erzbischofs und er eilte jetzt in die Pfalz, die er am Abend zuvor verlassen, er wollte Gepa sprechen. Bitter war ihm dieser Gang, für sich hoffte er nicht auf eine Sinnesänderung Gepas, ihre Huld schien ihm heute auch nicht mehr begehrenswert, und er verargte ihr nicht, daß sie nach dem, was geschehen, sich von ihm abgewandt hatte; eins aber verargte er ihr, daß sie gearbeitet hatte an Jolinkas Verderben, daß sie in gekränkter Liebe und verletztem Stolze mit Wenzel die Klage vorbereitet hatte, und in dieser Stunde zumal, wo er die Gefangene mit unsäglichem Herzweh verlassen hatte, regten sich in ihm Unmut und Groll; dennoch wollte er sich Gepa nahen als ein demütig Bittender,

er hatte kein Recht zu fordern, er hatte nur Gnade zu suchen, er war ein Bettler geworden, und dem Bettler geziemt Demut.

Vor den Frauengemächern traf er Richilde, sie sah ihn traurig an und fragte nach seinem Begehren.

„Sage deiner Herrin, ich müsse sie sprechen,“ bat er.

Sie schlüpfte durch die Thür und kehrte bald wieder. „Meine Herrin läßt Euch wissen, es sei heute nicht an der Zeit, daß sie Euch sehen wolle, Ihr möchtet in einigen Tagen wiederkommen,“ meldete sie.

„So thu ihr kund,“ gebot er, „ich käme nicht wieder, morgen müsse ich fort auf Nimmerwiederkehr, denn die Welt sei mir leid geworden und ich sei hier, um den letzten Abschied zu nehmen.“

Richilde ging, und als sie die Botschaft ausgerichtet, flüsterte sie: „Meine Herrin ist bereit, Euch zu empfangen.“

Er trat ein. Da stand Gepa in dem Gemache, das ein verschwimmendes Abendrot mit matten Lichtern hinter ziehendem Gewölk flüchtig streifte. Gepa, sie war es, aber die frühere war sie nicht. Die blühende Farbe war aus dem Antlitz gewichen, starr waren die Züge, der Kummer hatte an ihnen gearbeitet, müde hingen die Lider über den verschleierten Augen, alle Weichheit war diesen Mienen fern, die von ernstem Sinnen und harter Entschlossenheit zeugten.

Gramvoll stierte Rainald sie an, und wie einst im Garten von Remiremont kam über seine Lippen das einzige Wort „Gepa!“ Er konnte nicht weiter reden, vergeblich kämpfte der starke Mann gegen die Thränen.

„Du willst Abschied von mir nehmen," begann sie und reichte ihm die Hand, „so geh in Frieden, ich verzeihe dir, ich habe es dir schon gesagt, wer will dich verdammen, daß du unterlegen bist im Kampfe mit dem Geiste der Finsternis!"

Gewaltsam drängte Rainald das Bild aus dem Kerker sich vor die Seele, er mußte seiner Aufgabe sich vollbewußt bleiben im Widerstreite der Empfindungen.

„Ich danke dir, Gepa," versetzte er nach einer kurzen Weile der Sammlung und Überlegung, „wertvoll ist mir das versöhnliche Wort, aber unwert wird es mir, wenn ich es hinnehmen soll auf Kosten einer andern. Unwillig erträgt es ein Mann, wenn einer seiner Genossen, unwilliger noch, wenn ein schwaches Weib für ihn leiden soll, und mir, Gepa, mir drückt es das Herz ab, ich seufze unter diesem Fluche, er richtet mich zu Grunde."

Sie hatte gespannt aufgehorcht bei seinen Worten. „Hier leidet keine Unschuldige, sondern eine Schuldige wohlverdiente Strafe," entgegnete sie, „wie magst du den Spruch Rechtens schelten, da ihn die Angeklagten selbst nicht gescholten haben?"

„Ich verkenne das nicht," versicherte er finster, „sie ist mit Fug verurteilt, weil ihr die wahre christliche Gotteserkenntnis mangelt, und doch, sagt es dein Gewissen dir nicht, Gepa, daß man dieses jugendliche Weib nicht so hart verdammt haben würde, wenn nicht auch andere Klage gegen sie erhoben wäre? Man hätte ihre Seele zu retten versucht, man hätte die Blinde auf den

Weg geleitet, den sie nicht kennt, denn besser und Gott wohlgefälliger ist es, eine Seele zu erretten, als sie im Feuer zu dämpfen. Nun aber ist sie auch gebrandmarkt als fluchbeladene Zauberin, nun erscheint sie den Menschen gefährlich, nun gibt es keine Rettung mehr für sie, und dennoch glaube ich, wenn du dich ihrer erbarmtest, so erbarmte sich ihrer auch dein Bruder."

Mit kaltem Staunen sah sie ihn an und feindselig klangen ihre Worte: „Nimmermehr soll ein Wort zu ihren Gunsten über diese meine Lippen gehen, und mein Gewissen wird mich nicht quälen ob des mitleidlosen Schweigens. Dir aber müßte ich zürnen, weil du dem Weibe zu lieb redest, das uns den Segen des Himmels und die Freude der Welt täuschend hinweggenommen mit seiner verbuhlten Kunst. Du hast es gewußt, daß Wenzel in meinem Sinne handelte vor dem Richter, und du hast dich nicht gescheut, die verfahrene Dirne zu verteidigen vor versammeltem Volke, und heute stehst du hier vor mir und erhebst wiederum das Wort für sie."

Mit steigender Heftigkeit hatte sie geredet, nun trat sie näher an ihn heran, erfaßte seine Hand mit bebenden Fingern und ihr Ton wurde milder:

„Ich müßte dir zürnen und kann es doch nicht, denn deine Sinne sind verwirrt, die unholde Teufelin hält den Geist dir gefangen mit böser Gewalt, die nicht von dieser Erde stammt; das läßt mich die Kränkung verzeihen, und so sage ich dir nochmals, geh in Frieden, laß dem Rechte den Lauf und bitte nicht um eine Gnade, die wider göttliche und menschliche Ordnung streitet."

Leise strich er über ihren Arm. „Gepa,“ sprach er schmeichelnd, „du denkst zu gut über mich, und aus jedem deiner Worte fühl ich heraus, wie du mich geliebt hast. Zürne mir, schilt mich, ich will es ertragen, aber nimm die Schuld nicht von mir, um sie auf eine andre zu werfen. Was verfehlt ist an dir und deinem Glücke, das ist einzig und allein von mir verfehlt, was ich gethan, leidet die Beschönigung nicht. Ich will dein Herz dir erklären, Gepa, du magst für dich prüfen, ob ich es recht ergründet, und ob es dich kränkte, ich darf nicht schweigen. Jolinka war meine erste Liebe, sie hat dir nichts genommen, mehr schuldest du ihr als sie dir.“

Sie fuhr auf, als er das sagte, ließ ihn jedoch ruhig weiter reden.

„Ich aber,“ — fuhr er fort, „ich war — und mit freudigem Stolze darf ich dessen mich rühmen, — ich war deine erste Liebe, und mein Leben gäbe ich heute darum, wärest du mir gewesen, was ich dir war; dann hätte unser Dasein sich reich und freundlich gestaltet und anders ständen wir uns heute gegenüber. Es hat nicht also sein sollen, und du kannst es nicht verwinden, daß alles wider Erwarten sich gefügt hat; du kannst den Gedanken nicht fassen und tragen, daß du deine reine, wahre Liebe an einen Mann verschwendet haben solltest, der solchen Kleinods nicht wert, der dich nicht wieder lieben kann, wie du ihn liebst, weil seine Liebe zu dir nicht die erste, die der Lenz des Lebens gezeitigt; qualvoll ist es dir, den, welchen du dir erwählt, für einen Unwürdigen zu halten, deine Seele sucht nach Licht und

Trost, nach einer Entschuldigung für den, dessen Bild du dir makellos halten möchtest, und du findest, was du suchst, in dem Walten böser, überirdischer Kräfte, findest Befriedigung in dem Haß gegen die, von der du glaubst, daß sie im Dienste der finsteren Macht gehandelt. So hat die Leidenschaft dich geblendet, mir zuliebe und Jolinka zuleide, du übersiehst den nächstliegenden Grund, der uns trennt, du entschuldigst mich und beschuldigst die Verhaßte, die dich beleidigt hat, weil sie in dir wiederum ihre gefährlichste Feindin erkannte. Jolinka ist eine Gefallene, und ich, an den sie zuerst den Frieden ihres Herzens verloren, ich stehe nicht vorwurfsfrei bei ihrem Elend; sie ist eine Gefallene, aber eine Hexe ist sie nicht, keinerlei Zaubermittel hatte sie gegen mich als den Liebreiz in Wesen und Gestalt, den Reichtum an Geist und Wissen, mit dem sie mich anzog, und bei meiner Seligkeit schwör ich es dir zu —"

Mit angstvoller Heftigkeit faßte sie ihn am Gewande. „Schwöre nicht," stieß sie schnellatmend hervor, „du schwörst falsch; bei dem greisen Haupte deiner Mutter flehe ich dich an, belaste deine Seele nicht mit vorschnellem Worte."

Sie lehnte ihre Stirn an seine Schulter, und mit gedämpfter Stimme rief sie: „In unlösbaren Stricken bist du gefangen, meine Hand ist zu schwach, das Netz zu zerreißen ach, Rainald, wenn du es wüßtest, wie ich mich gehärmt habe um dich."

Er legte den Arm um ihren Nacken und senkte das Gesicht auf ihr gelbes Haar; ein leichtes Beben ging

durch ihre Glieder, dann bog sie den Kopf zurück und ihre thränenschweren Augen sahen ihn trostlos an. Rainald geleitete sie an einen Armstuhl, und erschöpft glitt sie auf das Kissen; er beugte sich zu ihr nieder. „Wie du dich gehärmt hast, ich weiß es, Gepa,“ flüsterte er, „beredter als Worte sagen es mir Mienen und Haltung, und ich, — ich kann dir nicht helfen, ich bin wie ein Mann, der an das Kreuz geschlagen ist und sich nicht regen kann dir zum Heile; auch meine Worte nützen dir nicht, sie haben jedwede Bedeutung für dich verloren, du glaubst nicht mehr an sie, wie du es auch nicht glaubst, wenn ich sage, daß jene schuldlos —“

„Nein,“ schrie sie erregt, „ich glaube das nicht, und ich will nichts weiter davon hören, handhafte Beweise werden nicht aus der Welt geschafft durch leere Worte.“ Sie fuhr fort im Tone ruhiger Überlegung und Überredung: „Eine geheimnisvolle Kraft ist in den Locken des Menschen geborgen; als Delila einst Simson das Haar geschoren, war die Stärke von ihm gewichen, und du hast die klare Besinnung verloren unter der Schere des nichtswürdigen Weibes. Schon ehe die Fluchwürdige dich kannte, stand sie im Rufe, daß sie Zauberwerk treibe, und der Wein, den sie dir gegeben, — schwören möcht ich —“

„Schwöre auch du nicht,“ wehrte er, „du möchtest falsch schwören; wenn du aber so fest glaubst an übersinnliche Kräfte und Werke, wenn du Strafe verlangst gegen den, der sie gebraucht und übt, so laß auch uns

auf den Holzstoß springen, denn auch wir beide haben gezaubert.“

Sprachlos hob sie die Augen zu ihm empor mit vorwurfsvoller Frage im starren Blicke.

„Denke an den Abend in Toul,“ sagte er gelassen, „als wir aus einem Becher den Wein tranken, was dachtest du da, Sepa? Vielleicht dasselbe was jene gedacht, als sie in Bacharach mir zutrank.“

Sie wollte aufspringen, aber sie hielt an sich, mit unsicherer Stimme rief sie: „Kränkend ist mir dies Wort, widerwärtig der Vergleich, ein unverfänglich Symbol war uns das Trinken aus dem gemeinsamen Becher, alles Unheilige hat uns gewißlich fern gelegen.“

„Das mag jene ebensowohl von ihrem Handeln behaupten,“ wandte er ein, „auf die Gedanken, die der Mensch hegt in Spiel und Ernst, kommt alles an; wenn aber unsre Gedanken gottselig gewesen sind, warum sollen die ihren teuflisch gewesen sein? Gute Kräfte gebraucht ein jeder lieber als böse.“

„Weil ihr der rechte Glaube fehlt, waren ihre Gedanken arg und von Übel,“ entgegnete sie gereizt, „was ihr der Meister Stabius vorgeschwatzt, das glaubt sie, wie sie offen bekannt hat, und daß es nichts Gottgefälliges ist, weißt du sowohl wie ich.“

„Und wenn es so wäre,“ warf er hin, „wenn sie die ewige Allmacht in ihrem wahren Wesen nicht begriffen hätte, es steckt in jedem Menschen die Erkenntnis dessen, was gut und böse ist, wie sollte diese Erkenntnis denn Jolinka gefehlt haben, die so reich ausgestattet mit

geistigen Gaben? Gott mag aber auch dem wohl gnädig sein, der ihn unter verkehrtem Namen anruft. Und warum, frage ich, sollte sie schlimmen Zauber üben an mir, den sie doch liebte?“

„Warum?“ erwiderte sie gedehnt. „Ich meine, weil sie dich niederziehen wollte zu sich, weil sie danach verlangte, daß du ihr gleich würdest. Wie weit sie erreicht hat, was sie erstrebt, das magst du selber ermessen.“

Unwillig und unschlüssig sah er auf Gepa, die den Kopf auf den Arm gestützt hielt, als sei er ihr viel zu schwer geworden mit all seinen Gedanken, denn nachdenklich war sie geworden bei dem Gespräche, der eindringliche Ton innerlicher Überzeugung, mit dem Rainald geredet, hatte auf sie gewirkt, aber den Trotz vorgefaßter Meinung hatte er nicht verscheucht aus diesen kalten, sinnenden Zügen.

„Du bist am tiefsten beleidigt und geschädigt durch Jolinka,“ begann Rainald nach einer Weile, „dein Bruder fällt der Gerechtigkeit nicht in den Arm, wie sollte er ohne Not Gnade vor Recht ergehen lassen, wo die Ehre des Bistums und seines Hauses das Recht fordern und die Gnade dich, seinen Liebling, verletzen müßte? Gepa, wenn du mich heute noch lieb hast, dann handle groß in deinem Unglück, vergiß die Kränkung, die dir widerfahren, stimme deinen Bruder günstig für das geschlagene Weib, glaube mir, er wird dir gewähren, was du von ihm erbittest, und freudiger denn je will ich bekennen, daß ich in dir und deiner Liebe das köstlichste Gut besessen und verloren habe, was die Welt geben kann.“

Wie der Wehschrei eines gemarterten Herzens klangen seine Worte, Gepa rührten sie nicht. Sie bewegte mit harter Entschlossenheit das Haupt. „Nimmermehr,“ kam es hervor zwischen ihren zuckenden Lippen, „nimmermehr soll das geschehen und müßte ich selber darüber verderben.“

„Wenn du sie schauen könntest,“ sagte er bewegt, „wenn du die Zitternde, von Schrecken Gefolterte auf feuchtem Stroh gesehen hättest, wie sie sich windet in grauenvoller Öde, allen Trostes bar, wenn du gewahrt hättest, wie der Wahnwitz die unheimliche Hand nach ihr ausstreckt, — ein Schauder würde dich erfassen über das gräßliche Elend in solcher Gestalt, und du würdest dem Elende nicht die Thränen und das helfende Mitleid versagen. Gepa —“

Er hielt inne, er glitt an dem Stuhle nieder und streckte ihr die Rechte flehend entgegen, hastig ergriff sie den Ärmel seines Gewandes.

„Quäle mich nicht mit den Vorstellungen, die der Wahn dir geschaffen,“ bat sie und wandte sich ab. „Was weißt du, wie die Verrufene Schuld und Sühne trägt?“

„Ich weiß es,“ entgegnete er klanglos, „ich habe sie gesehen, ich war bei ihr im Kerker; ehe ich zu dir kam, war ich bei ihr.“

Sie schnellte empor als hätte jäher Schreck sie ergriffen. „Was sagst du?“ schrie sie hohl mit keuchender Brust, „du warst bei ihr, ehe du zu mir kamst? Dann — dann sollst du mich verlassen, verlassen sofort, — ich will deine Besuche nicht teilen mit dem frechen Gesindel der Heerstraße.“

Er war aufgesprungen, äußerlich blieb er ruhig, aber in ihm pochte das leidenschaftliche Blut und bittere Worte lagen auf seinen Lippen.

„Hast du es nicht verstanden?“ rief sie mit verletzender Schärfe. „Ich will nichts gemein haben mit dem Volk auf den Gassen und dem Gelichter in Henkershand, geh deine Wege und laß mich in Ruhe, denn ich bin es müde, von deiner ersten Liebe zu hören.“

„Ich gehe,“ versetzte er, und in dem Klange seiner Worte war nichts von Groll zu spüren. „Weißt du noch, Gepa, was dir Jolinka einst sagte, dort im Garten unter dem Nußbaume, als du sie grundlos schmähtest? Die Blinden werden sehend und die Tauben hörend, aber die Heilung währt lange, sagte sie, und glaube mir, wenn dir die Augen geöffnet und die Ohren aufgethan werden, nutzt dir die Heilung nicht mehr. Ich gehe,“ wiederholte er, als er ihren Unwillen gewahrte, „zwar — ich hätte dir noch mancherlei zu erklären, auch eine Botschaft von dem Spielvogel habe ich für dich, die er mir auftrug kurz vor seinem Sterben —“

„Schweige davon,“ unterbrach sie ihn rasch, „ich will nichts weiter erfahren, — was er gethan und warum er es gethan, weiß ich.“

„So mag es heute ungesagt bleiben,“ nickte er, grüßte und schritt nach der Thür. Dort wandte er sich noch einmal, sah sie an mit traurigem, vorwurfsvollem Blicke und fragte zögernd: „Also keine Gnade —“

„Nein und abermals nein,“ eiferte sie und stampfte den Boden leicht mit dem Fuße. Dann trat sie mit

schleppendem Gange und vorgebeugtem Leibe auf ihn zu, unruhig glitten ihre Finger auf und nieder an den herabhängenden Schnüren des Gürtels, den sie lose um ihr Gewand geknüpft trug, und in heißem Unmut sprach sie: „Ich werde nicht geheilt, ich will nicht geheilt werden, und daß mein Gewissen mich nicht schlägt, will ich morgen dir zeigen. Morgen, ich will mein Wort darauf dir verpfänden, morgen, wenn am Judenfriedhofe der Holzstoß glüht, sollst du mich sehen an der Seite des Erzbischofs unter den frommen Frauen von Sankt Ursula, und meine Wimper soll nicht zucken, wenn die sündige Seele des Weibes, für das du gebeten, geläutert wird in der lodernden Flamme."

„Sieh dir das Schauspiel an," entgegnete er gleichmütig, „es mag dir zum Heile sein, wenn du es siehst; vielleicht wirst du noch andres dort gewahr, was du nicht vergißt im Leben und was dir ein Zeiger sein kann für deine späteren Wege."

Er verließ das Gemach, ihre Hand griff nach der Thürklinke, sie öffnete die Lippen, als wolle sie rufen, aber sie zog die Hand langsam zurück und legte sie auf den Mund, sie hatte ihm ja nichts mehr zu sagen, sie hatte ihn ja fortgewiesen, es war ihr lieb, daß er gegangen, denn sie konnte nicht leisten, was er forderte.

Unstät wankte Gepa umher in dem dämmrigen Raume, unheimlich still war es rings, nur ihr schleifender Schritt und das Hinstreichen ihres Gewandes über das Getäfel des Bodens waren vernehmlich. Mit fester Hand entzündete sie eine Lampe, setzte sich in einen Stuhl und

stierte in die muntere Flamme, die sich bog und wieder emporhüpfte im Anhauche des sommerlichen Abendwindes, der durch das offene Fenster hereinzog. Gepa war gewohnt, einsam zu sinnen, so tief, so schwer freilich wie heute hatte sie wohl nie gegrübelt, so viel Gedanken, die einander verklagten und entschuldigten, hatten sie wohl nie gequält. Widerwillig folgte sie Richilde, als diese kam, um sie zur Ruhe zu geleiten, übernächtig erhob sie sich am andern Morgen vom Lager, aber Gepa war stark, sie ging nach dem Ursula-Kloster, sie wollte ihr Wort lösen, das sie Rainald gegeben, sie wollte die flammenden Scheitern sehen, die lodernden Fackeln menschlicher Gerechtigkeit.

Unterhalb des Judenfriedhofs, an abgelegener Stätte vor dem westlichen Stadtteile, hatte man zwei Holzstöße geschichtet; der Friedhof lag an einem kahlen Hügel, die Zweige der Cypressen und Ebereschen umwucherten schlichte Steine; dort ruhten fern von den Cedern des Libanon Söhne und Töchter Israels, die nach dem Prophetenspruche gleich ihren Vätern auf fremder Erde gelebt hatten und gestorben waren.

Zahllos, Kopf an Kopf gedrängt, harrte das Volk um die neunte Morgenstunde des Schauspiels, das sich ihm bieten sollte. Oben an der grünwuchernden Hecke des Judenackers stand der Erzbischof, umgeben von der Geistlichkeit, die es für unabweisliche Pflicht hielt, dem Ketzergerichte beizuwohnen. Zu seiner Linken hatten die Priester, zu seiner Rechten hatten die Schwestern verschiedener Orden sich aufgestellt, ihm zunächst hielten die

Frauen von St. Ursula ihren Platz inne, denn ihnen gebührte die größte Ehre unter den Streiterinnen der Kirche zu Köln.

Bei den Ursulinerinnen war Gepa in schlichtem, dunklem Kleide, sie stand neben ihrer Patin, hoch und stolz trug sie das Haupt, wer aber genauer auf sie achtete, der mochte wohl erkennen, wie sie müde auf das schlanke Kreuz von vergoldetem Eisen sich stützte, welches sie einer der Schwestern abgenommen, der mochte auch wohl erkennen, wie ihre Brust mühsam arbeitete unter dem Druck banger Erwartung, unter dem Zwange schwerer Gedanken.

Die dünne, keifende Stimme des Armensünder-Glöckleins schrillte von Sankt Peter herüber, düstere Litaneien schallten aus den Reihen der Priester und Nonnen, still und in sich gekehrt harrte die Menge, dumpfe Spannung lastete auf der ganzen Versammlung; man erwartete die Ankunft der zu richtenden Missethäter. Und die Erwarteten kamen, durch die Gasse des Volkes unterhalb der Scheiterhaufen wurden sie auf hölzernen Karren in den Kreis gefahren, neben den Karren ritt Kaspar Kehlstecker auf weißem Rosse würdiglich einher. Eifrig walteten, als der kleine Zug anhielt, die Gesellen des Nachrichters ihres Dienstes, die einen führten die Verbrecher auf die Scheitern, die andern rüsteten an den Holzstößen und Fackeln. Während solches geschah, wurde ein verhaltenes Jammern laut. Aus der vordersten Reihe der Umstehenden war ein Mann schwankenden Schrittes vorgetreten, nun wankte er tiefgebeugt

auf und nieder mit leiser Klage; es war Serlo von Bageux, er bot ein Bild leidigsten Grams, erdfahl war das verstörte Gesicht, schlaff hing ihm der Unterkiefer herab, mit lallender Zunge wiederholte er immer wieder dieselben Worte: „Sonnenschein, Sonnenschein meiner alten Tage, Jolinka, Jolinka, Schuh und Strumpf beides dahin.“ — Und er sprach die Worte immer rascher und lauter, und als man ihn ergriff, um ihn wegzuführen, fuchtelte er in der Luft umher mit den langen Armen, brach in ein bitteres Lachen aus und fiel auf die Kniee. Der alte Landfahrer war kindisch geworden, man trug ihn fort hinter die Menschenmauer, man schlug ihn nicht, man hatte Mitleid mit dem verstörten Vaganten.

Jolinka hatte nichts von diesem Vorgange wahrgenommen, sie stand neben dem Meister Stabius, sie schaute ihn lange an, und in diesem Schauen schwand der finstere Schatten aus ihrem Antlitz; sie streckte dem Meister Frieden heischend die Hand hin. „Vater,“ sagte sie leise — es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie ihn so nannte — „Vater, wir wollen Versöhnung halten miteinander, ich vergebe dir, was du gethan, vergib auch du mir.“

Stabius stieß die Hand zurück, er wandte sich kalt von ihr ab mit strafendem Blicke, da wurden ihre Mienen trauriger denn zuvor, und sie folgte willig dem Mahnrufe Kaspars, der sie auf den Holzstoß geleitete.

Sie weinte nicht, sie klagte nicht, sie war in dem Zustande halber Bewußtlosigkeit, das verriet der traum-

wirre Ausdruck ihrer Augen, das Langsame, Unsichere in Schritt und Bewegung; zuweilen freilich, wenn ihr Blick über das Volk hinglitt, schien sie sich zu besinnen auf die Martern, die ihrer warteten, zuweilen erbebten ihre Glieder, als habe eisiges Entsetzen sie erfaßt, und wenn sie sich dann wieder gewaltsam zusammennahm, war es wohl der Heldenmut der Verzweiflung, die todverachtende Macht trotzigen Martyriums, was sie erhob und stärkte. Wollüstig atmete sie die goldklare Luft des sonnigen Morgens, ihre Wangen hatte der Wein rosig gefärbt; Kaspar war seinen Verpflichtungen gegen Rainald treulich nachgekommen, er hatte der Gefangenen den Krug zugetragen und auch jetzt, als er Jolinka an den Pfahl band, gedachte er seines Versprechens. „Der Strick ist brüchig, du kannst ihn leicht zerreißen,“ raunte er ihr zu, sie aber verstand ihn nicht, sie stierte nach dem Meister Stabius, der neben ihr gefesselt wurde. Unbändig sperrte sich dieser vor dem letzten Kampfe, man hatte Mühe, ihm die Ellenbogen um den Pflock zu schnüren, aus der breiten Brust kamen gurgelnde Laute herauf, seine Augäpfel quollen hervor, als wollten sie herausspringen aus ihren Höhlen. Als er dann müde geworden, lachte er heiser:

„Ich danke euch für die Ehre, wie Elias fahre ich in die Höhe auf feurigem Wagen; Pech und Schwefel will ich euch von oben herunter schicken auf euer verfluchtes Sodomiter-Nest.“

Man achtete nicht sonderlich auf die Lästerreden des Alten, sie verhallten unter dem Lärmen, Fluchen und

Beten, das auf den Holzstößen erscholl, von den blassen Lippen der unseligen Opfer.

In Jolinkas Nähe zur Seite des Scheiterhaufens hielt Rainald von Wieden seinen Schimmel, er stand mit dem einen Fuße im Bügel und spähte unverwandt nach Jolinka, um ihr zu winken, sobald sie nach ihm sich umschauen würde; aber sie hielt die Blicke immer nach dem Meister gerichtet, sie schien vergessen zu haben, was Rainald ihr geraten.

Schon war alles vorbereitet von den Henkersknechten, schon glühten und sprühten die Fackeln, der Erzbischof nahm die Inful vom Haupte zum Gebete, und alle im Volke, denen der Raum es gestattete, fielen nieder. Da rief Rainald in höchster Angst: „Jolinka!"

Sie hatte den Laut gehört, sie wandte sich dem Rufer zu und sah das lockende Winken, dennoch versuchte sie nicht, sich dem Stricke zu entziehen, sondern schüttelte den Kopf und mit starker heller Stimme begann sie zu singen:

„Ave formosissima, gemma pretiosa,
Ave decus virginum, virgo gloriosa —"

Viele aber glaubten, sie singe ein Lied zu Ehren der heiligen Mutter Gottes. Das schöne Weib im weißen Gewande mit dem schwarzen, lockigen Haar, mit den feinen, kindlichen Zügen forderte das Mitleid heraus, laute Bewegung entstand in der Volksmasse, man schrie um Gnade für die Sünderin, und je näher das Verderben an Jolinka herantrat, desto dräuender machte das Verlangen, sie zu retten, sich geltend. Doch den Erz-

bischof, auf dessen Zeichen zum Entzünden der Scheitern man lauerte, rührte das Begehren der Menge nicht. „Lasset dem Rechte den Lauf!“ rief er, reckte befehlend den Arm und wie eine rote Schlange ringelte sich die erste Flamme durch das dürre Holz. Plötzlich fühlte der Kirchenfürst seinen Arm leidenschaftlich erfaßt, bleich wie der Tod stand Gepa vor ihm. „Was das Volk will, will auch ich!“ — Hastig sprach sie die Worte, und leiser fügte sie hinzu: „Hier — die Wunschkugel aus dem Rosenkranze, den du mir gegeben, — ich bitte um Gnade für jenes Weib, du mußt sie gewähren, denn ich fordere das Mögliche.“

Und der Erzbischof ergriff ihre Hand und drückte sie, dann rief er mit Donnerstimme: „Führt das Weib aus den Flammen, ihm soll Heil widerfahren!“

Brausender Jubel folgte den Worten, schon krochen die züngelnden Flammen nach Jolinka hinan, als Rainald behende auf die Scheitern sich schwang, den Strick zerriß und dem Feuer die sichere Beute entzog; er trug die Geängstigte, Regungslose unter dem wilden Jauchzen der Menge aus dem Qualme und ließ sie niedergleiten auf den Rasen. Eine Weile lag sie wie leblos an seinen Knieen, aller Blicke waren auf die beiden gerichtet, nur Gepa hatte die Augen bedeckt, als sie Rainald gesehen, halb ohnmächtig stützte sie sich auf den Arm der Äbtissin von Sankt Ursula; es war still geworden im Kreise. Jolinka kam wieder zu sich, sie hob sich langsam vom Boden und umhalste den Geliebten; dann stutzte sie und schrak zusammen, aus Rauch und Brand tönte die Stimme

des Meisters Stabius. „Meine Tochter! Meine Tochter! Wo bist du?“ schrie er mit gebrochenen Lauten. Jolinka wandte sich um; mit scheuem Entsetzen, wie eine Wahnsinnige starrte sie nach der Stelle, woher der Ruf gekommen, und rasch machte sie sich los aus Rainalds Armen. „Wo ist der Meister?“ fragte sie mit atemloser Spannung, dann schnellte sie empor, sie verhüllte das Gesicht, sie sprang mit gellem Aufschrei in die düstere Lohe, sie umklammerte den Vater, stürzte mit ihm hinunter in die brennenden, brechenden Bohlen —

„Und sie fuhr mit ihm in die Hölle,“ [77]) schrieb der Mönch Caesarius von Heisterbach in sein Buch von den Wundern; er hatte das Wort des Evangeliums von der Liebe und Vergebung vergessen.

XVII.

In der Heimat.

Auf der alten Handelsstraße, die von Köln nach Braunschweig führte, an dem aufblühenden Städtchen Huxori [78]) vorüber ritt zur Rechten der Weser ein Mann auf langsam ausschreitendem Schimmel. Das Roß war müde geworden und müde war auch der Reiter, seine Lider waren halb geschlossen, er hielt den Kopf gesenkt, lässig ruhten die Hände auf dem Bogen des Sattels, Rainald von Wieden grüßte seine Heimat, und keinerlei Anzeichen verriet, daß er ihrer sich freute. Von Köln kam er geritten, Gram und Krankheit hatten seine Züge verändert in den letzten Wochen, sie hatten gezehrt an dem blühenden Leben, schweres Siechtum drückte ihn noch heute.

An jenem Morgen des Blutgerichts war er Jolinka nachgesprungen, als sie in die Flammen gefahren, mit nerviger Faust hatte Kaspar Kehlstecker ihn aufgehalten in seinem unseligen Beginnen und durch die Berührung von Henkers Hand war er unrein geworden; man hatte ihn, der seiner Sinne nicht mächtig geblieben, in die Herberge an der Rheingasse geschafft, dort war der Erz-

bischof zu ihm getreten, hatte ihm die Hände auf das Haupt gelegt und den Makel von ihm genommen, den ihm der Büttel in guter Meinung verursacht. Rainald hatte nichts verspürt von der Nähe des erzbischöflichen Herrn, sein Geist war umnachtet gewesen von den Vorstellungen des Wahns, und sein von langem Elend ermüdeter Leib war vom schlimmen Fieber hart gepeinigt. Dann hatte die starke Natur, die Kraft der Jugend gesiegt über das Fieber, Rainald von Wieden war zum klaren Bewußtsein erwacht, die Gewalt der Krankheit war gebrochen, nur das Gefühl der Schwäche, eine dumpfe Schwermut hatten ihn nicht freigelassen aus ihrem Banne. Und wieder war der Erzbischof zu ihm gekommen mit tröstlichen Worten. „Du mußt heimreisen," hatte er ihm gesagt, „die Luft im Solling, die weltferne Stille und die Liebe der Mutter werden dich heil machen von allem Leid." Rainald hatte genickt und die Reise zugesagt. Weiter hatte der Bischof gesprochen: „Mich sendet Gepa zu dir, sie läßt dich grüßen und fragen, ob du sie noch einmal sehen wollest?" Rainald hatte traurig den Kopf bewegt. „Zürnst du ihr noch?" hatte der hohe Herr gefragt; „glaube mir, einen Kampf hat Gepa gekämpft, wie er nur wenigen aufgegeben wird, und sie hat einen Sieg errungen, wie er den wenigsten zufällt; sie hat sich selbst besiegt im härtesten Streite, sie hat der bittersten Feindin ihres Lebensglücks vergeben und für sie gebeten in höchster Not. Die Gnade, die ich Jolinka erzeigt und die sie im Wahnsinn für nichts erachtet, diese Gnade war Gepas Werk."

Und als ihn Rainald mit ungläubigem Staunen angeblickt, hatte er ihn weiter belehrt: „Nicht der tausendstimmige Ruf der Menge beirrte mich, was kümmerte mich das wankende, schwankende Gelüsten des Volks, das durch Äußerlichkeiten hin und her bewegt wird. Mit Recht war Jolinka dem Tode verfallen, nach den harten Gesetzen unsrer rauhen Zeit, die das Öl der Freude und des Friedens unter den kommenden Geschlechtern vielleicht geschmeidiger macht; ich wollte s i e nicht begnadigen, die mein Fleisch und Blut gekränkt mit lästerlicher Rede. Mancher hätte sich an mir geärgert, wenn ich den Unglauben ungestraft gelassen und e i n e hätte sich zumeist geärgert, e i n e, deren Heil mir Gott auf die Seele gebunden, die mir mehr gilt als das blinde Volk; so aber steht geschrieben: Hütet euch, daß ihr dieser Armen einen ärgert. Dennoch brannte mir das Herz von der Begierde, jene Unglückliche von dem Verderben zu retten, und ich gedachte, alles dem höhern Ratschlusse anheimzustellen; wenn Gepa für die Feindin bat, sollte diese leben, bat sie nicht, sollte sie sterben. Gepa hat das lösende Wort gesprochen, wie schwer ihr das geworden, mag keiner ermessen wie ich, der ich sie fest im Auge behalten und ihren Kampf gesehen habe. Gut aber ist es und selig preise ich sie, daß sie sich selbst besiegt hat, Jolinka hat die Gnade nichts genutzt, doch meiner Schwester; denn in ihr wäre das Feuer der Qual wohl nie mehr erloschen, hätte sie jene nicht aus den Flammen gerettet; das erkannte ich damals klar, aber ich verkannte auch den Segen nicht, der für Gepa aus dieser Qual

entstehen mußte, denn wenn sie unbeugsam blieb in jenem Kampfe, mußte das Leid sie beugen."

Über Rainald war ein milder, versöhnlicher Friede gekommen bei dieser Erzählung. „Grüßet Gepa," hatte er gebeten, „saget ihr, daß ich ihr danke für das, was sie gethan, saget ihr auch, daß ich ihr diese That nie vergessen wolle, denn in ihrer Gnadenbitte liege das größeste Heil für sie und für mich."

„So willst du sie nicht sehen?" hatte der Bischof gefragt.

„Ich will sie wiedersehen," hatte Rainald geantwortet, „ich muß sie sprechen, aber nicht jetzt; saget ihr, ich wolle kommen, ich komme gewiß, aber wann, weiß ich nicht."

Am andern Morgen war er fortgeritten, nachdem ihm der Erzbischof noch einen Brief an Wibald von Corvey hatte behändigen lassen, und nun war er am Ziele, im heimischen Thalgrunde.

Von Huxori bog er rechts ab auf einen Waldpfad, herbstlich klar war der Nachmittag, das matte Licht der Sonne lag auf falbem Laube, Schlehen und Hagebutten zierten der Hecken blätterarmes Gezweig, und das weiße Fadenwerk des Spätsommers flatterte über den Weg. Ruhig, ganz still lag die Natur in wehmutsvoller Verklärung, es ging zum Sterben mit ihr, aber zu einem friedlichen Sterben. Dem Reiter mochte es eigen zu Mute sein, er stieg ab, schritt langsam wie ein Träumender fürbaß und leitete sein Pferd die Bergstraße hinauf; bald kam er an eine Lichtung mit weitem Aus-

blick, unten im Thale sah er Corvey mit seinen Türmen, zu ihm herauf klangen die Töne des Vesperglöckleins durch die blaue Luft. Rainald lehnte sich an einen Baum und schaute lange schweigend um sich auf Berg und Niederung, die einst seine Welt gewesen; dann vernahm er ein leises Rascheln; auf einer Steinbank am Hage, den Rücken gegen einen Baumstamm gestützt, saß ein alter Mann in mönchischer Kleidung, der blickte unverwandt nach einer Stelle am Waldessaume, unbekümmert um das Erscheinen des fremden Reiters.

Rainald trat grüßend an ihn heran: „Willehalm, Bruder Willehalm, wonach siehst du?“

„Wonach ich sehe?“ erwiderte jener, „ich sehe nach den fallenden Blättern, es steht eine Sprache darauf, die der Junge schlecht begreift, aber der Alte desto besser. Kennst du mich?“

„Sollte ich dich nicht kennen?“ fragte Rainald, „habe ich doch jahrelang bei dir geweilt dort unten im Kloster. Kennst du mich denn nicht mehr, Bruder Willehalm?“

Weich und zögernd kamen die Worte von seinen Lippen, der Alte sah ihn scharf an. „Cyrillus,“ sagte er gleichmütig, „ja, du bist es, der Bart hat dich verändert, auch sahst du blühender aus, da du gingest, Weltlust und Weltsorge machen blaß, und du hast wohl beide erfahren.“

„Beide!“ bestätigte der Heimgekehrte leise. „Willehalm, lebt meine Mutter noch — drüben im Wiedenschlößchen?“

Der Greis nickte. „Sie lebt und ist guter Dinge, soweit sie die Angst um dich nicht beschwert. Am vergangenen Sonntage noch habe ich sie gesehen, sie brachte dem heiligen Vitus eine Wachskerze für das Heil deiner Seele; zuweilen hat sie Nachricht und Grüße von dir erhalten in den Briefen, die der hochwürdige Erzbischof von Köln unserm Abte gesandt, viel Löbliches hat in den Briefen über dich gestanden, und mehr als die Bruderschaft hat die Mutter sich darob gefreut —"

„Und Wibald," unterbrach ihn Rainald rasch, „was treibt Wibald, mein milder, väterlicher Berater?"

„Da unten im Turmstüblein sitzt er noch immer und liest den Seneca", [79]) erwiderte Willehalm, „dort magst du ihn besuchen, er wird sich freuen über den Besuch, denn du weißt es, gern erfährt er Neues aus der weiten Welt."

„Er wird sich freuen, aber nicht über mich," meinte Rainald zweifelnd, „er wird zu mir sprechen mit dem Wort des Propheten: Siehe, ich hatte dich gepflanzt als einen guten Weinstock, eine ganz rechtschaffene Rebe, wie bist du mir denn nun geraten zu einem wilden, bittern Weinstocke?"

Forschend sah ihn Willehalm von der Seite an. „Größtes Glück und größtes Unglück kommt auf Erden von den Weibern," sagte er, „die mit dunklen Glühaugen aber sind dem Sachsengemüte am gefährlichsten. Oder waren es blaue," fragte er verständnisvoll, „waren es blaue, die dich täuschten mit trüglichem Scheine? Erzähle mir das, Cyrille, mein Sohn, denn gern höre

ich solche Geschichten, und dich wird das Bekenntnis erleichtern."

„Schwarz waren sie und weinen und lachen konnten sie wie keine sonst auf Erden," versetzte Rainald. „Die Geschichte will ich dir erzählen, aber nicht heute, denn sie ist lang, ich käme wohl nicht damit zu Ende vor der Nacht, und es ist Zeit, daß ich die Mutter begrüße."

Er wollte sich verabschieden, der neugierige Alte winkte, daß er sein Ohr zu ihm niederneige. „Cyrille," flüsterte er, „morgen nachmittag und auch an den folgenden Tagen, wenn sie warm und sonnig, findest du mich an dieser Stelle, dann komm, dann wollen wir reden von den alten Kohlen, die noch immer brennen, trotz des Wassers der Trübsal, das über sie hingefahren; wir sind Leidensgefährten, Cyrille, und gern wärme ich mich mal wieder an den alten Kohlen."

Rainald vertröstete ihn auf spätere Zeit, griff den Halfter des Schimmels und zog weiter.

Bald hatte er den Waldessaum erreicht, vor ihm lag einige hundert Schritt entfernt ein strohgedeckt Häuslein inmitten von Wiese und Garten. Den Giebel schmückte ein braunes Hirschgeweih, das den breitästigen Apfelbaum vor der Thür überragte. Unter diesem Baume waren eine kleine rundliche Frau und ein frisches Mägdlein eben emsig beschäftigt, die Äpfel, die er getragen, in Körbe zu sammeln; sie waren fast fertig mit ihrem Werke, die Frau hielt einen Stecken in der Hand und schlug die Früchte, welche sich nicht greifen oder abschütteln ließen, von den Zweigen, das Mägdlein bückte sich flink

und legte das Fallobst besonders. An der Schwelle des Hauses lungerte ein Wolfshund und schaute verständig dem Treiben zu.

„Nun ist es genug,“ sagte die kleine Frau, „drei müssen wir sitzen lassen, der Baum nimmt es sonst übel,“ [80]) und das Mägdlein hielt inne in ihrer Arbeit, stützte ermüdet den Arm in die Seite und betrachtete stolz die vollen Körbe.

Diese beiden waren die Bewohnerinnen des Hauses, Frau Imma, die Mutter Rainalds, und Winlint, eine Waise, welche die gutherzige Herrin des Wiedenschlößchens vor Jahren um Gottes willen zu sich gezogen hatte.

Längere Zeit hatte Rainald vom Waldrande aus die Eifrigen beobachtet, er hielt den Arm auf den Hals des Schimmels gelegt, und seine Hand wühlte unsicher in der dichten Mähne des Tiers. Zum erstenmale seit langer Zeit hatten seine Züge wieder einen freudigen Ausdruck bei dem Anblicke des beglückenden Bildes, hinter ihm lag die Nacht, vor ihm der Tag, hinter ihm der Streit, vor ihm der Friede. Thränen wollten ihm in die Augen treten, aber er drängte sie zurück, er legte den Finger an die Lippen, und ein heller Pfiff schrillte durch das Gehege. Der Hund an der Schwelle spitzte die Ohren, mit gewaltigen Sätzen sprang er winselnd seinem Herrn entgegen. In freudigem Schreck fuhr Imma zusammen, der Stecken entfiel ihrer Hand, mit ausgebreiteten Armen schritt sie auf die Gartenpforte zu, und Rainald, der das Pferd hinter sich gelassen hatte und raschen Fußes ihr zugeeilt war, schloß sie in die Arme.

„Rainald, mein Kind, mein Liebling!“ rief Imma, küßte die Lippen und streichelte die Wangen des hochgewachsenen Sohnes, der sich zärtlich zu ihr niederbeugte. „Es ist zu viel des Glücks, des plötzlich kommenden Glücks, zu viel für ein altes Herz“ — sie bog den Kopf zurück und sah ihn strahlend an — „und in welch feinem Kleide kommst du, ein Roß hast du auch mitgebracht, hell glänzt die goldgewirkte Decke, — aber du bist krank, Rainald,“ sagte sie besorgt, und ein Schatten flog über das gute, ehrliche, freundliche Antlitz. „Du bist blaß, du hast Gram und Kummer gehabt.“

„Ich bin nicht krank, Mutter,“ erwiderte er lächelnd, „ich bin weit geritten heute, mich verlangte, dich wiederzusehen, — ich bin krank gewesen, das ist nun fast vorüber, und was noch in mir steckt von Siechtum, das wird verschwinden, das wird verschwinden bei dir — bei euch,“ fügte er hinzu und begrüßte Winlint, die bei den Apfelkörben stand und verlegen die Schürze glatt strich.

„Winlint, wie groß bist du geworden,“ sagte Rainald und küßte die Erschrockene vertraulich auf die Stirn, „wie groß — in den zwei Jahren.“

„In dem Alter wachsen die Mädchen rasch,“ meinte die Mutter, „sie ist sechzehn Sommer alt und nicht lange wird es währen, dann müssen wir ihr das Hochzeitlinnen breiten unter dem Apfelbaume zu frohem Schmause. Aber was stehen und reden wir hier,“ rief sie munter, als Winlint das Blut ins Gesicht schoß bis

unter das dichte Flachshaar der Stirn, „Rainald, mein Sohn, komm in das Haus. Was willst du essen? Ich hole dir Wein — den letzten, wohlverkitteten Henkelkrug, den sie vom Schlosse deinem Vater spendiert haben, der ist noch da und für dich ist er mir nicht zu gut."

„Einen Apfel will ich essen," sagte Rainald und griff in den Korb, „deinen Wein will ich trinken, erst aber laß mich das Pferd unterbringen, dann komm ich zu euch."

Von dem Hunde umsprungen eilte er mit Lockrufen auf den Schimmel zu, der ruhig im Grase schnupperte; mit scheuem Blinzeln schaute Winlint ihm nach, mit sorgendem Kopfschütteln die Mutter, als diese jedoch wahrnahm, wie er im Schreiten den Apfel verzehrte, glitt es wieder wie Sonnenschein über ihr Gesicht, und sie trippelte in das Haus, um alles eigenhändig zu rüsten, Tisch und Lager für ihren liebsten Gast auf Erden.

Schon waren die Abende lang und kühl; um die knisternde Flamme des Herdes saßen, als es draußen dunkel geworden, die drei Menschen im traulichen Gespräch, Rainald erzählte von seinen Fahrten, er berichtete von dem zumeist, was die Mutter gern hörte, und er schwieg von dem, was ihm an Leid widerfahren. Er mochte das Glück der Mutter nicht stören in den ersten Stunden nach dem Wiedersehen, die Alte war so fröhlich, und als er von den heiligen drei Königen Meldung that, leuchteten ihre Augen und sie riet stolz: „Das muß Wibald von Corvey wissen, er hat immer gemeint, in

dir stecke was Besonderes, und der kluge Mann hat recht geweissagt."

Rainald streichelte den Kopf des Hundes, der auf seinen Knieen ruhte, that einen tiefen Zug aus dem Becher voll väterlichen Weines und sagte gelassen: „Den Wein brauchen wir fürderhin nicht zu schonen, wir können andern kaufen." Und er rückte an dem Geldgurte, löste ihn von seinem Leibe und gab ihn der Mutter. „Das habe ich dir mitgebracht," bedeutete er sie, „du sollst gute Tage verleben in deinem Alter, wenn ich auch weiter nichts erreicht hätte draußen in der Welt, dies Eine habe ich doch zuwege gebracht."

Zweifelnd wog Imma den schweren Gürtel. „Soviel Geld!" sagte sie befangen. „Ich will es aufheben für dich, wir leiden ja keine Not, wenn es uns auch zuweilen knapp geworden ist, das irdische Gut. „Rainald," fragte sie besorgt, „so viel Geld, — du hast es doch nicht von den Armen im Kriege genommen? Es haften doch nicht Thränen der Elenden und Unterdrückten daran?"

Er beruhigte sie, er berichtete von dem Feste in Pavia, wo ihm der Kaiser die Spange geschenkt, die er in Köln verkauft hatte, weil ihm der Schmuck zu kostbar gewesen zum Tragen. Das hörte sie gern, lobte ihn um seiner Liedkunst willen und legte das Geld vorsichtig in ihren Kasten.

Sie saßen noch lange bei einander an jenem Abend, fröhlich im langentbehrten Zusammensein, als aber Winlint zur Ruhe gegangen war, legte Imma die Hand

bittend auf den Arm des Sohnes. „Rainald,“ begann sie, „du hast mir viel gesagt, aber nicht alles; was dich krank gemacht hat, Rainald, um was du zuweilen verstohlen geseufzt hast heute während deiner Rede, als käme es über dich wie böse Erinnerung, das hast du mir nicht gesagt, und das muß ich wissen.“

„Laß uns heute nicht davon sprechen, Mutter,“ entgegnete er, griff ihre Hand und drückte sie; „ich erzähle dir später, was geschehen ist, was nun hinter mir liegt, wenn auch noch nicht weit hinter mir, — es ist vorüber, die Geschichte ist aus.“

„Das Auge einer Mutter sieht scharf,“ unterbrach sie ihn mit ungläubigem Lächeln, „und schärfer als meines in deinen Zügen kann keines lesen, denn du bist das einzige von vier Kindern, das mir am Leben geblieben, ein spätgeborenes Nesthäkchen, das mich über vieles hat vertrösten müssen und das ich gehütet wie ein seltenes, unverdientes Gnadengeschenk. Du hast eine Wunde heimgetragen, Rainald, die dich schmerzt, wenn man sie berührt, weil sie noch nicht völlig sich geschlossen, sage mir, wer hat dir die Wunde geschlagen, ich muß es wissen.“

Er schaute nachdenklich in das Feuer. „Jedem andern könnt ich es vertrauen,“ flüsterte er, „aber dir dabei in die Augen zu sehen, ist mir zu schwer.“

„Und doch findest du keinen andern, der so mit ganzer Seele dir zuhörte als mich,“ meinte sie betrübt.

„Eben darum,“ versetzte er und erhob sich straff, „eben darum will ich heute schweigen; ich bin müde ge-

worden, warte bis morgen, Mutter, gib mir ein Licht, laß mich zur Ruhe gehen."

Sie merkte, daß hier Überredung nicht nutzte, sie entzündete einen Lichtstumpf und geleitete ihn in sein Kämmerlein; ihm war es nicht verborgen, wie schwer sein Geheimnis sie drückte, und als sie ihm den Gutenachtgruß geboten, fragte er: „Denkst du noch wohl an eine Schwester meines Paten, die Gepa hieß?"

„Gepa, ich habe sie nicht vergessen," erwiderte die Mutter, „manchen Apfel von dem Baume vor dem Hause habe ich ihr gegeben, wenn sie von dem Fürstenberge hierher kam, sie war ein liebliches Mägdlein, ein wenig hoffärtig, aber tugendlich —"

„Beides ist sie noch heute," entgegnete Rainald, „auch sie hat Anteil an der Geschichte, die du wissen möchtest."

Imma glaubte, des Rätsels Schlüssel gefunden zu haben. „So zürnt dir dein Pate um ihretwillen und hat dich heimgesandt?" forschte sie.

„So fragt man die Leute aus," lachte er mit gezwungener Heiterkeit. „Nein, Mutter, das hat mein Pate nicht gethan, ich bin in gutem Frieden von den Geschwistern geschieden."

„So bin ich ruhig," sagte Imma, „denn wenn dich der Herr Erzbischof in Frieden hat ziehen lassen, so darf dir auch hier der Friede nicht mangeln."

Sie verließ den Sohn, schaute nochmals nach dem Gelde, ob es auch wohl verwahrt sei, und suchte ihr Lager auf.

Aus einem langen, gesunden Schlafe erwachte Rainald am andern Morgen; draußen strahlte die helle Herbstsonne auf das buntschimmernde Laub des Solling; auf der Wiese, die er von seinem Fensterlein überschauen konnte, lag dünner Nebel, die Stimmen des Hühnervolks waren laut im Gehöfte, und die Tauben gurrten vom Dachfirste; und als Rainald dann hinaustrat in den frischen, taukühlen Morgen, als die Mutter und Winlint ihm vom Garten her, wo sie bereits thätig gewesen, fröhliche Grüße boten, als der Hund ihn wedelnd umsprang, da kam wieder wie am Abend zuvor eine gewisse Zuversicht über ihn, daß es die Welt noch wert sei, zu leben, daß es noch ein Glück gebe, wenn es auch Herbst geworden.

Stundenlang saß er dann bei der Mutter im Stüblein, während Winlint der häuslichen Arbeit nachging, und nachdem er ihr alles erzählt hatte, was ihm das Herz bedrückte, kam ihm der Wunsch, er hätte das Geheimnis still bei sich gewahrt, denn die Alte war traurig geworden, sie schaute bald auf den Waldweg, der vor dem Hause sich hinzog, bald auf den Sohn, der schweigend vor ihr saß und die Lider gesenkt hielt.

„Ich mußte das wissen," begann sie gedrückt, „ich wollte freilich meinem Gott danken, hätte ich es nicht zu hören nötig gehabt. Schwer ist es, gottselig zu bleiben in der Welt, das ist eine alte Wahrheit, aber hart ist es dem Menschen, wenn er diese Wahrheit erkennt an dem Liebsten, was er hat. Du bist von mir gegangen als ein fröhliches, gottgefälliges Kind, wenig achtet die

Welt der Schätze einer Mutter, als ein andrer bist du wiedergekommen."

Sie schwieg. Wehmütig sah er sie an, und der Blick der großen blauen Augen in dem kummervollen Gesichte mochte ihr wohl wie ein Vorwurf erscheinen.

„Aber lieb bist du mir noch wie einst, da du gingest," rief sie, sprang empor, legte den Arm um seinen Hals und küßte ihn, „ich zürne dir nicht, ich trauere nur mit dir, ich verachte dich nicht, ich klage nur mit dir über die Herbigkeit der Liebe, die du gefunden, ohne der Mutter dabei zu gedenken. Laß uns getrosten Mutes sein, Rainald," riet sie und klopfte ihm freundlich auf die Schulter, „rechtschaffen hast du gesühnt, was du verfehlt. Das hat dir der Herr Erzbischof auch gesagt, auf sein Wort magst du dich verlassen. Tiefsinnig Grübeln taugt für den Mann nicht, nutzt auch zu nichts; schon beginnt das lustige Weidmannsspiel rings im Sollingerwalde, rüste dir das Jagdgerät deines Vaters und halt es in Ehren, zieh auf die Wildfährte, Rainald, denn ein freier Pirschgang ist die köstlichste Arznei wider schwere Gedanken, pflegte dein Alter zu sagen."

Und die muntere, kluge Frau setzte sich ihm wieder gegenüber an den Tisch, richtete allerlei Fragen an ihn, die seine Geschichte ihr nahe gelegt, redete auf ihn ein mit der schlichten Weise eines gesunden Sinnes, bis er wieder heiterer dreinschaute, ihr die Hand drückte und ihr viel Liebes und großen Dank sagte für die Erleichterung seines Gemüts, die sie in ihm gewirkt habe.

In der That schien, nachdem Rainald sich der Mutter rückhaltlos vertraut hatte, seine Herzensschwere sich gemindert zu haben; freudiger als am Abend zuvor berichtete er beim Mittagsmahl den Hausgenossinnen von seinen Fahrten, von den Kämpfen um die Krone der Lombardei, von den Erlebnissen in Palermo, von der Gefangenschaft, die er mit dem Kanzler im Kellergewölbe zu Mailand erduldet, und von manch anderm Abenteuer, das Lust und Laune ihm eingab. Mit immer größer werdendem Staunen und merklicher Verwunderung hörte die Mutter dem Sohne zu, der so viel erlebt und erduldet in der Fremde. Rainald hatte eine gute Art des Vortrags, er wußte die Lauscher in Spannung zu halten, er verstand es, Furcht und Hoffnung, Trauer und Freude lebhaft zu schildern im Wechsel des Tones der sich jeglicher Handlung, je nach Ruhe oder Bewegtheit derselben, passend anschloß. Atemlos hing Winlint an dem Munde des Erzählers, der ihr eine Welt aufthat, von der sie als Kind in Sage und Märchen gehört, und die anziehender, lebendiger war in der greifbaren Wirklichkeit als in dem matthellen Zauber der Wunderhistorie. Wenn dann Rainald das eifrige Aufmerken des Mädchens sah, lachte er belustigt, und er unterbrach wohl seine Geschichte und fragte: „Gefällt dir das, Winlint? Ja, die Welt ist schön, aber bleibe du lieber unter dem Apfelbaume der Mutter, dort ist sie am schönsten."

Das Hauswesen der Frau Imma drohte in Unordnung zu geraten, die Arbeit wurde auf das Notwen-

digste beschränkt, weil man dem Ankömmling zu viel Zeit widmete, und Imma ließ es geschehen, sie wußte, daß bald wieder alles den geregelten Gang gehen werde. Als sie am Abend dem Sohne in seine Kammer leuchtete, sagte sie: „Rainald, nach dem, was ich vernommen, hast du Kaiser und Reich und auch der Kirche, dieser vornehmlich mit den heiligen drei Königen, gut gedient, so magst du es wohl noch weiter bringen in der Welt, und du mußt später an den Hof zurückkehren, denn bei dem, was ich immer gesagt, bleibe ich, ein Mönch sollst du nicht werden. Was ich sagen wollte, — Gepa, — ich habe darüber nachgedacht, — sie hat es treu mit dir im Sinne gehabt, sie hat viel verloren an dir, du hättest dich mit ihr aussprechen müssen, ehe du hierher kamst."

„Ich konnte es nicht, Mutter," erwiderte er entschuldigend, „ich will sie sprechen, aber bis das geschieht, muß sich noch mancherlei ändern in mir und — vielleicht auch in ihr."

„Gut wäre es," meinte Imma, „wenn sich alles wieder so fügte zwischen dir und ihr, wie es gewesen, ehe jenes Mädchen von Bacharach euch schied. Gepa hat viel verloren, großes Mitleid mit ihr bewegt mich, und ich liebe sie, weil sie dich liebt. Sie ist von vornehmer Geburt, ihr Bruder ist der mächtigste Mann im Reiche nach dem Kaiser. Hast du wohl bedacht, wie stark und selbstlos ihre Liebe zu dir sein muß, da sie dich erwählt hat, während wohl glänzendere Freier sie umworben haben? Ich bin stolz auf dich, mein Sohn, das Höchste

scheint mir nicht zu hoch für dich, du mußt Zeit und Gelegenheit nutzen, mußt suchen, dich aufwärts zu schwingen, Ruhm und Ehre sind die köstlichsten Erdengüter für einen Mann. Vertraue auf deinen Paten, er wird trachten, den zerbrochenen Bund zu heilen, wie er es dir in Toul versprochen."

Rainald schüttelte den Kopf. „Laß uns später davon reden," bat er kurz, „ich bin noch so müde und verwirrt von dem Erlebten, daß es mir widerstrebt, neue Pläne zu machen, da mir die alten fehl gegangen."

„Ja, wir wollen später davon reden," lenkte sie ein, „zürne mir nicht um ein voreilig Wort, ich meinte es gut, Gott wird dir den Rat eingeben, der dir zum Glücke verhilft."

Nach herzinnigem Gutenachtgruß trennten sich Mutter und Sohn.

Am andern Morgen ging Rainald nach Corvey, um Wibald dort zu begrüßen. Der Abt war im Krautgarten des Klosters, wo er dem Schaffen einiger Brüder zusah, die Schoten und Samenkapseln von Zier- und Nutzstauden sammelten. Wibald stand an einem Beete, auf welchem Aster und Herbstzeitlose ihre späte Blüte entfaltet hatten; in müßiger Betrachtung schaute er nach den Brüdern und nach den Blumen. Manches Jahr schon hatte er in diesem Garten das Blühen und Welken in sinnende Obacht genommen, von jeher hatte er diesem Gehege seine besondere Sorgfalt zugewandt, und immer neue Gedanken fand sein beschaulich Gemüt im Wechsel der Jahreszeiten, beim Anblick dessen, was sie schufen und

zerstörten. Früher war er selbst ein thätiger Arbeiter gewesen bei der Bestellung und Pflege von Blumen und Gesträuch, hatte selbst den Spaten geführt, die Bäume beschnitten, auch gepflanzt und gesäet; er hatte eine glückliche Hand gehabt in seinen Werken, alles war ihm wohlgeraten, und die Kürbis zumal, die er gezogen, waren immer die größten in der Gegend gewesen. Aber als umfangreichster Kürbis war ihm, trotz fleißiger Bewegung, im Laufe der Zeit sein Bauch erwachsen, der hinderte ihn jetzo an einer Thätigkeit, bei der er sich bücken und drehen mußte, und um des Bauches willen hatte er der Gartenarbeit entsagt.

Ein feinsinniger Zug lag auf den Lippen des rüstigen Greises, um seine scharf gezeichneten Mundwinkel zuckte meist ein humorvolles Lachen, und seine Augen unter vielbeweglichen Lidern verrieten wohlwollende Gesinnung. Sie konnten freilich auch zornige Blitze schießen, diese Augen, davon wußten die Brüder in Corvey zu sagen, und sie hüteten sich wohl, durch That oder Wort die Rauheit des Abtes herauszufordern. [81]).

Wibald hatte seinen einstigen Zögling längst kommen sehen, that jedoch als bemerke er ihn nicht, bis Rainald nahe an ihn herangetreten war und ihm seinen Gruß bot. Nun reichte er ihm nachlässig die Hand. „Gott segne deinen Eingang, Cyrille,“ begann er; „du kommst spät zurück, lange Zeit hast du gebraucht zu des Ovidius Beförderung.“

Rainald entschuldigte sich, er sei von dem Erzbischofe

zurückgehalten; Wibald achtete nicht sonderlich auf die Rede.

„Ja, — spät,“ fuhr er fort, „hättest die prächtigsten Rosen hier schauen können und die Sonnenblume, Helianthus; jetzt findest du nur Aster und Herbstzeitlose, aber freilich auch diese Blumen sind gut, ich möchte sie mit den Blumen der Wissenschaft vergleichen, welche den Mann gewöhnlich erst dann erfreuen und trösten, wenn ihm die Rosen verblüht sind.“

Rainald sah den Abt mit einiger Verwirrung über den seltsamen Empfang an.

„Willehalm hat mir erzählt, daß du wieder angelangt,“ sagte Wibald, riß mit den Fingerspitzen einige welke Blätter von Salbei und Fenchel ab, zerrieb sie in der Hand, hielt die Nase darüber und nieste; „ich hatte gedacht, du würdest zunächst deinen Weg zu mir nehmen, weil ich dich ausgesandt, aber es mag auch sein Gutes haben, daß du zunächst deine Mutter aufgesucht hast.“

„Für mich war es das beste,“ erwiderte Rainald gereizt, „und da ich wußte, daß der Herr Erzbischof Euch über meine Sendung geschrieben, hielt ich es nicht für unschicklich gegen Euch, zunächst die Kindespflicht zu erfüllen.“

Wibald streifte Rainalds blasses Gesicht mit flüchtigem Seitenblick, dann ließ er die Augen über den Garten schweifen. „Ja, mit der Sommerpracht ist es vorbei,“ nickte er, „wir müssen sehen, daß wir die Felder aufs neue bestellen im Frühjahr, mir macht die Kultur viel Freude, auch die Gartenkunst ist eine holdselige,

liebliche und löbliche Kunst; wie sagt Walafried Strabo, der Schieler:

Plurima tranquillae quum sint insignia vitae,
Non minimum est, si quis, Paestanae deditus arti,
Noverit obscoeni curas tractare Priapi — [82])

und so weiter — aber komm herein, mein Sohn, du hast mir wohl Grüße zu sagen von meinem Freunde, dem Erzbischofe von Köln, auch habe ich mancherlei von dir zu erfragen."

Sie schritten hinaus aus dem Garten, Rainald folgte dem Abte in ein weites Turmgemach die Steintreppe hinauf; trotz des beschwerlichen Aufstiegs hatte Wibald den Wohnraum nicht gewechselt, er unterzog sich nach wie vor der Pönitenz des Treppensteigens, sie war ihm zuträglich.

Dort oben saßen die Männer und schauten über das Stromthal der Weser hinweg nach den Höhenzügen des Solling. Rainald bestellte die Grüße von Köln, gab den Brief des Erzbischofs ab, und Wibald begann zu fragen, nachdem er das Schreiben sorgsam gelesen. Anfänglich mußte Rainald ihm von den Weltbegebenheiten genauen Bericht erstatten, dann kam die Rede auf das, was den Heimgekehrten persönlich anging. Wibald war ein Meister im Fragen, er forschte schlau und scharf, aus kleinen Anhaltspunkten gewann er große, richtige Schlußfolgerungen, und es währte nicht gar zu lange, da hatte er trotz Zögerns und Widerstrebens aus Rainald herausgeschöpft, was er hören wollte.

Er trat an das Fenster und wandte Rainald den

Rücken. „Du Thor,“ schalt er, „du einfältiger Thor, — eine Steinlast hast du durch die Jahre geschleppt, während du doch gemächlich und unbeschwert einherfahren konntest! Hans im Glücke, ärgern sollte man sich in deiner Seele über die Händel, die du getrieben, über die täppische Faust, mit der du in das Glücksrad gegriffen, da dein Spiel so günstig stand. Und das alles um einer Dirne willen.“

Rainald fuhr auf von seinem Stuhle. „Habt Ihr mir weiter nichts zu sagen, Herr?“ fragte er scharf.

Wibald drehte ihm das Gesicht zu. „Das beste, vornehmste Weib hattest du gefunden,“ polterte er, „die heiligen drei Könige hatten dir einen schönen Schmuck um dein Haupt gegeben, aus einem geringen Höfling warst du der Freund des Reichskanzlers geworden, aber die Sünde der Kreatur haftet auch an dir, was dir der Himmel gegeben, hat die Erde dir wieder genommen. Uns und dir zur Ehre hatte ich dich ausgesandt, aber als ein schlechter Bote bist du vom Wege abgeirrt und in den Sumpf geraten.“

„Was ich gethan, verantworte ich selbst vor jeglichem Richter,“ rief Rainald bitter, „was ich verloren, ist die Sühne für das, was ich gewonnen. Ich bin nicht gekommen, mir Liebes von Euch sagen zu lassen, aber auch das Unliebe könnt Ihr für Euch behalten. Laßt mich gehen, ich möchte bei Eurem Schelten vergessen, daß Ihr ein Priester seid, der nicht verdammen, sondern erretten, der nicht verwunden, sondern heilen soll. Ich halte mich

an das, was mein gnädiger Herr, der Erzbischof von Köln, mir gesagt hat. Lebt wohl!"

Er eilte an die Thür, Wibald hielt ihn zurück. „Und ich lasse dich nicht also von dannen ziehen," lenkte er begütigend ein und zog Rainald am Arme. „O du brausewindig Menschenkind, bist du denn noch immer der Alte geblieben trotz der Trübsal, die du erduldet? Schlägt bei dir noch alleweil die Flamme zum Oberstüblein heraus, wenn man dir eine Kohle auf die Fußspitze fallen läßt? Hier sollst du sitzen, wir wollen ein Kännlein mit einander trinken, wie wir es an jenem Morgen gethan, da du nach Köln abrücktest. Schau, es gefällt mir," fuhr er fort, als Rainald zweifelmütig sich niedergesetzt hatte, und das freundliche Zucken um seine Mundwinkel wurde wieder bemerkbar bei den Worten, „es gefällt mir, daß du unwillig geworden bei meinem Tadel, ein Mann, der sich selbst verloren hat, läßt die harten Vorwürfe getrost über sich ergehen, wer aber auf festem Boden steht, einig mit sich und dem höchsten Richter, der findet leicht den Vorwurf der Menschen zu hart, ohne doch selbstgefällig zu sein; Rainald, das Herz, das der einzelne in der Brust trägt, verdammt schwerer und tröstet leichter als alles, was außerhalb desselben ist."

„Und gekränkt hat mich in Eurer Rede, daß Ihr das Herz ganz außer Anschlag gelassen," erwiderte Rainald. „Zuerst habe ich gehandelt wie ich wollte, nachher wie ich mußte, und Wollen und Müssen kam beides aus einem Herzen, das es gut zu machen gedachte und es

doch schlecht machte, nachdem es ein einzig Mal irre an sich selbst geworden."

Wibald hatte während dieser Rede den Wein aus einer Wandnische hervorgelangt, zwei Kelchgläser gefüllt und Rainald eines davon zugeschoben.

„Wisse," sagte er und setzte sich an den Tisch, „vor wenig Tagen ist uns die Nachricht zugegangen, daß Heloise, das Weib Abälards, gestorben und in der Kapelle von Paraklet an der Seite des Geliebten bestattet ist.[83]) Lebhafter hat mich der Liebenden Erdengeschick wieder beschäftigt nach Empfang der Trauerkunde, und seltsam gemahnt mich deine Erzählung an den großen Scholastiker, der auch strauchelte, als er die schöne, gelehrige Jungfrau zu Paris im Hause ihres Oheims Fulbert gesehen."

„Vergleichet nicht Abälard und mich, nicht den Sperling mit dem Adler," versetzte Rainald niedergeschlagen, „vergleichet auch nicht jene Heloise mit Jolinka, denn wären beide auch gleich schön und gelehrt gewesen, sie waren verschieden im Glauben. Sicherlich ist Heloise selig im Herrn entschlafen und Jolinka — lasset mich davon schweigen, der Gedanke wird bitterer durch das Wort."

„Freilich," meinte Wibald, „nicht jedem ist Gnade gegeben wie der heiligen Marcella, von der Hieronymus schreibt, daß sie unter dem Paukengetöne biblischer Sprüche trockenen Fußes über das rote Meer der sündigen Welt geschritten sei; daß aber deine Jolinka fortdauernd ausgeschlossen sei von der Seligkeit, brauchst du nicht zu

besorgen, denn du kennst nicht ihre Gedanken, die sie im Sterben gehegt hat, kennst noch viel weniger die Gedanken Gottes über sie. Mich aber will bedünken, und darum sprach ich von Abälard, du hättest Grund, zu sorgen, wie du den Schaden heilen mögest, den du, wie du dir selbst nicht verhehlst, in seinen Anfängen zugerichtet, und da wäre mein Rat, du kämest zu mir, wie Abälard einst zu dem Abte von Clugny gegangen ist, und schiedest dich von der Welt."

„Nimmermehr, — das sei ferne von mir," versetzte Rainald entschlossen, „denket nicht, hochwürdiger Vater, Ihr habet einen Mann vor Euch, der an Seele und Leib gebrochen; ich habe noch mancherlei auszurichten da draußen, ich will zurück zum Kaiser und seinem Kanzler, von der früheren Saat zwar hoffe ich nicht zu ernten, so will ich eine neue, bessere ausstreuen."

„Verlaß dich nicht auf den Rohrstab der Welt," warnte Wibald, „wenn du dich darauf lehnst, durchbohrt er dir die Hand, — aber thue, was du willst," setzte er rasch hinzu, „was für den einen taugt, taugt nicht für den andern, bleib einstweilen im Solling, trachte dem Frieden nach, wie dir dein Pate geraten, besuche mich zuweilen, du bist mir immer willkommen, und wenn es dir behagt, setze dich unten in die Bücherei, wo du früher so gern verweiltest."

Er brachte das Gespräch auf andre Dinge und führte Rainald alsdann in den Speisesaal, wo die Brüder zur Mittagsmahlzeit sich versammelt hatten. Die freundlichen Worte der Begrüßung, die ihm von allen

Seiten zugesprochen wurden, thaten Rainald wohl, und als er am Nachmittag über das raschelnde Laub den Berg hinanstieg, stellte er tiefsinnige Betrachtungen an über das Glück und wo es wohne.

Frau Imma hatte recht gehabt, in dem Wiedenschlößchen ging bald alles wieder seinen geregelten Gang, die Weiber lagen den gewohnten Beschäftigungen ob und Rainald besuchte zuerst die Gefreundeten in der Umgebung. Manche Stunde verweilte er bei solchen Gängen auf dem Fürstenberge, dort hatten die Grafen von Everstein, denen das Schloß jetzt gehörte, einen Vogt bestellt, der die Gerichtsbarkeit in ihrem Namen über den Bezirk ausübte, und dieser schlichte, gerade, in allen Weidmannsregeln wohlgeschulte Mann, dem die Pflege der Jagd schier höher zu stehen schien als die Sorge um Weib und Kind, gefiel Rainald besonders wohl. Herr Marquard von Gladebeck stammte aus einer Vasallenfamilie der Eversteiner, er war seinen Lehensherren treu ergeben, das wußten sie, und sie ließen ihn frei schalten und walten inmitten seines Haus- und Jagdgesindes, dem er in väterlicher Strenge und Zucht vorstand. Früher hatte er Rainald unterwiesen in Weidmannskunst und Brauch, hatte ihm den pfäffischen Rock verleidet, wo und wie er nur gekonnt, und freute sich nun über die Wandlung, die an dem Heimgekehrten in Wesen und Kleidung vor sich gegangen, hegte auch gute Zuversicht, der Halbsieche werde bald wieder frisch und stark sein, und die Luft im Sollingerwald werde ihm das finstere Gewölk von der Stirn blasen.

Rainald durfte im Fürstenberger Gebiete jagen, so viel und so weit er begehrte, und er nutzte die verstattete Freiheit als ein holdes Geschenk. Daneben kümmerte er sich um das Hauswesen der Mutter, übte die wiedererwachende Kraft im Fällen von Bäumen für den Winterbedarf und in andrer nutzbringender Arbeit, die ihn ermüdete und seine schweren Gedanken zerstreute. Und als der Winter mit großer Macht seinen Einzug gehalten, als Regen, Schneefall und Sturm ihr Unwesen trieben, ging er oft, wenn längerer Aufenthalt draußen unleidlich, hinunter nach dem „goldenen Corvey", saß in dem Büchersaale und las von dem Leid der Liebe, das in den Schriften hier und da verborgen stand, das Menschen vor ihm getragen, das er nachempfinden und ermessen konnte, jetzt, da es ihm selbst nicht fremd geblieben. Immer wieder griff er nach Ovids Heroiden, nach den Briefen voll brennender Sehnsucht und schmeichelnder Klage, und am liebsten las er den Brief der Phädra, von dem Jolinka gesprochen in jener wilden Nacht zu Palermo, an dem Lager des Spielvogels; er gedachte an sie, an ihr heißes Herz, er verfolgte in Gedanken ihre und seine Wege bis dahin, wo Feuer und Rauch alles verhüllten, dann neigte er die Stirn auf die Blätter und leise kam es von seinen Lippen:

Qui mihi nunc saevit, sic tibi parcat amor.

Allgemach wurde der Stachel des Schmerzes, den die Erinnerung für ihn barg, stumpfer, die Zeit nahm ihm die Schärfe, und die Arbeit in frischer, klarer Luft wirkte in dem gesundenden, jugendlichen Körper ein weniger

krankhaftes Empfinden. Heilsamer jedoch als Luft und Arbeit erwies sich für Rainald die erhabene Ruhe des Hochwaldes, das ungestörte Gleichmaß der kommenden und gehenden Tage, die sorgende Liebe, die daheim um ihn walteten. In schimmernder Schneenacht, unter den Baumriesen, wo er das Wild belauerte, in traulicher Abendstunde am knisternden Feuer, wo er die Zeit verplauderte, fühlte er die Steinlast von sich genommen, von der Wibald gesprochen, und die springenden Flammen des friedlichen Herdes gemahnten ihn bald nicht mehr an die schreckhafte Glut, deren Leuchten ihm in Köln die Augen verwundet hatte. Die Liebe zur Mutter aber lenkte sein Herz dem Göttlichen wieder zu, nachdem es solange auf weltliches Glück allein gerichtet gewesen war. Wenn er am hellen Sonntagmorgen die Mutter den Berg hinab zur Kirche führte, wenn er sie dann im Stuhle sitzen und die Lippen im Gebet regen sah, im Gebet, das auch für ihn, und für ihn wohl zumeist, gethan wurde, dann kam eine seltsame Bewegung über ihn, dann erschien ihm die alte, schwache Frau so stark, als könne sie Engel herniedersteigen lassen, die auch ihn hinaufzutragen vermöchten in ewige Klarheit, und er einte sein Gebet im stillen mit dem der Mutter.

Fröhlich gewahrte Frau Imma, wie die Wangen des Sohnes sich allmählich wieder färbten, wie er den Kopf höher und stolzer trug, als da er gekommen, wie eine größere Zuversicht sich in seiner Haltung kund gab; sie sagte nichts mehr von Abschiednehmen, sie wollte kein Wort reden, das Rainald verletzen konnte und ihr selbst

weh that, sie wollte ruhig warten, bis es ihm gefiel, rühmlichere Wege zu gehen, wenn sich gleich oftmals in ihr der selbstlose Wunsch regte, ihren Liebling in hoher Ehre beim Kaiser zu wissen, denn zu hoher Ehre war er geboren, das glaubte sie als Mutter am besten zu wissen.

So verging der Winter, der Schnee zerfloß, das Eis zerschmolz, in den Bäumen stieg der Saft, und Knospen durchbrachen die starre Rinde. Die Vögel vom Süden kamen mit den lauen Lüften, die Welt stand wieder offen, und die Herzen der Menschen thaten sich auf, den Maien zu empfangen.

Der Apfelbaum vor dem Wiedenschlößchen stand in Blüte, und an einem warmen Spätnachmittage hub sich dort Fiedelschall von Rainalds Hand, die des Spielens fast ungewohnt geworden war. Er hatte vom Kloster eine Geige mitgebracht, saß auf der Bank, stimmte die Saiten und hell klang seine Stimme in das Gehege:

Das Eis, so der Heiden
That herbeste Not,
Das ist nun zergangen,
Die Welt steht umfangen
Von Blumen rot.[84])

Und an dem Stamme des Baumes stand Winlint, sie schaute dem Spiele des Sängers zu, und ihr Herz horchte auf, ob er ihr nicht im Liede ein Wörtlein von Liebe singen und sagen wolle. Er that es nicht, und sie hätte es so gern vernommen, er liebte sie wie ein Bruder, und sie liebte ihn ganz anders wie eine Schwester; das aber

wollte und durfte sie nicht merken lassen. Verwundert hatte sie Frau Imma in der Winterzeit zuweilen gefragt: „Warum kommt Hezilo, der Jäger von dem Schlosse, nicht mehr zu uns, der doch früher fleißig Umschau hielt nach dir?“ Dann hatte Rainald neugierig aufgeblickt und Winlint war rot geworden, hatte gesagt, sie wisse den Grund nicht, obschon sie ihn wohl gewußt hatte.

„Die Welt steht umfangen
Von Blumen rot —“

sang Rainald, die Liedlust, das Sehnen in die Ferne, der Drang nach Thaten im Heerbann des Kaisers waren wieder mächtig in ihm erwacht mit dem blühenden Frühling, und der Gruß, mit dem er den Maien willkommen hieß, war die erste Kundgebung neuerstandener Lebensfreude.

Über die Welthändel hatte er sich in Corvey unterrichtet, der Papst Viktor war gestorben, an seiner Stelle setzte Paschalis den Kampf gegen Alexander fort; denn noch immer und heftiger als vor Jahresfrist tobte der Streit zwischen Kirche und Reich; der Kaiser lag vor Ancona, und der Kanzler war mit gewaltigen Heermassen nach Rom aufgebrochen, um die ewige Stadt zu unterwerfen. Rainald trieb es in das bunte Gewühl zurück, unwürdig erschien es ihm, in geschäftigem Müßiggange fern von seinem Paten zu sein, dem er nutzen konnte, ihn verlangte nach einem starken Ringen mit äußern Feinden, nachdem der innere Feind kaum zu Ruhe gebracht war, und jetzt, wo er unter dem blühenden

Baume friedliche Lieder sang, begehrte er auch Gepa wiederzusehen, es wurde ihm leid, daß er sie allein gelassen in ihrem Gram, daß er ihr all die Liebe mit Undank gelohnt hatte, die sie für ihn im Herzen getragen. Von diesen Gedanken aber verriet er nichts, und auch in der Folgezeit sprach er nicht von Abschiednehmen, er glaubte die Mutter zu kränken, wenn er sie verlasse, denn die sonst so muntere Frau war matt und gebrechlich geworden beim Scheiden des Winters; Rainald betrachtete sie oftmals mit sorgender Miene, und in dieser Sorge unterdrückte er jeglich Begehren, das mit der Kindesliebe unvereinbar, hoffte auf den Sommer, der die Mutter stärken sollte, und blieb daheim.

Der Sommer kam und schied, die Äste des Apfelbaumes bogen sich unter der Fülle reifer Früchte, aber nicht wie früher kam die fleißige Frau Imma, seine Zweige zu entlasten; sie lag in ihrem Kämmerlein, sie sorgte sich nicht mehr um Erdengeschäfte. An einem Morgen im Spätherbste stand Rainald über sie gebeugt an ihrem Lager und lauschte ihren letzten Atemzügen. Die waren bald gethan, friedlich hatten die Augen der Mutter sich geschlossen zum letzten Schlafe, der Sohn brauchte sie nicht zuzudrücken, er neigte sich nieder, küßte die feuchte Stirn der Verklärten und wandte sich ab. Ein gewaltiger Schmerz ging durch seine Seele, es war ihm, als arbeite das Herz sich hinauf in den trockenen Schlund, als würden ihm die Schultern gewaltsam nach vorn gebogen, und als er so stand von leichtem Schauder ergriffen, als er im stummen, thränenlosen Weh die

Hand auf das Gesicht gepreßt hielt, fühlte er seinen Hals von zwei weichen Armen umschlungen, und er sah zwei blaue Augen voll inniger Zärtlichkeit auf sich gerichtet.

„Winlint,“ begann er mit halberstickter Stimme und löste sich sacht aus der Umarmung, „Winlint, armes Schwesterlein, auch du hast sie lieb gehabt, die gute Frau, und nun ist alles aus, auch ich muß dich verlassen, ich will hinunter nach Corvey, denn die Welt ist mir verödet.“

Er führte sie hinaus aus der Kammer, sie lehnte den Kopf mit den langen flächsenen Zöpfen in ungestümem Schmerze an seine Brust und bat unter bitterlichem Weinen: „Du sollst nicht von mir gehen, du hast noch Liebe genug in der Welt —“

„Für manchen wär es genug,“ unterbrach er sie milde, „Liebe genug, — deine Liebe, Kind, das ist viel und doch wenig, — zu wenig für mich; ich will für dich sorgen, Winlint, Hezilo soll wiederkommen, du sollst nicht verlassen sein, du sollst noch glücklich werden.“

Da ließ sie ab von ihm, setzte sich in zwiefachem Schmerze an das Fenster der Stube und schaute nach dem Walde, wo die Blätter fielen, eins nach dem andern, müde und welk, im geräuschlosen Zuge des Todes. Rainald war fortgegangen, auf einer Bergkuppe, unter einer Eiche lag er und sah demselben Spiele der Blätter zu, heimlich weinte er dort, dann raffte er sich auf und ordnete alles zur Grabesleite der Mutter und zu seinem eignen Urlaube von der Frau Welt.

Am Morgen nach dem Tage, an dem man Frau Imma zur Ruhe bestattet, ging Rainald zu Herrn Marquard nach dem Fürstenberge, er kam bald zurück mit einem Pergamente, darin stand geschrieben, daß er Winlint das Wiedenschlößchen nebst allem Zubehör zu Erb und Eigen geschenkt habe.

„Und nun getröste dich," sagte er zu Winlint, die vor der Thür stand, und gab ihr den Brief; „bald wird Hezilo hier sein, ich war vorhin bei ihm, weise sein Werben nicht zurück, er ist ein treuer Mann und meint es gut mit dir. Mich aber laß ziehen, wohin der Mut mich treibt, ich komme zuweilen von dort unten herauf und frage nach euerm Ergehen."

Er ging in das Haus, schnallte den Geldgurt um den Leib, denn nicht ohne Entgelt wollte er die Gastfreundschaft des heiligen Vitus genießen. Den Becher aber, den ihm die Kaiserin geschenkt und den die Mutter neben dem Gelde verwahrt gehalten hatte, trug er Winlint zu. „Trinke du einen reicheren Minnesegen daraus, als er mir beschieden war," wünschte er ihr, „er soll meine Hochzeitsgabe für dich sein. Leb wohl, Winlint, werde glücklich!"

Sie hielt ihn wortlos umfangen, sie schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wolle. Dann zog Rainald den Schimmel aus dem Stalle, grüßte noch einmal kurz und schritt den Berg hinab. Langsam, gesenkten Hauptes, wanderte er die Straße, mit wehmütigem Worte beruhigte er sein gezäumtes und gesatteltes Tier, das er dem hei-

ligen Vitus zuführen wollte und das lustig in den hellen Morgen hineinwieherte.

So gelangte er über die Weserbrücke an die Pforte des Gartens von Corvey. Dort trat ihm an einem der Steinpfosten Abt Wibald entgegen, reichte ihm die Hand und sah ihn schweigend an, mit feuchten, rotumrandeten Augen, mit der Miene eines Trauernden.

„Was fehlt Euch, Herr?“ fragte Rainald besorgt. „Ihr seid betrübten Gemütes, Ihr habt geweint.“

Wibalds Lippen zuckten. „Ich habe geweint,“ nickte er, „ich schäme mich der Thränen nicht, ich habe geweint um des Reiches Krone, der goldene Reifen hat einen Sprung bekommen, als er so fest wie nie zuvor auf dem Haupte des Kaisers Friedrich saß.“

„Redet, was ist geschehen?“ bat Rainald erschrocken.

„Rom war in die Hände des Kaisers gefallen,“ berichtete Wibald, „Paschalis hatte ihn gekrönt in Sankt Peter am ersten des Erntemonats, und Alexander war nach Benevent entflohen; aber die Herrlichkeit war kurz, von der höchsten Höhe der Macht ist Friedrich jäh hinabgestürzt in schaurige Tiefe, aus der giftigen Sumpfluft ist der Würgengel über das Heer gekommen, mehr denn zwanzigtausend Deutsche hat die Seuche hinweggerafft an den Mauern Roms, unter ihnen“ — Wibalds Stimme bebte — „auch deinen Paten — meinen Freund —“

Rainald stand wie vernichtet, sprachlos, mit halbgeöffneten Lippen starrte er den Abt an. Dieser fuhr hastig fort:

„Am Vorabend der Himmelfahrt Mariä ist der Erzbischof gottselig im Herrn entschlafen, über zweitausend Edle sind der Pest zum Opfer gefallen, mit genauer Not hat der Kaiser die Reste des blühenden Heeres über die Alpen geführt aus dem Greuel der Verwüstung, ganz Italien jubelt, Alexander frohlockt über die vermeintliche Wirkung seines Bannfluchs, an dessen Stärke das Volk jetzt glaubt, — die Mailänder bauen ihre Stadt wieder auf, die Lombardei ist verloren, des Kaisers Mühe ist umsonst gewesen."

„Haltet ein, — nein, fahret nur fort," rief Rainald erregt, „Herr, von wem wißt Ihr das alles?"

„Spät und immer noch zu früh findet solche Kunde von fernher den Weg zu uns," entgegnete Wibald, „man hat mir von Paderborn einen Boten mit Briefschaft gesandt, der Kaiser weilt in Köln, dorthin hat man die irdischen Reste deines Paten übergeführt und in den nächsten Tagen sollen sie in der Domkirche feierlich beigesetzt werden."

„So danke ich Gott, daß er mir diese Nachricht heute und nicht später hat zukommen lassen," sagte Rainald. „Wisset Ihr noch mehr, Herr?"

„Nein," versetzte Wibald, „es ist genug des Unheils."

„Ich bin hergewandelt," begann Rainald nach kurzem Schweigen, „um dem heiligen Vitus Leben und Gut zu weihen; der Fingerzeig, welchen ich jetzo erhalten, weist mich auf andre Wege; ich reite nach Köln, ich will ge-

genwärtig sein bei der Bestattung, ich will den Kaiser sprechen, habe auch noch anderweit zu schaffen in der bischöflichen Pfalz."

„Reite, ich halte dich nicht," sprach der Abt, „Gott weiß es, ich zöge mit dir, wäre ich jünger und stärker, — aber verschiebe die Reise, ich will dir Briefe mitgeben —"

„Größte Eile thut not, will ich noch rechtzeitig kommen, vielleicht ist es schon zu spät," unterbrach ihn Rainald, „sucht Euch einen andern Boten, ich werde Euch genauen Bericht erstatten über alles. Grüßet die Brüder und behaltet mich im guten Gedenken."

Der Abt umarmte und küßte ihn, dann legte er ihm die Hand segnend auf das Haupt. „Durch Wolken zur Sonne geht der Menschen Weg," sagte er leise, „du hast viel Trübsal gehabt, möchte es Gott gefallen, dir hinterher viel Freude zu schenken. Vergiß des Wiederkommens nicht, aber bleibe getrost fern, wenn es eine begehrt, die ich dir nicht zu nennen brauche."

Rainald schüttelte traurig den Kopf, und nachdem er noch einige Worte mit Wibald gewechselt, schwang er sich in den Sattel. Die alte Spannkraft schien über ihn gekommen, mit ermunterndem Zuruf trieb er den Schimmel an, und durch aufwirbelnde Blätter und stiebenden Kies ritt er hinaus in die blaue Weite.

Oben aber, auf der Lichtung vor dem Wiedenschlößchen, stand Winlint und schaute verwundert ihm nach mit thränenschweren Augen; dann ging sie zurück in den ver-

ödeten Garten, setzte sich dort auf die Bank, blickte scheu nach dem goldenen Becher und dem gesiegelten Schenkbriefe neben ihr und seufzte aus beklommener Brust, bis Hezilo kam und ihren Gedanken eine andre heilsame Richtung gab.

XVIII.

Schluß.

Wieder wie einst, da der Erzbischof Rainald von Dassel den Reliquien der heiligen drei Könige die Peterskirche in Köln als Ruhestätte gewiesen hatte, rüstete sich die Rheinstadt zu kirchlicher Feier, aber nicht wie einst waren die Gemüter freudig gehoben, schweres Leid drückte die Genossen des Gemeinwesens, sie schickten sich an, die Hülle ihres Vaters und Wohlthäters zu bestatten, der ihnen die seligen ersten Bekenner Christi zugeführt hatte und der nun als toter Mann denselben Weg über die Alpen gefahren war, auf dem er früher die drei Magier geleitet hatte, auch ein seliger Bekenner des Herrn und aller menschlichen Ehre wert.

Es war am Tage Allerseelen, früh am Morgen schon brannten hinter den Gittern der Friedhöfe auf den Gräbern, die mit den roten Beeren der Eberesche ausgeschmückt waren, Kerzen und Lämpchen im dunstigen Nebel, an den Straßen flatterten Fahnen von schwarzem Tuch, die Häuser standen in ernstem Schmuck von grünen, weißbebänderten Kränzen, und ein dumpfes Schweigen lag auf den Gassen trotz der Menge des Volks, das dort sich bewegte.

Viel Gäste weilten in der Stadt; Geistliche und Laien hohen und niederen Standes, Trauernde und Neugierige waren von nah und fern erschienen, und die Herbergen vermochten kaum allen Fremden gebührenden Raum und nötige Pflege zu gewähren. Auch Rainald von Wieden war am Abend zuvor angelangt, er hatte unterwegs den Tag der Feier ausgemittelt und hatte die Reise über Gebühr beschleunigen müssen, um noch rechtzeitig zu kommen. Von dem Wirte in der Rheingasse war ihm noch spät ein Lager beschafft, in der Frühe hatte er sich bei einem Händler mit neuem Trauergewande ausgerüstet, nun schritt er in einen schwarzen Mantel gehüllt durch die Straßen nach dem Judenfriedhofe vor dem Thore. Dort an der Stelle, wo einst der Blutspruch vollstreckt war, blieb er stehen, setzte sich müde auf einen Baumstumpf, und seine Blicke irrten über den welken Rasen, an dem der Rauhreif glitzerte. Keiner störte ihn dort, sacht glitt der Lufthauch durch die raschelnden Blätter am Hagen, über das lispelnde Gras, das sich längst wieder emporgerichtet hatte, seit es damals zertreten, kein sichtbar Zeichen gemahnte an vergangenes Grauen, der Wind war so oft seit jener Zeit über die kahle Halde gefahren, er hatte verweht, was die Menschen zurückgelassen, verweht und zerstreut, auch die Asche Jolinkas, und was er nicht mit sich genommen hatte, war von den Halmen überwuchert.

Allerseelentag! Keine Lichtflamme brannte hier an gemiedener Stätte, aber die Lichtstrahlen der Gottessonne leuchteten hier wie anderwärts auf den gelbgrünen

Grund, und über den Zaun am Judenacker fielen auch hier die roten Beeren der Eberesche wie blutige Thränen.

Rainald erhob sich, flüchtig fuhr er mit dem Ärmel über die Augen und ging nach der Stadt zurück; er nahm seinen Weg nach der Bischofspfalz.

In einer Ecke der Hochstraße, an der vorspringenden Wand eines Hauses kauerte ein Bettler und streckte ihm mit dringend heischender Armbewegung den Hut entgegen. Rainald blieb stehen und musterte den verlumpten Gesellen. „Camillo!“ sagte er mit einem geheimen Schauder, „ist es nun ganz zu Ende mit deiner Narrenherrlichkeit?“

Der Bettler stutzte, schob mit dem Finger die schlaffen Augenlider in die Höhe und blinzelte den Sprecher an. „Eh,“ kicherte er im Fisteltone mit widerlichem Grinsen; „wann hätte die Narrheit der Welt wohl ein Ende? Alle Menschen sind Narren, die einen gehen in Samt und Seide, das sind die klugen, die andern hocken in Hadern, das sind die dummen; und die Dummen, die das Zipperlein haben, wie ich, das sind die dümmsten. Gebt mir ein Geldstück, Herr, ich möchte mir eine Schellenkappe kaufen statt dieses Hutes, der nicht recht klingelt, wie ich es gewohnt bin.“

Er zog den zerfetzten Mantel zusammen, als ob er friere, sah Rainald quer an, als mühe er sich, mit den wohlbekannten Zügen alte Begebnisse zu verbinden, dann rief er:

„Ihr seid mir noch Schmerzensgeld schuldig für die Ohrfeige im Königsgarten von Palermo, für den Schwert-

schlag am Hügel der Albidia, hihi, gebt nur her, gebt nur her, und habt Ihr selbst Schmerzensgeld nötig, so laßt es Euch zahlen, ja, laßt es Euch zahlen, es gibt viel reiche Leute in Köln, an himmlischen Gütern zumal ist kein Mangel."

Rainald warf ein Silberstück in den Hut und eilte ohne den Dank abzuwarten hinweg nach dem bischöflichen Hause; er stieg die Stufen zur Halle hinauf, die er so oft betreten, aber zwei Palastdiener wehrten ihm den Eintritt in das Innere des Gebäudes.

„Wiho," sagte er zu einem der Graubärte, „du weißt, warum ich komme, und du weigerst mir heute den Zugang, der mir sonst Tag und Nacht frei gewesen? Ich will zum Kaiser, gebt Raum, ich muß hinein!"

Da flüsterten die beiden und ließen ihn ehrerbietigst durch.

Überrascht blieb Rainald unter dem offenen Thürbogen stehen, die Halle war mit schwarzem Tuch ausgekleidet, in ihrer Mitte stand auf niedrigem, mit schimmernd-weißen Stoffen umhangenen Katafalk der Metallsarg, der die irdischen Reste des Erzbischofs umschloß; Kruzifix, Hirtenstab und Schwert waren darübergelegt; rechts und links von dem Sarge saßen zwei Mönche von Sankt Pantaleon, welche die Totenwache während der Nacht gehalten hatten. Flackernde Kerzen in schweren, vielarmigen Leuchtern streuten ihr Licht aus, der Duft des Weihrauchs erfüllte die Luft, nichts als das Knistern der Kerzen unterbrach das feierlich erhabene Schweigen ringsum.

Rasch hatte Rainald die Thür hinter sich zugezogen, mit kaum hörbaren Tritten näherte er sich dem Sarge und kniete am unteren Ende desselben auf die Stufe des Gerüstes zum Gebete nieder. Außer den beiden Mönchen hatte er keinen Menschen in der Halle wahrgenommen, aber es war noch einer da, der zu Häupten des Toten sich gebeugt hatte, als Rainald eingetreten war; dieser Mann richtete sich jetzund zu stattlicher Größe empor, wandte sich seitwärts und spähte nach dem unberufenen Fremden, dessen Eintreten sein scharfes Ohr wohl vernommen hatte. Es war der Kaiser Friedrich. Leise trat er an den Betenden heran, das Klirren des goldgeschuppten Schwertriemens verriet seine Anwesenheit. Rainald hob die Augen, sprang auf und umschlang die Kniee des Kaisers. „Mein Herr, mein kaiserlicher Herr," rief er flehentlich, „vergebt mir, wenn ich gestört habe."

Friedrich winkte ihm, er möge aufstehen. „Mich hast du nicht gestört," sagte er, „und jenen" — er deutete nach dem Sarge — „stört nichts mehr. Ich wußte, du würdest kommen, ich habe dich erwartet, wie hättest du auch fern bleiben sollen am heutigen Tage, hat doch dein Pate noch in letzter Stunde von seiner Schwester und von dir gesprochen, da ich bei ihm war in Rom; er vergaß nie das Kleine über dem Großen, sein Herz hatte Raum für vieles zu gleicher Zeit."

Rainald schien die Worte halb überhört zu haben, er schaute mit unruhigem Blicke dem Kaiser in das Gesicht. „Herr," begann er besorgt, „auch Ihr seid krank gewesen, auch Euern starken Körper hat die schlimme

Seuche berührt, Euer Antlitz sagt es mir, auch in Euch hat das Fieber gewühlt."

„Nein," erwiderte Friedrich und wiegte das Haupt, „über diesen eisernen Leib hat die Sumpfluft nichts vermocht, aber der Gram, den ich getragen in den letztverwichenen Monden, vermag auch harten Stahl zu zerfressen. Komm," fuhr er fort und sah nach den Mönchen, die seine Rede scheinbar unbeachtet gelassen, „wir wollen gehen, nach einer kurzen Weile kehren wir hierher zurück, wenn alles geordnet ist; bis dahin magst du bei mir bleiben."

Rainald folgte dem Kaiser, dieser stieg die Treppe zu den oberen Räumen des Palastes empor und öffnete die Thür zu den Gemächern, die Gepa früher bewohnt hatte. Zaudernden Fußes trat Rainald über die Schwelle; in der vorderen Stube saß in einem hochlehnigen Stuhle die Kaiserin Beatrix, sie war von Aachen gekommen, den Gemahl zu begrüßen nach dem traurigen Zuge aus Welschland. Leutselig empfing sie Rainald, der sich auf ein Knie vor ihr niedergelassen hatte, freundlich strich ihre Hand über sein Haar, durch das einst Gepas Finger an derselben Stelle des Gemaches kosend geglitten waren.

„Steh auf," befahl die hohe Frau milde, „Gott hat es gefügt, daß wir uns im Leid wiedersehen, nachdem wir zu Pavia in Freude von einander geschieden. Vieles hat sich gewandelt seitdem; was gewonnen war ist zerronnen und mehr noch als das."

„Mehr noch als das," wiederholte Rainald ergriffen, „mehr an Großem und Kleinem; kaum zu tragen wäre

der Verlust, aber noch haben wir den Kaiser und — Euch, hohe Herrin!"

Tieftraurig irrten seine Blicke durch das Gemach, alles war fast unverändert in der Einrichtung, nur das Behagliche langbewohnter Räume war geschwunden, die Kühle flüchtigen Gastbesuchs machte sich fühlbar.

„Auch hier ist die Zeit nicht spurlos vorüber geschlichen," fuhr die Kaiserin fort, „du schaust dich um, als seien Wand und Gerät dir wohl vertraut, als erwartetest du noch eine, die früher hier geweilt und von der ich wohl gehört, wie nah sie dir gestanden."

„Sagt es mir, Herrin," bat Rainald lebhaft, „ich habe mich gescheut, in Köln zu fragen, Ihr habt erraten, was ich wissen möchte, sagt mir, was ist — was ist mit Gepa geschehen?"

Voll inniger Teilnahme betrachtete ihn Beatrix. „Wenn du nach St. Ursula kommst," erwiderte sie gedehnt, „wenn du dort nach der Äbtissin fragst, so wird man dich an Gepa weisen."

Ruhiger, als die Kaiserin erwartet hatte, nahm er die Botschaft auf.

„Ich ahnte es wohl," seufzte er, „ich ahnte es wohl, sie würde denselben Weg gehen, den ich gehen wollte, — mit mir ist es anders gekommen."

„Schon ein Jahr lang hat sie bei den Ursulinerinnen gelebt," erzählte Beatrix, „vor kurzem ist ihre Patin Gepa aus diesem Leben geschieden, da haben die Schwestern die junge Gepa an Stelle der alten gewählt, weil

es ihnen in mancher Hinsicht ratsam erschien zum Besten des Stiftes. Ich habe die Wahl gut geheißen."

„Es gibt Bande, die gelöst werden können," warf hier der Kaiser ein, der bis dahin nachdenklich am Fensterkreuz gelehnt hatte, „sie wäre die erste nicht, — wir müssen sehen, was Papst Paschalis —" er brach ab, trat auf Rainald zu und sagte: „Was zwischen dieser Gepa und dir vorgefallen, hat mir der Kanzler erzählt; als ich bei ihm war, da ihn das Fieber bereits angestoßen hatte, bat er mich, ich solle ihr wie dir förderlich sein in jeglichem Vorhaben, soweit es gut und zu euerm Heile; ich ehre den letzten Willen meines Kanzlers, darum rede getrost, was ist dein Begehren?"

„Nichts begehre ich," erwiderte Rainald entschlossen, „nichts, als daß Ihr mich bei Euch dulden wollet als einen Kämpfer um des Reiches Ehre, wenn Ihr wieder nach Welschland zieht; denn ich weiß es, Herr, und wenn Ihr noch tiefer gebeugt wäret, als Ihr es heute seid, Ihr würdet nicht lässig sein, das Verlorene wiederzugewinnen. Ich will nicht reich werden durch die Hinterlassenschaft meines Paten, solange ich eigner Kraft vertrauen darf."

„Ich wollte dir eine Gabe bieten," versetzte der Kaiser rasch, „nun bietest du mir eine, bietest mir alles, was du hast, dich selbst! Reich mir die Hand, Rainald, ich nehme das Geschenk an und seinen Wert unterschätz ich nicht. Männer, wie du einer bist, habe ich bitternötig nach schlimmen Verlusten, unter den Mauern Roms liegen die großen Toten, eine Unsumme von deutscher

Kraft und deutscher Treue liegt dort begraben. Friedrich von Schwaben, der junge Welf von Bayern, Heinrich von Tübingen, die von Nassau, von Lippe, die Bischöfe von Regensburg, Speier, Verden, Prag, alle tot und Tausende und aber Tausende mit ihnen, es ist nicht auszureden, nicht auszudenken, dies Unglück."

Seine Züge hatten sich verzerrt im bittersten Gram, er warf sich in einen Stuhl und legte die Stirn in die hohle Hand.

Rainald stand erschüttert von dem Ton wilden Wehs, in dem der Kaiser die Klage laut werden ließ. „Herimann von Verden, auch er?" fragte er leise; „so ist wohl auch einer seiner Getreuen mit ihm gegangen, der mir ein lieber Freund war, Wenzel von Hoya —"

„Wenzel von Hoya, — auch er," bestätigte Friedrich dumpf, „ja, auch er —"

„Und Adolf von Schaumburg?" forschte Rainald mit zagender Stimme.

„Der nicht, der nicht," stöhnte der Kaiser, „der ist gefallen vor dem unseligen Zuge, oben bei Demmin haben ihn die Pommern erschlagen, nachdem ihn Wenden verraten." [85])

Rainald wischte sich die Augen.

„Dies Rom, dies Welschland!" warf Beatrix, die des Kaisers letzte Worte nicht beachtet hatte, gedankenvoll hin, „die römische Kaiserkrone ist das unheilvollste Gestirn am deutschen Thronhimmel, wollte Gott, es würde kein Kaiser mehr unter diesem Zeichen geboren."

Friedrich fuhr auf bei diesen Worten. „Weiber

reden, wie sie es verstehen," fuhr er Beatrix an, „ich rühme mich, daß jenes Gestirn mir geleuchtet, und ich erhoffe noch Segen von ihm. Ich habe die Erbschaft deines Paten angetreten," wandte er sich an Rainald, „der Kanzler war so reich, daß er auch einen Kaiser begaben konnte, wir wollen trachten, das Testament, das er uns verbrieft hat, zu erfüllen bis auf den letzten Buchstaben."

Unruhig schritt er im Gemache auf und nieder, alle Trauer war aus seinen Mienen entschwunden, Zornes-eifer beherrschte ihn; er hielt die Fäuste geballt von sich gestreckt, unheimlich glühten die hellblauen Augen.

„Der Pontifex muß herunter von seiner fast in den Himmel ragenden Höhe," rief er, „das weltliche Schwert soll zersplittern in seiner Hand, und nichts als der Hirten-stab soll ihm bleiben zur Führung seiner Herde. Hei! wie wird er jetzo frohlocken, daß der Herr mein Be-ginnen sichtbar als fluchwürdig gezeichnet, wie werden sie den deutschen Kaiser verspeien und verspotten, die eifrigen Söhne der Kirche mit den scharfen Zungen. Es ist das alte Lied, liegt der Papst zu Boden, so ist das eine Prüfung, die zu geduldigem Ausharren ermuntert, ist der Kaiser geschlagen, so sprechen sie: Siehe, er hat die Heiligtümer zerstört und die Säulen geworfen, siehe, nun hat der Fluch gewirkt, den er angezogen, wie ein Hemd. Aber getrost, wir wollen von vorn beginnen, noch sind wir jung und rüstig genug, und es soll der Tag kommen, wo jene sagen werden: Das ist der Mann, den wir für

ein höhnisch Beispiel gehalten in seinem tiefen Falle, und nun hat ihm Gott doch den Sieg gegeben."

Friedrich wurde ruhiger, er stand still am Fenster und blickte hinaus in den nebligen Morgen. „Eines nur," fuhr er gedrückt fort, „eines nur beschwert mir oftmals den Mut, daß wir in einem Jahrhundert leben, dem die starke Sonnenwärme mangelt, die nötig ist, unsere Saat zu zeitigen; daß der Boden noch nicht hinreichend locker für den triebkräftigen Samen, den dein Pate uns hinterlassen. Doch in großen Dingen ist es genug, das Rechte gewollt zu haben; wenn der Acker wüst bleibt, den wir bauen, werden andre nach uns kommen, die ihn aufs neue umbrechen und bestellen. Wir wollen nicht müßig sein, morgen geh ich nach Aachen, von da nach Bamberg, dorthin habe ich die sächsischen Fürsten zu einem Hoftage berufen, und du sollst mich begleiten, du zählst mit zu der Erbschaft des Kanzlers."

Mit Freuden willigte Rainald in das Anerbieten. Noch mancherlei redeten die Männer von der Lage der Dinge in Welschland, dann erschien ein Diener mit der Meldung, unten in der Halle sei alles bereit, und der Kaiser rüstete sich zum Aufbruch. Er bot Beatrix die Hand. „Halt es mir zugut, daß ich vorhin unwillig geworden," bat er, „der Mensch ist gereizt und ungebärdig im Mißgeschick, es war nicht böse gemeint."

Rainald hing ihm den goldgestickten Mantel über die Schultern und schritt ihm zur Rechten der Halle zu.

Dort hatte sich inzwischen die Gefolgschaft des Kaisers mit vielen Edlen und den Ersten der Priesterschaft aus

Köln und den umliegenden Bistümern versammelt; den Sarg umstanden Chorknaben mit langen, brennenden Kerzen.

Der Kaiser kniete am Katafalk nieder, barhäuptig harrten alle auf das Ende des Gebets, und als Friedrich sich erhoben und flüchtig ein Zeichen gegeben, begannen die Chorknaben einförmigen Sang, gliederstarke Mönche nahmen den Sarg auf sich, und langsam bewegte sich der Zug auf die Straße, wo die dichtgedrängte Masse des Volks seiner wartete. Hinter dem Sarge schritt in erster Reihe der Kaiser gebeugten Hauptes, ihm zur Rechten und Linken wandelten die Erzbischöfe von Trier und Mainz; heute hatte Christian von Mainz den gewohnten veilchenblauen Rock, den Schrecken der Welschen in der Feldschlacht, abgelegt, er ging im Trauerkleide, er dachte nicht an die Welt, an Streit und Frauenliebe, er dachte an himmlische Dinge, an den toten Freund, an dessen Stelle er nunmehr die Kanzlerwürde tragen sollte; seine Riesengestalt schien geknickt, er verbarg vor dem Volke die Thränen nicht, die er dem Geschiedenen nachweinte.

Feierlich wogte der Zug nach der Domkirche; den Altar der Marienkapelle hatte der Erzbischof Rainald mit einem uralten kostbaren Muttergottesbilde geziert, das er aus dem zerstörten Mailand heimgebracht, und auf der Südseite dieser Kapelle war ihm die Ruhekammer bereitet, auf daß er des Segens der hehren Himmelskönigin immerdar teilhaftig sei.

Erhebender Gesang durchflutete die Domkirche, hier

hatten sich die frommen Ordensschwestern der Stadt aufgestellt, die irdischen Reste ihres oberen Seelenhirten mit gottgeweihtem Liedton zu empfangen, nahe an der Gruft harrten die Ursulinerinnen, vor ihnen stand Gepa, sie hielt die Hände gefaltet und starrte zur Wölbung empor, nach der weißen Taube, die dort herniederhing mit ausgespannten Flügeldecken an silbernem Kettlein. Wohl hatte tiefe Trauer auf dies ernste, blasse Gesicht ihre Schatten geworfen, aber die Kraft der sieggläubigen Seele, die in dieser hohen, anmutenden Gestalt wohnte, war nicht gebrochen im Leide, der Gedanke, der hinter dieser kühlen Stirn arbeitete, hatte seine stetige Bahn wiedergefunden, die lichte Bahn zu ewigen Höhen. Mit frommer Würde trug sie die Priesterbinde um das gelbe Haar, aus der Liebeskönigin von Toul war eine Heilige geworden, und das weiße, gefältelte Stirntuch gab ihr einen reicheren Schmuck, als ihn die roten Rosen im Garten von Remiremont ihr verliehen hatten.

Unter Benediktion, Gebet und Gesang wurde die Bestattung vollzogen; Rainald merkte wenig von dem, was um ihn her vorging, er lehnte an einem kleinen Seitenaltar, er schaute unverwandt nach Gepa, es war ihm als wanke der Boden unter seinen Füßen, als müsse er jeden Halt verlieren, wenn er Gepa nicht mehr gewahre, als sei auch sie verloren, sobald er sie aus den Augen lasse. Und lauter waren seine Gedanken in diesem Anschauen, kein niedriger Wunsch drängte sich zwischen ihn und sie, frei von jeder Schlacke sinnlicher Leidenschaft, frei von dem Gewichte des Staubes suchte die Seele

die Seele, mit dem Empfinden unsäglichen Mitleids, mit den Augen voll unaussprechlicher Liebe.

Rainald hatte die Predigtworte, die der Erzbischof von Trier an der Gruft gesprochen, fast überhört, die Bewegung um ihn mahnte ihn, daß die Feier dem Ende sich nahe; er schickte sich mit mühsam zusammengehaltenen Gedanken zu einem Heilsgebete für seinen Paten und Wohlthäter, und als die Menge den Dom verließ, trat er zu Gepa, die mit den Schwestern noch am Grabe verweilte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte er sie mit weicher Stimme, durch die ein Ton herben Schmerzes ging.

Sie wandte ihm das Gesicht zu, und über die trauernden Züge flog ein schier überirdisch Licht.

„In alle Ewigkeit! Amen.“ erwiderte sie den Gruß und reichte ihm die Hand.

Die Schwestern wollten sich entfernen, aber sie winkte ihnen, bei ihr zu bleiben.

„Was soll ich dir sagen, Gepa,“ begann Rainald, „welchen Trost soll ich Ärmster dir geben an dieser Stätte, den du nicht schon hättest am Allerseelentage?“

„Sage mir, wie geschrieben steht,“ flüsterte sie, „der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an. Rainald, du hast den Toten geliebt, er war dein Vater geworden im Geiste, da er dich aus der Taufe gehoben, so gib mir die Hand an dieser Gruft und laß den Verklärten uns bitten, daß er uns segne.“

Ihre zitternde Hand lag in der seinen, sie standen

schweigend und schauten auf die Decke, die den Sarg verhüllte. Dann hub Gepa an: „Ich freue mich in meiner Trübsal, daß du zu mir gekommen, — jetzt muß ich fort, aber ich will dich noch einmal sehen ehe du heimkehrst. Hast du zu Hause, bei deiner Mutter, gefunden, was du suchtest?“

Er nickte. „Ich habe es, aber sie, die mir suchen half, ist von mir gegangen, sie weilt dort, wo dein Bruder ist.“

Mitleidig sah sie ihn an. „So bist du arm geworden wie ich,“ sagte sie mit tiefem Erbarmen, „laß es dir nicht leid sein, auch die Armen sollen getröstet werden. Komm vor der Vesper zu mir nach St. Ursula, dort in dem Fremdengemache vor der Kirche will ich dich erwarten. Willst du gewiß kommen?“

Er versprach es, sie gab den Schwestern ein Zeichen, nahm den silbernen Krummstab, der an einer Säule lehnte, und schritt ihnen vorauf aus der Kirche, nachdem sie Rainald flüchtig zugenickt hatte.

Dieser folgte den Jungfrauen in gemessener Entfernung. Er ging nach dem erzbischöflichen Hause und grüßte dort die alten Gefreundeten und Bekannten aus dem Gefolge des Kaisers, die ihm vieles berichteten, was er zu wissen begehrte von dem unglücklichen Zuge nach Rom. Wortkarg und gedrückt saß er dann unter den Gästen bei dem Mittagsmahl, das der Kaiser in der Pfalz hatte zurüsten lassen, ungeduldig harrte er der Dämmerung, und zeitiger als die Genossen verließ er den Tisch, um draußen in freier Luft sich zu ergehen

vor dem Zusammentreffen mit Gepa. Bald nach der vierten Stunde des Nachmittags klopfte er an die Pforte von St. Ursula; er fragte die Thürhüterin, die ihn ohne Widerrede einließ, nach der Äbtissin; sie winkte und glitt lautlos an der Wand des Kreuzganges vor ihm her, öffnete am Ende des Ganges das seitwärts vor der Kirche gelegene Fremdengemach und entfernte sich eiligst. Rainald trat über die Schwelle; das müde Flämmchen einer geschnäbelten Lampe, die von der Decke herniederhing, beleuchtete spärlich die weißgetünchten Wände des mäßig durchwärmten Raumes; neben dem dicht verhangenen Fenster lag auf dem Betpulte ein geöffnet Brevier, eine Bank zog sich an der Wand hin, vor der Bank stand ein Tisch, neben dem Tische ein Stuhl, anderweiter Hausrat war nicht vorhanden.

Rainald setzte sich auf die Bank, stemmte den Ellenbogen auf die Tischplatte und stützte den Kopf schwermütig auf den Arm. Er hatte noch nicht lange so gesessen, als eine Hand leicht durch sein Haar strich. Gepa stand neben ihm, er wollte sich erheben, aber sie bedeutete ihn sitzen zu bleiben und setzte sich ihm gegenüber auf den Stuhl.

„Es ist gut, daß du gekommen bist,“ flüsterte sie heimlich, „die Zeit ist kurz, die uns gegönnt ist, aber ich habe dir auch nicht viel mehr zu sagen, wenn ich dir auch viel zu danken habe“ —

„Gepa,“ unterbrach er sie traurig, „ich glaube, es wäre besser, ich wäre nicht gekommen. Die Kirche trennt uns, statt uns zu einen, wie wir es früher gedacht, die

Kirche hat dein Gelübde, sie hat nun alles, was mich einst froh gemacht, und mich selbst hätte sie, wäre mir nicht an der Pforte von Corvey die Botschaft von dem Heimgang deines Bruders zugerufen, und wären mir nicht von dem Kaiser andre Wege gewiesen."

Sie horchte aufmerksam, als er ihr erzählte, was ihm daheim begegnet, wie er dem heiligen Vitus den Rücken gewandt, da er sich kurz zuvor ihm ganz habe zu eigen geben wollen.

„Ob dir des Kaisers Dienst mehr frommt, als der Dienst der Heiligen, das mußt du selbst wohl am besten wissen, Rainald, ich rede nichts darein," sagte sie gefügig, „jeglichem kommen Winke von höherer Hand, der Unverständige sieht sie nicht, der Kluge merkt auf sie, aber sie sind oft vieldeutig, und ob du das Rechte gewählt hast, wer mag es sagen? Thu, was dir der Kaiser geraten und sei zufrieden mit deinem Lose, wie ich mit dem meinen."

Ungläubig sah Rainald sie an, seine Brust spannte sich weit über der Eichenplatte, und ein Rest des alten trotzigen Lachens lag auf seinem Antlitz.

„Zufrieden," sprach er kalt, „ich habe einmal einen Mann gefunden, dem von all seinem reichen Gut nichts geblieben war als das nackte Leben, der Mann fand sich zurecht in seiner Trübsal, aber zufrieden war er nicht. Die Erde gehört noch uns, aber sie bietet uns nichts mehr, und das himmlische Glück" —

Er brach ab und senkte das Haupt.

„Dünkt dir das so gering?“ fragte sie ängstlich, „und es ist doch reich und endlos. Dünkt dir das so fern? Und es ist doch vielleicht so nah. Wie Rauch und Schatten fährt dieses Leben dahin, wessen sollen wir uns getrösten, wenn wir jenes Glück nicht achten? Rainald,“ fuhr sie fort, streckte den Arm über den Tisch und ergriff seine Hand, „wir sind hier inmitten der Welt und doch weltfern, einsam, eins bei dem andern, wie ich es mir immer als das Liebste gedacht habe, bis auf diesen Ort und dies Gewand; so wie vorhin möchte ich einst zu dir treten und dich wecken aus dumpfem Traume, wenn die ehernen Posaunen erdröhnen in der Erzengel Händen zur seligen Auferstehung der Gerechten. Sage mir, daß auch du dich freust auf jene Stunde, auf das, was keines Menschen Ohr gehört und keines Menschen Auge gesehen hat, sag es doch, mir zum Troste.“

„Ja, ich freue mich darauf,“ versetzte er kleinlaut mit zärtlichem Tone, „hell jubeln will ich, wenn das geschieht, was du denkst, aber weitaus dehnt sich der Weg bis dahin, wir sind beide noch jung, Gepa, selig wären wir, dürften wir den langen Weg zusammen wallfahrten.“

Sie bewegte verneinend den Kopf, sah ihn mit stiller Wonne an und schwieg.

„Lieblich waren die sommerlichen Tage meiner Genesung, als ich neben dir leben durfte in der Pfalz, als ich die Lieder der römischen Dichter dir verdeutschen half und oft selber die Worte nicht fand im Anschauen

deines freundlichen Lächelns. Gepa," rief er und erhob sich langsam, „heute morgen in der Domkirche, als ich dich dort sah, ist mir jene Zeit wieder vor die Seele getreten, da ist mir auch von neuem klar geworden, wie nahe du meinem Herzen gestanden, du bist mir teuer gewesen, du bist mir heute teurer denn je, teurer in deinem Leide, in dieser Stunde, da ich auf immer von dir gehen soll. Du bist nicht irre geworden an mir, trotz all meiner Schuld, du glaubst noch heute an mich, und das, Gepa, das ist es, was mich trotz allen Wehs mit seliger Freude erfüllt. Die Liebe treibt immer Philosophie,[86]) ich habe mich befragt in tiefsinnigem Grübeln, ob meine Liebe zu dir wahr sei, da doch Jolinka —"

Sie bat ihn mit unruhiger Bewegung zu schweigen, aber er schwieg nicht. „Laß mich getrost von ihr reden," fuhr er fort, „jene ist tot, sie beirrt uns nicht mehr. Was sie mir gewesen, du hast es nächst mir am bittersten erfahren, und du hättest guten Grund, mich der Lüge zu zeihen, wenn ich meiner Liebe zu dir mich rühme, während ich jener gedenke. Gott mag mir gnädig sein, — wenn ich lüge, belüge ich mich selbst, ich weiß es nicht, wohin mich die stärkere Neigung gezogen, zu dir oder zu ihr. Das Leben hat mich fester an Jolinka gekettet, als an dich, du hast mich in keinerlei Unrecht verstrickt, du hast keine Opfer von mir gefordert, gemeinsames Leid einer gemeinsamen Schuld hast du nicht mit mir getragen, so mag Jolinka größere Gewalt über mich erlangt haben, aber du wirst nicht irren, wenn du denkst,

daß der bessere, lichtere Teil meiner Seele immer dein eigen gewesen ist."

Er war zu ihr hingetreten und hatte die Hand leicht auf ihren Arm gelegt.

Sie stand auf. „Laß das Vergangene ruhen," sagte sie ernst, „denke dem Künftigen nach. Für dieses Leben hast du jener gehört, das habe ich längst gewußt, doch es folgt ein andres, höheres Dasein, wenn es aus ist mit diesem zeitlichen Elend, und das weiß ich," rief sie stolz und leidenschaftlich, „als Pfand nehm ich das Wort, das du eben gesprochen: dann wird sie mir gehören, deine Seele, nicht die halbe, nein, die ganze, denn die Liebe, mit der ich dich geliebt habe, hört nimmer auf, sie kann nicht mehr getäuscht werden da oben, sie muß dich emporziehen in meine Arme, wenn mir die Heiligen ein Glück bereit halten als Gunst für den schweigenden Gehorsam, mit dem ich ihnen gedient habe. Das wollte ich dir noch sagen, Rainald, das wollte ich dir mitgeben auf deinen ferneren Weg und bitten wollte ich dich, daß du fortan in solchem Sinne meiner gedenkest. Weiteres verlange ich nicht von deiner Liebe, weiteren Trost vermag ich dir nicht zu geben, so geh jetzt und laß mich allein, wir sehen uns wieder, früh oder spat, nach Gottes Rat."

Hastig hatte sie die Worte gesprochen, sie stand vor ihm in hehrer Lieblichkeit mit feierlich gehobenem Arme, wie eine Erscheinung, die nicht von dieser Welt stammt; er faltete die Hände und blickte in die großen, feuchten Augen. „Ich kann es nicht," rief er mit gedämpfter

Stimme, „es ist zu schwer, von solcher Liebe zu lassen, von der einzigen, die noch mein ist; ich will nicht fortgehen, ich will den Kaiser bitten, daß er mein Wort mir zurückgibt, ich will das Priestergewand nehmen hier in Köln, dann werden wir uns sehen von Zeit zu Zeit wie Kinder des Lichts, deren Augen nichts trübt bei dem Ausschauen nach dem goldenen Tage, von dem du geredet."

Mit einem frohen triumphierenden Lächeln, als sei ihre Ahnung kommenden Glücks schon halb erfüllt, sah sie ihn an: „Du mußt fort, Rainald," sagte sie mit dem Tone bittender Überredung, „du mußt fort, mir würde es die gottgefällige Ruhe stören und die erhoffte Seligkeit vielleicht vernichten, wenn du in Köln bliebest; Rainald," flüsterte sie innig, und näherte die Lippen seinem Ohre, „ich glaube, ich habe dich doch um vieles anders geliebt, wie du mich geliebt hast, so muß ich auch anders wie du um die Krone kämpfen. In der Entsagung liegt mein Trost, meine Ruhe; einen schmalen Pfad muß ich wandeln, wirf nicht neue Dornen zu den alten, die schon auf dem Pfade liegen."

Gepa atmete tief. „Jetzt schmerzen sie nicht mehr so arg, die Dornen," rührend klangen ihre Worte wie die eines Tröstenden, der selber der Tröstung bedarf, „nicht mehr so arg, sie sind stumpf geworden durch die gläubige Hoffnung auf kommende Zeit; einst haben sie mir die Sohlen der Füße zerrissen, und am tiefsten haben sie mich verwundet in den Tagen vor Jolinkas Ende, als die Welt mir bitter geworden war und die Heiligen

sich von mir abgewandt hatten. Damals bist du zu mir gekommen und hast das Wort der Gnade für jene Arme, unselig Verirrte mir auf die Lippen gelegt, Rainald; die Blinden werden sehend und die Tauben hörend, bei mir hat die Heilung lange gewährt; und wenn ich nun vor dir auf die Kniee sänke und dir dankte, bis mir die Stimme zerbräche, es wäre noch nicht genug des Dankes für das, was du damals an mir gethan hast zu meinem Heile."

„Wer verlangt größeren Dank, als du ihn bethätigt hast?" fragte er bewegt; „keiner, weder Gott noch Menschen, Sepa! Mit jener Bitte um Gnade hast du alles beglichen, du hast die Schrift da erfüllt, wo es am schwersten war, du hast für die Feindin deines Glückes gebeten, und dein Bruder hat dich selig gepriesen vor meinen Ohren, weil du das gethan hast."

Ihre Mienen sagten, wie dies Lob sie beglückte, ruhige Heiterkeit lag auf ihrem Antlitz.

„So hat sich alles gefügt, wie es sich fügen mußte, nachdem die Lose täuschend und verwirrend geteilt waren unter uns drei; die Menge der Schuld ist von der Liebe hinweggenommen, Jolinka hat sich selbst gerichtet, das ewige Erbarmen wird ihr nicht mangeln, und mich wird sie nicht zu hart verklagen; wir aber streben aufwärts durch kurze Nacht dem Morgen zu. Wir wollen Abschied nehmen, Rainald, Abschied für dieses Leben, — ich bin glücklich gewesen, wie nur ein Weib es sein kann — durch dich — drüben im Bischofsgarten unter

dem Nußbaum und in Toul — sonst nirgends, — nirgends ganz —, leb wohl. —“

Thränen erstickten ihre Stimme, sie breitete die Arme nach ihm aus, er zog sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirn.

„Die Heilige wird mir nicht zürnen,“ rief sie mit leiser Klage und schlang den Arm fester um seinen Hals, „sie wird ermessen, wie er mir weh thut, dieser Abschied für das ganze Leben, ich bin ja nur ein Mensch, ein Weib wie andre, sie wird mir nicht grollen“ —

„Sie grollt dir nicht!“ erklang eine klare, wohllautende Stimme durch das Gemach, erschrocken wandten Rainald und Gepa sich nach der Thür, dort stand Beatrix am Arm des Kaisers, sie hatten draußen nach Gepa gefragt, die Pförtnerin hatte ihnen den Weg zu ihr gewiesen, sie waren geräuschlos über die Schwelle getreten und hatten die Abschiedsworte vernommen.

„Nein, sie grollt dir nicht, mein Kind,“ wiederholte Beatrix und schritt auf Gepa zu, „sie läßt dir durch mich den Gruß ihrer Gnade entbieten, wer solche Prüfung bestanden, ist ihr lieb und wert, denn er ist selig vor Gott.“

Wortlos stand Gepa vor ihr mit gesenkten Lidern. „Aber wäre ich auch eine Prophetin,“ fuhr Beatrix fort, „könnte ich auch viel Glück dir weissagen für kommende Zeiten, ich müßte doch mit dir klagen in gegenwärtiger Stunde, die das Letzte und wohl auch das Liebste dir nimmt.“

„Klaget nicht um mich, hohe Herrin," sagte Gepa, die ihre Fassung mühsam wiedergewonnen hatte, „denn schon ist das Schwerste überwunden. Wenn die Augen auf Erden vergebens suchen, was sie lieb gehabt haben, richten sie sich empor zu den Bergen, von denen die Hilfe kommt. Ich bin getrost, auch für mich ist noch eine Ruhe vorhanden."

„Und warum dies voreilige Entsagen?" fiel der Kaiser jetzt ein und bot Gepa die Hand. „Ihr seid beide jung und lebenskräftig, das Scheiden von Welt und Liebe ist euch herbe, wie ich vorhin gemerkt, das Hindernis aber, das euch trennt, ist wohl nicht unübersteiglich; wartet ab, was der heilige Vater Paschalis sagt, ihm dürft ihr vertrauen, denn euer Bruder und Pate hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Gepa, ich habe Euch gestern gesagt, was Euer Bruder mir zur Pflicht gemacht hat, auch du weißt darum, Rainald, nun sagt mir offen, was wollt ihr, was soll ich thun."

„Fraget sie allein," rief Rainald und wies auf Gepa; „Wahl und Entscheid stell' ich ihr anheim, ich füge mich ihrem Begehren, sie zu überreden wage ich nicht."

„So will ich entscheiden, daß es bei dem Abschiede bleiben soll und muß," begann Gepa entschlossen. „Könnte ich mit diesem Gewande Gelübde und Weihen ablegen ohne Zweifel und Reue, es wäre uns doch nichts nutze, mein kaiserlicher Herr, denn eine Schuld und ein Schatten stehen zwischen uns, sie verbieten uns, glücklich zu sein auf Erden, nur den Trost und die Hoffnung verbieten

sie uns nicht. Ihr habt Eure Pflicht gegen meinen Bruder reichlich erfüllt, ich danke Euch in seinem Namen für Euern guten Willen; lasset auch uns fortleben im Sinne des gottseligen Erzbischofs und wir thun es gewiß, wenn wir den Weg wandeln, den wir wandeln müssen, wenn er uns auch zuwenigst gefällt."

„Du hast es gehört, Rainald," sagte Friedrich mit leichtem Achselzucken, „gib mir die Hand, keiner ist auf der Welt, der ein besser Anrecht daran hätte als ich, nachdem jene verzichtet, aber es ist auch keiner da, der stärkeren Willen und größere Macht hätte als dein Kaiser, dich zu fördern auf löblichen Bahnen nach lockendem Ruhm, der dem Edlen das köstlichste irdische Kleinod nächst der Liebe."

Er sah ihm tief in die Augen, die mit vollster Hingebung an ihm hafteten.

„Nehmt sie hin," versetzte Rainald und legte die Hand in die seines Herrn. „Euerm und des Reiches Dienste soll sie angehören immerdar, Gott verhelfe ihr zu rühmlichem Thun."

„Und du, Gepa, komm an mein Herz", rief Beatrix, „du hast einen guten Kampf gekämpft, der Lohn wird dir nicht mangeln. Besuche mich bald in Aachen, mein Kind; wenn die Männer fern sind im welschen Lande, wollen wir ihrer uns erinnern in traulichem Wechselgespräche, wollen alle unsere Gedanken über sie tauschen und das himmlische Heil für sie und uns erflehen. Versprichst du mir den Besuch, Gepa?"

Sie nickte mit freudiger Zustimmung und barg ihren Kopf an der Brust der Kaiserin. Draußen von der Kirche her klang der Ton des Vesperglöckleins.

„Wir sind gekommen, der Seelenmesse für den Erzbischof beizuwohnen," bedeutete Friedrich, „die Feier beginnt, lasset uns gehen."

Noch einmal drückte Gepa flüchtig Rainalds Hand, dann eilte sie fort, und Rainald folgte dem Kaiserpaare in das Gotteshaus. Auf dem Chorgestühl zur Linken des Altars ließen die drei sich nieder, eine kurze Weile darauf erschien Gepa; angethan mit den Insignien ihrer Würde schritt sie den Schwestern voran und setzte sich mit ihnen auf des Altars andrer Seite. Mit heiliger Inbrunst feierte Christian von Mainz die Messe, dann schallte sein Predigtwort voll und klar durch die Hallen, und als er den Sermon beendet, als er mit mächtigem Brustton die Hymne begann: „Den Frieden, den die Welt nicht zu geben vermag, den schenke euch Gott," da intonierte Gepa mit heller Stimme den Gegengesang: „Der Friede sei mit euch." Und sie schaute nach Rainald hinüber mit grüßendem Neigen des Hauptes; er verstand des Grußes Bedeutung und erwiderte ihn heimlicher Weise.

Das war des Abschiedes letzter Wink. Gepa erhob sich, mit festem Griff nahm sie den silbernen Stab, sie führte die Schwestern hinaus durch die Pforte am Chor, gemessenen Schrittes trat sie einher mit schier königlicher Haltung, ihr Gesicht, das die Inful krönte, war wie

aus Stein geschnitten, aber auf ihren Lippen lag das Lächeln einer mit Gott und der Welt versöhnten Seele.

Der Kaiser beugte sich zu Rainald nieder und flüsterte: „Glaube mir, jene hat den Frieden gefunden, den sie für dich erfleht; wahre dir ihr Bild im Herzen und strebe ihr nach.“

Bald war die Kirche menschenleer, man hatte die Lichter ausgelöscht bis auf den Strahl der ewigen Lampe. Auch draußen auf den Friedhöfen verknisterten und verglühten die zuckenden Flämmchen unter der Last des feuchten Novembernebels, lichtlos und lautlos lag die Stadt früher als sonst, am Abend Allerseelen. Als aber die Nacht geschwunden, als der Schlaf gewichen, warfen die Menschen die Trauer hinter sich, schauten hinein in die Sonne, die den Nebel siegreich durchbrach, sannen über des Lebens alter Gewohnheit und dachten auf neue Freude.

Die Fremden verließen die Stadt, aus allen Thoren eilten Gäste, die dem Erzbischofe das Trauergeleit gegeben, ihren Heimstätten zu. Auf der Heerstraße nach Aachen bewegte sich der kaiserliche Reisezug, unter der Gefolgschaft ritt Rainald von Wieden; er ließ den Schimmel gemächlich schreiten, so daß er bald eine geraume Strecke hinter den Genossen zurückgeblieben war, kurz vor einer Biegung des Weges wandte er sein Roß, hielt an und schaute noch einmal sich um nach dem heiligen Köln. Vor ihm lag seitwärts der kahle Hügelabhang, an dessen Lehne des Judenackers nebelfeuchtes Geäst sich hob; eine Schar von Wildtauben, die von

Norden her wärmeren Strichen zuflog, flatterte mit Gurren und Kuhurufen darüber weg. Rainald schaute dem Schwarme nach, bis er seinen Augen entschwebt war, dann blickte er nach der andern Seite der Stadt, wo das goldig schimmernde Kreuz von Sankt Ursula hochauf ragte unter den spielenden Lichtern der bleichen Herbstsonne. Und als er längere Zeit nach diesem Kreuze hingesehen, war es ihm, während seine Augen sich leicht feuchteten, als wüchse dasselbe in die Breite und in die Höhe, mächtig und immer mächtiger, bis seine Arme die Welt überbrückten und seine Spitze den Himmel berührte. Da kniff er die Augen zu, die Erscheinung zu bannen, und als das Kreuz wieder in natürlicher, scharf abgegrenzter Gestalt vor ihm stand, nickte er nach ihm hin, als wäre ihm eine freundliche Offenbarung geschehen, warf das Roß herum und jagte dem Trosse nach.

Rainald von Wieden zog mit dem Kaiser nach Bamberg, später fuhr er mit ihm nach Welschland hinüber, und wenn man einer kecken Hypothese nicht mißtraut, darf man annehmen, daß er dem Rotbart auch in das heilige Land gefolgt ist und nach dem Tode seines ruhmwürdigen kaiserlichen Herrn auf den Mauern von Akkon den Sieg der Kreuzfahrer miterfochten und mitgefeiert hat. Dann aber schwindet jegliche Spur von ihm in der Geschichte, und wo er sein Haupt niedergelegt zu einem seligen Sterben, hat niemand erfahren.

Nachwort.

Unter den lateinischen Gedichten des XII. Jahrhunderts nehmen diejenigen des „Archipoeta" einen hervorragenden Platz ein; der eigentliche Name des Dichters, den man ob der Trefflichkeit seiner Lieder den Erzpoeten zubenannte, ist nicht bekannt, über ihn und seine Herkunft ist viel gestritten, die einen halten ihn für einen Lombarden, nur ein Italiener, sagen sie, habe Verse von solcher Schönheit und Glätte schreiben können; die andern behaupten, er sei Franzose und identifizieren ihn mit Walther von Lille; die dritten glauben, der Archipoeta sei Engländer und Walther Map habe den Übernamen „Erzpoet" geführt; die vierten endlich sind der Meinung, der Dichter sei ein Deutscher, seine engere Heimat sei Niedersachsen, der Erzbischof Rainald von Köln habe ihn — seinen Adoptivus — aus der Taufe gehoben und ihn während seiner Heerzüge in Italien in seiner Gefolgschaft gehabt. Wer den vorliegenden Roman gelesen, weiß, daß diese Meinung die richtige ist. Der Archipoeta schrieb seine Gedichte in den sechziger Jahren des XII. Jahrhunderts, er war mit seinem Paten, dem

Kanzler Rainald, in der Lombardei, er erzählt, daß dieser ihn für einige Zeit in ein Kloster gesteckt habe,

hic mihi, non aliis, vinum habundavit,
abbas bonus pastor est et me bene pavit;

wir erfahren weiter von ihm, daß er nach Salerno gereist und von dort krank, elend und arm zurückgekommen, und in der poetae confessio hören wir, wie er seinem hohen Herrn all seine Not und seinen tiefen Kummer beichtet und bittet, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Diejenigen, welche wissen wollen, wieweit der Bericht des Erzpoeten mit dem Inhalte des Romans übereinstimmt, verweisen wir auf die „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I., den Staufer," von Jakob Grimm, Berlin, 1844; verweisen überdem auf „Oskar Hubatsch, die lateinischen Gedichte des Mittelalters," Görlitz, 1870, und „Golias" von Ludwig Laistner, Stuttgart, 1879.

Dürftige Bruchstücke, welche in den Liedern des Archipoeta und in andern alten Skribenten zerstreut sich vorfinden und die oft willkürlich zusammengesetzt sind, bilden die Grundlage des Romans, die verbindende Phantasie hat das meiste bei dem Aufbau gethan, aber der historische Boden, auf dem das Gebäude errichtet, ist echt und fest, kein lockeres Geröll, kein Sand, sondern gewachsener Boden; nur gegen die Chronologie ist hier und da verstoßen, die Ereignisse sind näher aneinander gerückt, wo die rasche, lebhafte Fortführung der Handlung es erheischte.

Wenn das Charakterbild Rainalds von Wieden, wie der Roman es gibt, in manchen Zügen anders gezeichnet

ist, als der Archipoeta in seinen Gedichten sich darstellt, so mag man bedenken, daß der Dichter, den man an den meisten Stellen, wo er von sich redet, als einen Schalk erkennt, sich wahrscheinlich nicht selbst, sondern den Stand der fahrenden Schüler, dem er angehörte, hat malen wollen, daß er, vielleicht um der Komik willen, in dichterischer Übertreibung sich vor seinem Herrn im Liede schlechter dargestellt hat, als er war, denn er denkt keineswegs gering von sich, er berühmt sich seines ritterbürtigen Standes, er prunkt dann und wann mit seinen glänzenden Eigenschaften, die ihn weit über das Volk der Bänkelsänger stellen, und nachdem er eben den Prälaten aufgefordert hat, seine Börse zu ziehen und ihm Geld zu geben, nachdem er eben um einen neuen Mantel gebeten, sagt er:

mendicare pudor est, mendicare nolo.

Aus den Widersprüchen in der Schilderung der eignen Persönlichkeit läßt sich folgern, daß der Erzpoet mit seinen Gedichten als Vertreter der Klasse fahrender Sänger Augenblicks-Stimmungen hat Ausdruck geben wollen, ohne jedesmalige Rücksicht auf die eigne Person. Wenn er, wie Jakob Grimm a. a. O. sagt, lustig, verschwenderisch, ausschweifend, lumpig, bettelhaft erscheint, so läßt sich dem gegenüber nicht wohl annehmen, daß der Kanzler und Erzbischof einen Lumpen und Bettler in seiner nächsten Umgebung geduldet haben würde.

Der Archipoeta, der genialste lateinische Dichter des Mittelalters, dessen glänzender Geist, wie Hubatsch a. a. O. bemerkt, plötzlich auftaucht und wieder verschwindet,

ohne Spuren zu hinterlassen, wo er hergekommen und wo er geblieben, forderte den Romanschreiber, nachdem dieser sich des näheren mit ihm und der Zeit, in der er gelebt, beschäftigt, geradezu heraus, ihm zu neuem Dasein im Reiche der Dichtung zu verhelfen, und der Schreiber ging rüstig ans Werk. Was ihm die gelehrten Bücher nicht sagten, versuchte er dichtend zu ergänzen.

Eine alte kluge Frau im Pyrenäenwalde gab dem Rolandsknappen Audiol einst eine abgegriffene Münze, auf welcher Bild und Schrift kaum noch erkennbar waren; Audiol erprobte die Kraft der Münze, drehte und wendete sie grübelnd und sinnend, und bald fand er unter dem Kupferstück ein Goldstück von neuem Gepräge. So wie es der arme Audiol mit dem unscheinbaren Pfennige machte, soll es der Dichter mit dem alten, äußerlich vielleicht wertlos erscheinenden Stoffe machen, den ihm der gelehrte Historiker bietet, er soll ihn sinnend und grübelnd drehen und wenden und die Arbeit sich nicht verdrießen lassen, dann wird der Stoff die ihm innewohnende Kraft offenbaren, und es wird aus ihm ein ansehnlich Gebilde neuen Gepräges mit einigem Glück sich hervorbringen lassen.

In solcher Weise hat auch der Schreiber dieses Romans die Lieder des Erzpoeten und das, was gelehrte Männer darüber geschrieben, behandelt; die Arbeit war nicht leicht, einer gestaltenden und ergänzenden Phantasie bleibt immer viel zu thun übrig bei dem Wagnis, dem Menschen einer weit zurückliegenden Zeit zu neuem, frischem „Leben im Liede“ zu verhelfen. Die

Blätter der alten Chronisten hatten wenig Raum für Liebesmären, und um die Herzensgeschichten derer, die nicht „unter Krone gingen“, kümmerten sie sich kaum, wenn nicht etwa ein auffälliges Wunder damit zusammenhing.

Omnes illacrymabiles
urgentur ignotique longa
nocte.

Taucht aber einmal aus der langen Nacht, taucht aus den dürren, dürftigen Berichten der Annalisten eine leuchtende Erscheinung auf, und schickt man sich an, Näheres über ihr privates Leben zu erforschen, so ist das meist ein thöricht Beginnen, die Erscheinung schwindet spurlos vor den begehrlich nachschauenden Blicken, und man muß mit dem würdigen Geschichtschreiber Aventinus klagen: „Es sind dieser Zeit gar unfleißige unachtsame Leut gewesen, haben nichts gründtlichs eyngeschrieben.“ Das Forschen nach den näheren Lebensumständen der Schwester des Erzbischofs Rainald wird noch dadurch erschwert, daß innerhalb der Jahre 1135—1173 zwei Frauen, die den Namen Gepa trugen, Vorsteherinnen des Ursula-Stiftes in Köln gewesen sind. Denjenigen, welcher genaue historische Daten über die Gepa, von welcher hier erzählt, begehrt, verweisen wir an die Bewahrer der stiftkölnischen Urkunden, in deren Zeugenreihen sie öfters begegnet. Sollten jene Urkunden-Bewahrer aber bei etwaiger Frage nach dem Grunde oder Ungrunde unsrer Geschichte skeptisch die ehrenreichen Häupter schütteln, so wolle der geneigte Leser doch gütigst bedenken, daß ein Romanschreiber

auf dem Gebiete der Liebesfabeln zweifellos besser Bescheid weiß als ein Archivmann, und er wolle sich durch besagtes Kopfschütteln in keiner Weise beirren lassen.

Was sollen wir von der Hexe zu Bacharach sagen? Die Bücher melden von ihr mancherlei; freilich hält ein schwer zu zerstreuender Nebel auch ihr historisches Sein umdichtet, als aber der Verfasser an einem hellen Morgen — es war an einem Sedantage — in Bacharach bei der Flasche saß und sich dann nach Lorch übersetzen ließ, nachdem er Berg und Stadt genugsam durchmustert, da wurde ihm doch allerlei klar, was ihm bei seinen Studien zu Hause noch nicht klar geworden war; er sah manches, was die andern Leute trotz des hellen Morgens nicht sahen, und er hätte auch ohne Hilfe gelehrter Urkunden-Männer wohl die Stelle zeigen können, wo einst das Rheinzoll-Haus gestanden, an dem die Rose erblüht war, die Jolinka dem Schüler des heiligen Benedikt in den Ovid legte.

Dem Scharfsinne des Lesers mag es überlassen bleiben, zu finden, was von der Erzählung dem ernsten Bereich der Geschichte und was dem heiteren Bereich der Dichtung angehört. Ob der Primas, von dem wir geschrieben, jener Primasso des Decamerone, der einst von Paris aus den Abt von Clugny besuchte, ob er jener Nikolaus ist, von dem Caesarius von Heisterbach im dialog. Miraculor. dist. II. cap. 15 erzählt, daß er sich in ein Kloster bei Bonn eingeschlichen habe; ob Serlo von Bageux, der in einem vatikanischen Manuskripte als Dichter von Phyllis und Flora genannt wird und der

hier mit Hilarius, dem Schüler Abälards, identifiziert erscheint, in der That ein so närrischer, tragikomischer Gesell gewesen, auch das mag der Leser, sich zum Heil und uns nicht zum Schaden, selbst ergründen, wenn ihm Lust und Muße dazu nicht ermangeln.

Im übrigen darf auf die Anmerkungen hingewiesen werden, welche die Erzählung da, wo es geboten erschien, illustrieren, und da, wo von geschichtlichen Thatsachen abgewichen ist, sie berichtigen sollen.

Ob der Stoff, den der Historiker geboten, unter der Hand des Schreibers ein ansehnlich Gebilde neuen Gepräges geliefert hat oder ob die Arbeit des Drehens und Wendens diesmal nutzlos unternommen ist, das mögen kundige Männer beurteilen. Der Verfasser sagt was mehr als dreihundert Jahre vor ihm ein Liedkundiger „in des speten Frawenlob Thon“ gesungen:

Damit wil ich das mein gedicht beschliessen,
ich bitt euch al, habt daran kein verdriessen,
dass ir mich habt so lange hôren singen.
Ir sollt mir's han für übel nit,
dass ir nit zürnet ist mein bitt,
es is doch alleweg gewesen sitt,
dass man gern hôrt
new mär von alten dingen.

Anmerkungen.

1. Psalm 119. V. 59. Die vorkommenden Bibelstellen sind meist nach Lutherscher Übersetzung wiedergegeben, damit sie dem Leser gleich als solche kenntlich würden.
2. Gebräuchlicher Ausdruck. Mînes hercen éhlê ist tugende richer denne Baldinê. Grimm, Gedichte auf Friedrich den Staufer S. 76.
3. Derartigen Versen, in denen sich die fahrenden Schüler ihres Standes als Kleriker gegenüber den Laien berühmen, begegnet man häufiger. S. Hubatsch, Vagantenlieder des Mittelalters S. 22.
4. Über ein solches Pfingstfestspiel berichtet die Schöppenchronik von Magdeburg; s. Wilh. Hertz, Die Sage vom Parzival und dem Gral. Breslau. Dort ist auch von Würfelspielen, wie das hier erwähnte, welche zu Braunschweig abgehalten, die Rede. S. 34. 35.
5. Strophe aus einem längeren Liede, welches in Carmina Burana S. 141 ff. abgedruckt ist. Der letzte Vers ist hier verändert.
6. Diese Rede ist nach dem Initium sancti evangelii secundum Marcas argenti (Carm. Bur. S. 22 ff.), dem Gedichte De ruina Romae (Hubatsch, S. 54 ff.) und dem Gedichte Contra Ecclesiasticos juxta visionem Apocalypsis (Müldener, Walther von Lille, S. 19. Hubatsch, S. 60 ff.) bearbeitet.
7. De ruina Romae Vers 28 a. a. O. S. 57.
8. Sequentia falsi evangelii secundum Bacchum; s. auch ein solches officium lusorum in Carm. Bur. S. 248 ff.
9. Ficker, Rainald von Dassel, S. 37 not. 1.
10. Ebenda, wo S. 36 ff. über die Gesandtschaftsreise berichtet wird.
11. Über das Jahr der Geburt des Kanzlers und über das seiner Schwester ist Genaueres nicht bekannt. Die Angaben mußten daher willkürliche sein.

12. Erat quaedam sancta virgo nomine Hildegardis, quae per spiritum vidit ipsum Arnoldum citius moriturum: scripsisse quoque dicitur ei in haec verba: Pater prospice tibi, canibus enim sunt funes abstracti, quae insequuntur te. v. Conradi episcopi Chron. Mogunt. in Christ. Urstisii Germ. historic. pag. 571.
13. Nach Ficker a. a. O. S. 131 soll Gepa mit dem Magdalenenkloster in Streit über den Blutacker gewesen sein, als sie schon Äbtissin war.
14. Über den Fürstentag in Erfurt s. Ficker a. a. O. S. 38. Auf diesem Fürstentage wurde auch über die Hilfe gegen Mailand ein Beschluß gefaßt, nach welchem der Kanzler mit 500 Geharnischten dem Kaiser zuzog.
15. Spangenberg, Chronik der Grafen von Holstein-Schaumburg, S. 40.
16. De ruina Romae, V. 14. 15.
17. Über die Stellung Englands, Frankreichs ꝛc. zu Alexander gibt Ficker a. a. O. S. 35 ff. nähere Auskunft; auch über die Vollmacht des Kanzlers.
18. S. hierüber den interessanten Vortrag von Karl Bartsch in Heidelberg „Das altfranzösische Volkslied," abgedruckt in Nord und Süd Bd. 21.
19. Caesarius von Heisterbach, auf dessen Dialogus miraculorum dist. 2. cap. 15 hier verwiesen wird, nennt Dietkirchen nicht, sondern spricht nur von einer ecclesia apud Bonnam. Die von Caesarius berichtete Begebenheit ist ohne jeden historischen Grund hier eingeflochten. Dietkirchen war ein Frauenkloster; in den Krankenzellen eines solchen wurden auch wohl Mannspersonen beherbergt.
20. Quot sunt flores in Hyblae vallibus, quot redundat Dodona frondibus etc. Carm. Bur. p. 168.
21. Ob diese ältere Gepa eine Verwandte der jüngeren Namensschwester, ob sie deren Patin war, konnte nicht ermittelt werden. Bei der Übereinstimmung des seltenen Namens ist letzteres immerhin wahrscheinlich.
22. Felix Dahn, Bausteine, 1 Reihe, S. 228 f., wo über die Johannisfeier mehr zu lesen.

23. Refrain eines alten Liedes.
24. In der unter 12 citierten Chronik von Mainz sind die Händel dieser Stadt mit Arnold von Selenhofen näher erörtert. Der Sturm der Bürger auf das Kloster St. Jakob ist abweichend von der geschichtlichen Überlieferung reicher ausgeschmückt.
25. Erat quidam Abbas in claustro Eberbach — qui ipsum Arnoldum — saepe arguit et imminentia pericula intimavit. Conrad. episc. Chron. Mogunt. p. 571.
26. Ibid.
27. Über Ilsan, eine der köstlichsten Figuren mittelalterlicher Poesie, s. das Rosengartenlied.
28. S. oben unter 14.
29. Vgl. Voigt, Geschichte des Lombardenbundes, S. 1.
30. Vgl. Bartsch, das altfranzösische Volkslied, wo ein ähnliches Lied: Nachtigall die ist mein Vater 2c.
31. Ob und inwieweit sich der Kanzler bei diesem Vorfalle „Wortbruch und Gewaltthat" hat zu schulden kommen lassen, läßt sich nach den Quellen nicht bestimmen. Ficker a. a. O. nimmt an, daß er um das zugesicherte Geleit gewußt habe; s. das. S. 40 f.
32. Über diese Verbannung ins Kloster meldet der Archipoeta:

    Interim me dominus juxta psalmum David
    regit et in pascue claustro collocavit.

    Das Kloster, welches er nicht nennt, ist hier Breme genannt, weil es dem Verfasser am bequemsten lag. Das Kloster Novalesa wurde nach seiner Zerstörung im X. Jahrh. nach Breme verlegt, das Hauptkloster blieb auch hinfort Novalesa; um das Jahr 1000 wurde Novalesa restauriert (sub abbatibus Bremetensibus). S. hierüber Pertz, Monum. Germ. Scriptores, tom. VII., wo das chron. Novalicense, von Bethmann ediert, abgedruckt ist.
33. Von einem Schüler, der solchergestalt von einem alten Klosterbruder unterwiesen wurde, erzählt Thietmar von Merseburg in seiner Chronik.
34. Is (chronographus) fuit in monasterio ut videtur Bremetensi. Post cum propinquo suo Bruningo Novalicium adiit, tunc in ruinis jacens, ibique per triennium saltem

habitavit. S. Bethmann in der Einleitung zum chron. Noval. Pertz, Script. tom. VII. Der Verfasser der Chronik von Novalesa, mit dem die erfundene Person des Asinarius hier in gewisser Weise identifiziert erscheint, lebte im elften Jahrhundert.

35. Voigt, Geschichte des Lombardenbundes p. 32 not. 1 und die dort citierte Bemerkung aus Calchi, hist. patriae.
36. S. die Anekdote bei Grimm und Schmeller, lat. Ged. des X. u. XI. Jahrhunderts, S. 335, wo sie von einem gewissen Heriger erzählt wird.
37. Von Caliendrum, Haarhaube, altfranzösisch calandre. Gâlander die Haubenlerche; der zisik und der galander V. 16895 in Tristan und Isolde, herausgeg. v. von der Hagen. s. das Wörterb. dazu.
38. Die Verse sind aus der Invectio contra avaritiam. Siehe Hubatsch a. a. O. S. 54. Die übrigen zwei Verse sind hinzugesetzt.
39. Das Lied ist nach dem in den Carm. Bur. p. 216 befindlichen gefertigt. Dort begegnet auch in einem andern Liede das Wort cicha des Refrains. Das rote Mündelein kommt in den Liedern jener Zeit sehr häufig vor. Vgl. die altdeutsche Erzählung vom roten Munde, herausgeg. v. A. von Keller. Tübingen 1874.
40. „Das Meum est propositum ist vielleicht das populärste der Vagantenlieder. In Klöstern und auf Universitäten ist es heimisch geblieben bis auf unsre Tage.“ Hubatsch a. a. O. S. 51.
41. Über den Namen Goliarden s. Laistner, Golias, in der Einleitung.
42. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 1. S. 227. Dahn, Bausteine, Bd. 1. S. 495.
43. Der Name des derzeitigen Abtes von Breme-Novalesa war nicht zu ermitteln. Der Schilderung von Rothards Persönlichkeit liegt lediglich der Vers des Archipoeta: Abbas bonus pastor est, et me bene pavit, zum Grunde.
44. Matthaeus Novellus (woraus Neuling—Neveling gebildet) nennt ihn Paudulphus Collenutius, hist. Neapol. Andre, auch Hugo Falcandus, de Siciliae calamitatibus, nennen

ihn Matthäus Bonellus; er soll ein Schwiegersohn des Majo gewesen sein. S. hierüber: Besoldus, narratio rerum a regibus Hierosolymorum, Neapoleos, Siciliaeque gestarum p. 496 ff., woselbst die genannten Geschichtschreiber angeführt und die hier erzählte Geschichte des Aufstandes in Palermo näher erörtert ist. In G. F. von Hoffweiler, Sizilien, ist angegeben, Bonellus habe Majo im Jahre 1160 ermordet.

45. Über La Cala und die Lage des Hafens im Mittelalter s. Hoffweiler, Sizilien, S. 25 f.
46. Derartige Verbote, Liebende zu stören, finden sich in Grimm, Weistümer.
47. Joculatares, goliardi seu bufones kommen mehrfach in den Synodal-Statuten vor.
48. Augustinus Bekenntnisse, Buch 5, Kap. 3.
49. Über das Pfingstfest auf der Mersche bei Magdeburg s. oben unter 4.
50. Meinecke, Beschreibung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten und Kunstsachen der Stadt Magdeburg. S. 1 f.
51. „So sal der brudgam dan den rynck nemen ind stechen dan den rynck der bruyt in iren vynger neyst dem kleinen vynger," u. s. w. Kölner Trauformel aus dem 14. Jahrh., in Wallraff, Samml. von Beitr. z. Gesch. der Stadt Köln. s. Friedberg, Kirchenrecht, 2. Aufl. S. 343, in not. 31.
52. Konrad war Bischof bis 1142. s. Meinecke a. a. O. S. 33.
52a. Ovid, Heroiden IV, Vers 148.
53. An die Händler in Genua, dem Hauptsitze des Levantehandels im Mittelalter neben Venedig, wandte man sich meist, wollte man solche Tänzerinnen dingen.
54. Es war eine allgemein verbreitete Meinung im Mittelalter, daß die Gebeine des Aristoteles auf Sizilien bestattet seien.
55. S. oben unter 44.
56. Albidiam vero Rogerius rex — adeo adamasse dicitur, ut ea mortua animi fere moerore confectus fuerit, quare memoriam illius, sumptuosissimo Panormi extructo tumulo prosequutus est. Petri D'Ebulo carmen de motibus Siculis, ed. Sam. Engel, p. 3, not. g.

57. Fälle, in denen Blutrache geübt, sollen in Sizilien noch in neuerer Zeit vorgekommen sein. Vgl. auch Hoffweiler, Sizilien, S. 102.
58. Horaz, Oden, III. 9.
59. Ich bin, wie selten ich sie sah, den Augen fern, dem Herzen nah. Bartsch a. a. O. Der Ausruf „Tralala“ kommt in den altfranz. Liedern wohl vor. S. ebendas.
60. Daß Serlo von Bagenx der Verfasser von Phyllis und Flora, darf nach dem erwähnten vatikanischen Manuskripte angenommen werden.
61. Bei dieser Selbstanklage Rainalds ist die poetae confessio des Archipoeta berücksichtigt.
62. „Derselbige Asso (vom Thurne) trat zu dem Herrn Rainald und bat ihn, daß er sicher und heimlich dürfte zu ihm gehen. Als ihm dieses vergönnt ward, da bat er den Bischoff, daß er ihm Gnade möchte erlangen beim Kaiser.“ Die Legende von den heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim, bearbeitet von Gustav Schwab.
63. Ottonis et Acerbi Morenae historia. Comeditque imperator et imperatrix cum coronis in capite, — et fuit ipsum convivium in curia episcopi, — fuitque ibi maxima laetitia, maximumque gaudium.
64. Der Kaiser soll sie zuerst dem Bischofe von Lüttich und erst später dem Erzbischofe von Köln geschenkt haben. Von andern wird diese Nachricht der Lüttticher Quellen als irrig hingestellt. s. Ficker a. a. O. S. 62.
65. Diese Verse sind von dem Archipoeta, wie auch die folgenden Princeps terrae principum u. s. w. Die ersteren sind jedoch nicht an die Kaiserin, sondern an den Kanzler gerichtet. S. Grimm a. a. O. S. 61. 62. 64.
66. Acerbus Morena schreibt, er sei als Podesta von Lodi bei dem Feste gegenwärtig gewesen. Von der Auffindung der heil. drei Könige berichtet er in seiner Historia nur flüchtig.
67. S. Ficker a. a. O. S. 59. 60.
68. Hrotsuitha, von den Thaten Oddos, V. 420 ff.
69. Die Darstellung ist nach dem in Haupts Zeitschrift für deutsch. Altert. Bd. VII. abgedruckten Liebeskonzil und dem Gedichte von Phyllis und Flora gearbeitet.

70. Abt Wibald hatte dem Kanzler die Stratagemata Polyaens zugesandt, als Rainald noch Propst war, wie aus dem Briefwechsel beider hervorgeht.
71. Aus Johann von Hildesheim S. 197.
72. In Gottfried Hagens Reimchronik der Stadt Köln wird ein Schöffengericht des Stiftes St. Pantaleon erwähnt. S. die Reimchronik, herausgeg. v. Stadtrat von Groote. Anm. zu Vers 1462.
73. Dieser Name ist gewählt nach einem Hardevust, der, zufolge der vorerwähnten Reimchronik, in der späteren Zeit als Kölnischer Gerichtsvogt eine Rolle spielte.
74. Über die Formen, in denen das gerichtliche Verfahren jener Zeit im allgemeinen sich bewegte, s. Planck, das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter.
75. Sachsenspiegel, Buch 2. Art. 13. Swilch christen man ungeloubic ist oder mit zcoubere umme gêt, — den sal man ûf der hurt burnen.
76. Die „Weberschlacht", mit der unter 72 erwähnten Reimchronik herausgegeben, nennt dies Gefängnis in Vers 29.
77. Caesarius von Heisterbach, dialogus miraculorum, dist. V. cap. 19. Cumque ei demonstrassent magistrum Arnoldum, ex manibus illorum elapsa, facie veste tecta, super extincti corpus ruit, et cum illo in infernum perpetuo arsura descendit. Caesarius beendete, nach Grimm a. a. O., sein Werk im Jahre 1222. Die Ketzerverbrennung geschah unter dem Erzbischof Rainald zu Köln am Judenfriedhofe (juxta cimiterium Judaeorum). Mit der vorliegenden Erzählung ist der Bericht des Caesarius ganz willkürlich verflochten.
78. Höxter. S. darüber: Schücking, das malerische und romantische Westfalen.
79. Daß Wibald mit den Schriften Senecas vertraut war, geht aus einem seiner Briefe an Rainald von Dassel hervor.
80. Diese Meinung findet man noch heute im Volke verbreitet. S. auch Freytag, Bilder aus der deutsch. Verg. S. 409.
81. Das Bild, welches hier von Wibald entworfen, entspricht weniger dem Ölgemälde in der Bildergalerie von Corvey, welches ihn darstellt, als den Abbildungen nach alten Siegeln,

welche Falka in seinen traditiones Corbeienses von ihm gibt. Die Bilder jener Galerie der Äbte von Corvey sind neueren Ursprungs, die ältesten sind wohl frühestens Ende des 17. Jahrh. gemalt.
82. Verse aus dem hortulus des Walafried Strabo.
83. Moritz Carriere, Abälard und Heloise, Einleitung Seite XXXIII f.
84. Nach Carm. Bur. p. 179. Der winder der heiden tet senediu not u. s. w.
85. Spangenberg, Chronik der Grafen von Holstein-Schaumburg p. 39.
86. Wort der Diotima an Sokrates.

Übersetzung der eingestreuten lateinischen Verse.

aestimetur autem ff.

Unwert ist der Laie, denn er lebt in Stumpfheit.
Ohn ein höher Trachten wandelt er in Dumpfheit.

Ave formosissima ff.

Sei gegrüßt mir Huldgestalt, schimmernd Weltgeschmeide,
Aller Jungfraun Krönlein du, in dem Erdenleide
Meines Lebens Licht und Trost, Rose auf der Heide,
Sei gegrüßt mir Huldgestalt, liebste Augenweide.

Meum est propositum ff.

Muß es einst geschieden sein aus dem Weltgefilde,
Will ich sterben bei dem Wein hinterm Wirtshausschilde,
Leise fleht in Litanei'n dann der Engel Gilde:
Richte dieses Zecherlein, ew'ger Vater, milde!

Rainaldus comes ff.

Tausendmal grüß ich dich! Graf Rainald rät seinem Rainald:
Gepas magdliches Bild halte vor Augen dir stets!

Qui mihi nunc saevit ff.

Dich verschone die Lieb, welche mich jetzo verzehrt.

Odi profanum vulgus et arceo!

Gemeines Volk, dich haß ich und meide dich!

Auri sacra fames!

Leidiger Hunger nach Gold!

Sit tibi frons laeta ff.

Zeig mir ein fröhlich Gesichte, drum bitt ich bei meinem Gedichte!
Jeglicher preiset dich hoch vor der Welt an jeglichem Orte,
Deine Thaten jedoch stehn hoch über jeglichem Worte!
Ich grüße dich, Königin!

Princeps terrae principum ff.

Kaiser Friedrich, Herrschergeist über allen Thronen,
Dessen Heerhorn Schrecken gellt rings, wo Feinde wohnen,
Sei gegrüßt mir, Herr der Welt! Unter deiner Kronen
Muß jedwedem Guten sich der Gehorsam lohnen!

Ortus dedit occidenti ff.

Diese drei, dreimal verloren,
Haben sich jetzund erkoren
Köln zu ihrem Gnadenort;
Gaben aus dem Morgenlande
Sind, dem steten Glück zum Pfande,
Nun des Abendlandes Hort.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Von demselben Verfasser ist ferner in der J. B. Metzler-schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen:

Fahrtgeschichten.

Ein Itinerarium.

1883. Preis: in Pergamentpapier geheftet 3 M.,
sehr eleg. geb. 4 M. 50 Pf.



